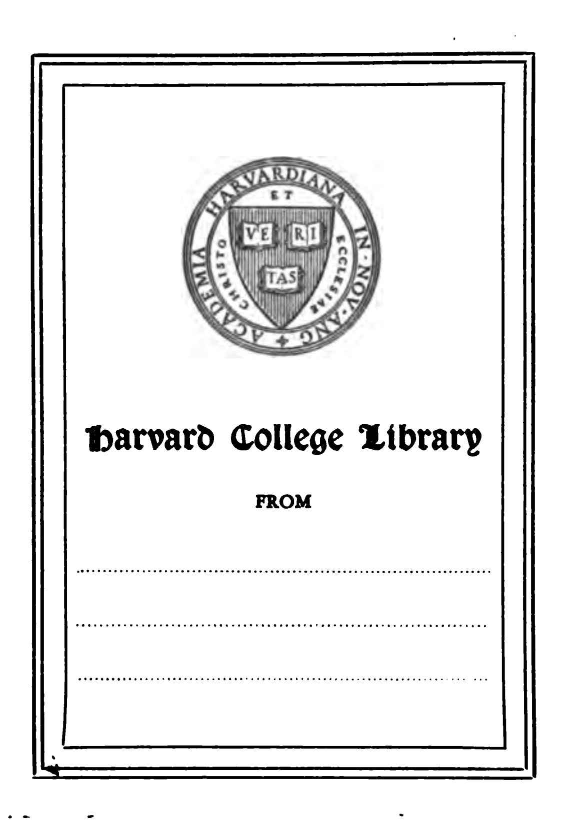
Heinrich Heine

Aus seinem Leben und aus seiner Zeit

Von Gustav Karpeles


HARVARDIANA
ET
VE RI
TAS
CHRISTO
ECCLESIAE
ACADEMIA IN·NOV·ANG
Harvard College Library
FROM



Gemalt v. Moritz Oppenheim 1831. Hel. Meisenbach, Riffarth & Co. Leipzig

HEINRICH HEINE.



Heinrich Heine

Aus seinem Leben und aus seiner Zeit ❧ ❧ ❧ ❧ ❧ ❧ ❧

Von Gustav Karpeles ❧ ❧ ❧

Leipzig 1899
Verlag von Adolf Titze.





Vorwort.

Aus dem gleichen Bestreben wie meine früheren Arbeiten über Heine ist auch dieses Buch hervorgegangen. Es soll einerseits die vorhandenen Lebensbeschreibungen des Dichters ergänzen und andererseits soll es zu einer rechten Würdigung Heines beitragen und wenigstens einige von den vielen Vorurteilen zerstören, die man noch immer gegen ihn hegt. Nicht um das Büchergedränge zu vermehren, habe ich alles, was ich in den letzten zwölf Jahren geschrieben, in diesem Buche gesammelt, sondern ich befolge damit den bestimmten Zweck, dem ich nunmehr seit dreißig Jahren einen großen Teil meiner Lebensarbeit geweiht habe: die Einsicht in die menschliche und dichterische Bedeutung Heines zu fördern und zu heben.

Ich weiß sehr wohl: was ich hier zu schildern versucht habe, sind nur einzelne Beziehungen und Gesichtspunkte, von denen aus man das Leben des Dichters betrachten kann und muß; aber sie scheinen mir doch die wichtigsten, weil man von der Höhe aus, auf die sie uns führen, eine freie Uebersicht gewinnt und das Bild des Mannes so gleichsam mit einem Blicke überschauen kann.

Mein Buch erscheint zum hundertsten Geburtstage des Dichters oder mindestens zu dem Tage, der allgemein als solcher gilt. Das

wäre just der rechte Moment, von dem aus eine neue Periode unbefangener, von Vorurteilen und Parteirücksichten gleich freier Würdigung Heinrich Heines anheben könnte.

Wenn mein Buch zu diesem großen Ziele auch nur den Weg zeigen sollte, so hätte es seinen Zweck überreich erfüllt.

Während des Druckes ist die einzige Schwester Heines, Frau Charlotte Embden, an der Schwelle ihres hundertsten Lebensjahres am 14. Oktober in Hamburg gestorben. Sie hat auch die Entstehung dieses Werkes noch mit ihrem freundlichen Interesse begleitet. So sei es auch ihrem Andenken geweiht!

Es bleibt mir zum Schlusse nur noch die angenehme Pflicht übrig, allen denen zu danken, die mir durch Ueberlassung von wertvollen Bildern und Autographen, die den künstlerischen Schmuck dieses Buches bilden, ihre Unterstützung haben angedeihen lassen, vor allen den Herren Generalarzt Dr. Graßnick, Martin Popper, H. Baschwitz, O. Heese, sowie den Frauen Prof. Boer, Julie Hensel, Helene Hirsch, Amtsgerichtsrat Sethe, Johanna Rab in Berlin, den Herren Baron Ludwig v. Embden in Hamburg, H. Haessel in Leipzig, Oswald Heinemeyer in Bückeburg, A. L. Hasselriis in Rom, Frau Dr. Apfel in Köln, den Verlagshandlungen von E. H. Schroeder in Berlin, Weber in Bonn, Baumgärtner in Leipzig und — last not least — meinem Herrn Verleger, der mir mit seinem Rat die Sammlung und Sichtung des weithin verstreuten Illustrationsmaterials wesentlich erleichtert hat.

Berlin, im November 1899.

G. K.



Inhalt.

Erstes Buch.
Aus der Jugendzeit.

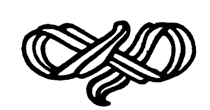
Zweites Buch.
Lehr- und Wanderjahre.

Drittes Buch.
Im Exil.

Viertes Buch.

Die Nachwelt.

Beilagen.



Heinrich Heine

Aus seinem Leben und aus seiner Zeit.



Erstes Buch.
Aus der Jugendzeit.

Erstes Kapitel. Der Ahnensaal.

Es ist eine für die immer wachsende Gemeinde der Verehrer des Dichters sicher bedeutungsvolle Wahrnehmung, daß auch bei Heinrich Heine der Genius sich auf einem Boden angebaut hat, der für eine solche Aussaat empfänglich war. Schichten von Geschlechtern setzen eben alles voraus, was eine Geschichte zu haben berufen ist. Wir können jetzt durch gelehrte Forschungen den Stammbaum der Familie bis in den Ausgang des 16. Jahrhunderts verfolgen.

Was hätte Heine selbst darum gegeben, wenn er einmal diesen Ahnensaal hätte betreten können, oder wenn er — ich kann das Wortspiel nicht unterschlagen — von seinen Ahnen auch nur eine Ahnung gehabt hätte? Er hat aber nicht viel von ihnen gewußt, und das wenige, was ihm bekannt war, hatte er den Erzählungen alter Muhmen zu verdanken, die sich bekanntlich nicht immer streng historisch ausdrücken. Eine geschichtliche Quelle sind also seine Mitteilungen keineswegs, und ein Familienhistoriker mußte ganz andere Quellen aufsuchen. Erst seit kurzer Zeit kennen wir aber die Familie Heines; wir besitzen nun sogar ihren weitverzweigten Stammbaum in einer Ausdehnung, wie sie bei den deutschen Juden leider selten ist; wir wissen, daß die Ahnen des Dichters fast durchweg angesehene und gelehrte, durchweg aber fromme und gebildete Männer und Frauen gewesen sind, und die Liebhaber der Vererbungstheorie können nun an das Entwickelungsergebnis verschiedener Geschlechter ihre mehr oder minder geschickten Kombinationen knüpfen.

Aber selbst wer dieser Theorie nur kühl gegenübersteht, wird nicht in Abrede stellen können, daß auf der Abfolge von Geschlechtern doch wohl alles beruht, was jemals groß und bedeutend in der Geschichte gewesen ist. Wie kleinlich nimmt sich dem geistigen Erbadel gegenüber, dessen Bild uns die Familiengeschichte Heines aufrollt, die Streitfrage aus, die ja nun auch längst entschieden ist, ob die Familie bloß ihres holländischen Ursprungs wegen sich van Geldern oder eines nicht existierenden Adelsdiploms wegen von Geldern zu nennen berechtigt war!

Dieser geistige Erbadel war vor allem in der Familie der Mutter des Dichters zu Hause, und die Betrachtung gilt also zunächst dem Geschlecht, aus dem die Mutter, die ja auf ihren Sohn einen so großen Einfluß ausgeübt, hervorgegangen ist. Ihre Urgroßeltern, Großeltern, Eltern und Verwandten wurden zu geschichtlichem Leben erweckt, so daß die Ahnenprobe Heinrich Heines nachweislich neun Generationen hinauf uns zu dem Ursprung seines Geschlechts leiten kann. Jeder Ring in der Kette ist ja wert, daß der forschende Blick bei ihm verweile, wenn an ihrem Ende als krönendes Schlußglied Heinrich Heine steht.

Aber die Wiege seines Geschlechts stand nicht am Rhein, wie der Dichter selbst wohl noch geglaubt hat. Die Wanderung führt uns bis an die Ufer der Donau, in das schöne Ungarland, wo trotz der Beschränkungen, welche auch dort auf ihnen lasteten, einige Juden zu öffentlicher Bedeutung und zu einer für jene Zeitläufte besonders merkwürdigen Stellung im Dienste des Staates sich aufzuschwingen vermochten. Einer der Tüchtigsten von ihnen war am Ausgang des siebzehnten Jahrhunderts Simon Michael in Wien und später in Preßburg, daher er wohl auch den Namen Simon Preßburg führte. Seine Glaubensgenossen ernannten ihn zum „Vorsteher der gesamten Judenschaft in Ungarn". Die Lokalgeschichte erzählt uns sehr umständlich von seinen Finanzoperationen im Dienste der Kaiser Leopold I. und Joseph I., welch letzterer seinem Münzjuden Simon Michael das Privileg verliehen hat, sich wieder in Wien ansiedeln zu dürfen. Einen Schutzbrief aber zu erlangen, war trotz der „treu gehorsamsten Dienste", die er dem Staate leistete und die von diesem auch anerkannt wurden, erst unter Karl VI. möglich. Gerade damals hatte seine Tochter Sara Lea dem Sproß einer der angesehensten Familien am Rhein die Hand zum Herzensbund gereicht. Sein Schwiegersohn war Lazarus, der Sohn Josephs van Geldern, der von Düsseldorf nach Wien gekommen war. In dem Schutzbrief für diesen (1716), der als Buchhalter des Handlungshauses in das Privileg mit eingezogen war, wurde die Erwartung ausgesprochen, er werde „ganz treu und unklaghaft ohne alle ärgernuß, gleichwie von ihme Juden Simon Michel und denen seinigen die guete Mainung ist, sich verhalten". Simon Michael starb am 10. April 1719. Der Grabstein kündet, daß unter ihm „ein Wohlthäter und Schirmer seiner Glaubensgenossen, ihr Anwalt und Fürsprecher vor Fürstenthronen, ein Schulstifter und Synagogenbegründer, ein Befreier der Gefangenen und ein Tröster der Beladenen" ruhe.

Sein Schwiegersohn, Lazarus van Geldern, war damals kaum 24 Jahre alt. Dessen Schutzbrief hatte auf 10 Jahre gelautet. Drei davon waren bereits abgelaufen. Zunächst blieb Lazarus an der Seite seines Schwagers, der das Werk des Vaters fortsetzte, weiter in Wien im Geschäftshause thätig. Das Erlöschen des Privilegiums wartete er aber nicht ab, sondern etwa 1725 begab er sich wieder nach der Heimat.

Dort stand sein Vater Joseph oder, wie man ihn in der „Gasse“ damals nannte, Juspa van Geldern, in hohem Ansehen. Er erfreute sich nicht nur bei seinen Glaubensgenossen, sondern, was damals gewiß noch sehr selten war, auch im öffentlichen Leben hoher Anerkennung. Einer seiner Ahnen war wahrscheinlich entweder aus dem holländischen Geldern nach Deutschland oder, was noch wahrscheinlicher, aus der benachbarten Stadt Geldern in Düsseldorf eingewandert und hat dadurch den Nachkommen den Namen Geldern oder „van“, d. h. aus Geldern, hinterlassen. Sein Vater Jakob van Geldern ließ Juspa eine gelehrte Erziehung angedeihen. Er gab ihm dann zur Gattin die Tochter des angesehensten Mannes aus der Judengasse zu Düsseldorf, dessen Stammbaum ins 16. Jahrhundert bis zu dem „Landvorsteher der hessischen Judenschaft“ Samuel Stuckert in Witzenhausen hinaufreicht. Als Juspa van Geldern in dieses an Erinnerungen und Ueberlieferungen reiche Haus eintrat, war für die Stadt Düsseldorf eine Zeit glänzenden Aufschwungs angebrochen. Es gelang Juspa van Geldern durch seine Tüchtigkeit, vom Kurfürsten Johann Wilhelm, der die Stadt zu seiner bleibenden Residenz erkoren hatte, zum Hoffaktor oder Kammeragenten ernannt zu werden. Dies war aber kein bloßer Ehrentitel, sondern eine harte und schwere Arbeit für einen Juden in jenen Tagen.

In diesem Amte hatte Juspa auch reichliche Gelegenheit, sein Ansehen und seinen Einfluß zum Schutz der bedrängten Glaubensgenossen einzusetzen. Zum Dank dafür ward er von diesen zum Vorsteher oder, wie man damals sagte, zum Ober-Vorgänger der gesamten vergleiteten, d. h. auf Grund eines Schutz- und Geleitbriefes gegen hohe Abgaben im Lande wohnungsberechtigten Judenschaft gewählt und als solcher der Regierung gegenüber für deren Polizeiordnung und Steuereingänge haftend und verantwortlich.

Die Errichtung einer Bank in Düsseldorf im Jahre 1705, die allerdings auf schlechter nationalökonomischer Grundlage basierte, gab ihm Gelegenheit, dem Kurfürsten seine Dienstwilligkeit zu bezeigen. Johann Wilhelm aber gab Juspa einen außerordentlichen Beweis seiner Huld, indem er ihm nicht nur den Grund zur Erbauung eines Hauses und einer Synagoge, sondern auch völlige Steuer- und Abgabenfreiheit für dreißig Jahre und kräftigen Schutz gegen jede Beschwerde bei allen Behörden zu teil werden ließ. Wir kennen jetzt sogar auch das Milieu des Hauses, in dem Heines Ahnherr waltete. Dies ist aber für uns gerade nach der Vererbungstheorie besonders interessant. „Die gesellschaftliche Stellung des Vaters, seine angesehenen Verbindungen, seine Beziehungen zum Hof, die lebenswarme Nähe zu den öffentlichen Angelegenheiten und den Vorgängen der Politik, die Erfordernisse und Bedingungen des höheren Verkehrs hatten den Gesichtskreis der Familie erweitert, ihr Bildungsideal gehoben, ihre Umgangsformen geadelt

und allgemach die Scheidungswände niedergerissen, die sonst das Ghetto gegen Licht und Luft der Umgebung absperrten. Man kommunizierte mit der Gesellschaft und hob sich naturgemäß auch im Geistigen auf ihr Niveau!"

Von den vier Söhnen Juspas war Lazarus der zweite und wohl auch der bedeutendste. Er erlebte mit seinem Vater die Wandelbarkeit des Familienglücks. Durch den Tod des Kurfürsten Johann Wilhelm hatte die herrliche Entfaltung Düsseldorfs ihr Ende erreicht. Ein neues System kam zur Geltung, und wie eine schwere Anklage schwebte die Schuldenlast des erschöpften Landes über allen, die dem früheren Regime nahegestanden oder gar angehört hatten. „Was alle traf, mußte einen Juden vollends vernichten; die Umwertung der übrigen bedeutete für ihn völligen Sturz." Juspa van Geldern wurde wegen Proviantlieferungen, die Jahrzehnte vorher erfolgt waren, zur Rechenschaft gezogen. Aber er wußte sich in einer Schrift, die er den Ständen vorlegte, so gut zu verteidigen, daß man von jedem weiteren Vorgehen gegen ihn absehen mußte. In seinem 74. Lebensjahre starb Juspa van Geldern im Jahre 1727, acht Jahre später seine gleich ausgezeichnete Gattin Bräunle oder, wie Heine seine Großmuhme nannte, Brunhildis. Das Gedächtnis beider wird noch heute zu Düsseldorf und Mannheim (in letzterer Stadt starb das Ehepaar) in Ehren gefeiert.

Unmittelbar darauf ernannte Karl Philipp den Sohn Juspas, Lazarus van Geldern, zum Jülich- und Bergischen Hoffaktor. Auch das Ehrenamt des Obervorgängers der dortigen Judenschaft wurde ihm bald übertragen. Aber alle diese Ehrenämter gewährten ihm nicht einmal die Gunst, nach Köln reisen zu dürfen. Einmal versuchte er, unter Vorlegung eines kaiserlichen Paßbriefes freies Geleit für Köln zu erlangen, aber der dortige Rat wagte es trotzdem abzulehnen. Er erhielt niemals die Erlaubnis für länger als drei Tage. Unter solchen Verhältnissen ward das Lieferungsgeschäft bei der Armee immer mehr erschwert, da der Uebergang von einem auf das andere Gebiet in Deutschland mit allen möglichen Quälereien verbunden war. Eine große Teuerung kam dazu, um den finanziellen Ruin zu beschleunigen. Es ist rührend zu lesen, wie die treffliche Gattin des Lazarus van Geldern zuletzt noch in einer Audienz bei Karl Philipp durch eine heroische Anstrengung den Zusammenbruch des Geschäfts hintanzuhalten versucht. Umsonst.

Aber das Schicksal, das sie getroffen, vermochte nicht die geistige Höhe des Hauses zu erschüttern. Früh schon war es im Ghetto von Düsseldorf Tag geworden. Die Söhne und Töchter der Familie Geldern erhielten bereits eine gründliche Einführung in das allgemeine Wissen und in die Kultur ihrer Zeit. Heine hat selbst es aus dem Munde seiner Mutter aufgezeichnet, was seine Urgroßmutter gethan, als ihr zweiter Sohn Gottschalk van Geldern, um Medizin zu studieren, die Hoch-

schule beziehen sollte. „Ich war“, erzählt Heine, „nicht der erste in unserer Familie, der auf der Universität Edelsteine aufgegessen und Perlen verschluckt hatte. Der Vater meiner Mutter, wie sie mir einst erzählte, erprobte dasselbe Kunststück. Die Juwelen, die das Gebetbuch seiner verstorbenen Mutter verzierten, mußten die Kosten seines Aufenthaltes auf der Universität bestreiten, als sein Vater, der alte Lazarus van Geldern, durch einen Successionsprozeß mit einer verheirateten Schwester in große Armut geraten war; er, der von seinem Vater ein Vermögen geerbt hatte, von dessen Größe mir eine alte Großmuhme so viel Wunderdinge erzählte. Das klang dem Knaben immer wie ein Märchen aus Tausend und eine Nacht, wenn die Alte von den großen Palästen und von persischen Tapeten und dem massiven Gold- und Silbergeschirr erzählte, die der gute Mann, der am Hofe des Kurfürsten und der Kurfürstin so viel Ehren genoß, so kläglich einbüßte.“

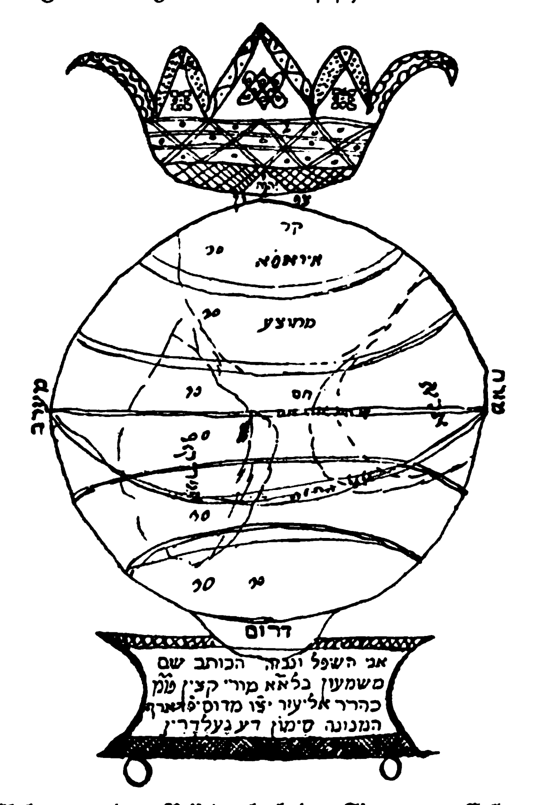


Amulett gegen das Fieber aus dem Reisetagebuch des Simon van Geldern.

An dem Gebetbuch der Mutter haftete der stille Segen, der einst von seiner Trägerin ausgegangen war. In ihrem Sohn blühte der Ruhm der Familie von neuem auf, Gottschalk van Geldern, Heines Großvater, lag seinen Studien an der Universität Duisburg unter Johann Leidenfrost ob. Im Januar 1752 verteidigte er vor der versammelten Fakultät seine Inauguraldissertation über die Krankheitserscheinung der Heiserkeit, die er dem Kurfürsten gewidmet hatte. Dann ließ er sich in seiner Heimatstadt nieder, wo er als Arzt wie als Mensch sich bald hoher Achtung zu erfreuen hatte.

Nicht so gut erging es dem ersten Sohn des Lazarus van Geldern, Simon van Geldern, der im Charakter wie im Leben das volle Gegenbild zu seinem Bruder darstellt. Aber gerade weil aus der Mischung beider das Bild Heinrich Heines vor unsern Augen wie von selbst emportaucht, sind diese beiden Brüder Gottschalk und Simon van Geldern die interessantesten aus Heinrich Heines Ahnensaal. Simon ist zerfahren und flatterhaft, träumerisch und arbeitsscheu, Gottschalk gesammelt und von strenger Führung, nüchtern und emsig. Der eine ziel-

bewußt und ausdauernd, der andere planlos und sprunghaft. Heine hat in seinen Memoiren (VII. S. 391 ff.) seinem Großoheim Simon van Geldern, dem „Morgenländer", ein Denkmal gesetzt. Dieses ist freilich nach den Erzählungen jener alten Muhmen und Basen entworfen, von denen er selbst sagt, daß sie der jungen Brut tagtäglich die alten Familienlegenden mit epischer Monotonie vorsangen. Wir



Globus aus dem Reisetagebuch des Simon van Geldern.

können dieses phantastische Bild nun auf historische Wahrheit zurückführen. Aber auch in dieser Form ist es noch merkwürdig, interessant und von poetischem Reiz. Ein Tagebuch des Mannes, das Heine in seinen Knabenjahren viel beschäftigt, hat sich erhalten. Ich habe es wiederholt gelesen und auf Grund dieser Lektüre Heines Angaben prüfen können.

In der That, Heine hatte recht, sein Großoheim muß ein sonderbarer Heiliger gewesen sein. Man kann ihn ohne weiteres zu den Schwärmern und Schwindlern des 18. Jahrhunderts zählen. Er befindet sich unaufhörlich auf Reisen und ist im

noch nicht vollendeten 54. Jahre seiner Lebenswanderungen durch Europa und den Orient 1774 zu Forbach im Elsaß gestorben. Sein Leben wurde in der Familienlegende bald zum Märchen. „Halb Ritter, halb Heiliger, bald als frommer Pilger, voll entfremdeter Anschauungen, bald als kühner Beduinenhäuptling, an bunten Abenteuern reich, waffenkundig und ein Rossetummler, dabei träumerisch und ein Visionär, halb Faust und halb Don Juan, ein Gemisch von Scheich und Prophet, immer aber als fesselnde Erscheinung im morgenländischen Gewande, so steht der Einsiedler von Safed vor der Kinderphantasie des der dunklen Kunde andächtig lauschenden Heinrich Heine." Dieser Großohm hat die Einbildungskraft des Knaben so außerordentlich beschäftigt, daß er sich sogar in seinen Träumen mit ihm identifizierte und zu dem Geständnis gelangte: „Manche Idiosynkrasie, manche fatalen Sympathien und Antipathien, die gar nicht zu meinem Naturell passen, ja sogar manche Handlungen, die im Widerspruch mit meiner Denkweise sind, erkläre ich mir als Nachwirkung aus jener trüben Zeit, wo ich mein eigener Oheim war." Die vorstehenden Abbildungen aus seinem Tagebuche zeigen uns Simon van Geldern in den beiden am schärfsten seine Eigenart charakterisierenden Eigentümlichkeiten: Er entwirft sich eine Weltkarte, um darnach große Reisen zu unternehmen, er nimmt aber auf diese Weltreise alberne kabbalistische Rezepte für das Fieber, die Seekrankheit und andere Fährnisse mit.

Ohne Zweifel werden alle künftigen Biographen Heinrich Heines auf die merkwürdige Erscheinung des Jerusalempilgers Simon van Geldern zurückgreifen müssen, um viele Eigentümlichkeiten im Charakter wie in der Poesie Heines zu erklären.

Ganz anderer Art war, wie schon gesagt, der Dr. Gottschalk van Geldern. Er wurde bald der Liebling der Stadt und der Gegend, seines unglücklichen Vaters Stab und Stütze, der reichste Ersatz für alle fehlgeschlagenen Erwartungen, die sich für die Familie an den Namen des Erstgeborenen, an Simon van Geldern, knüpften. Im Jahre 1754 führte Gottschalk Sarla, die Tochter des David Pinchas Bock aus Siegburg, als Gattin heim. Auch er war für das Wohl seiner Glaubensgenossen eifrig besorgt und hat das Amt eines Vorstehers, welches in seiner Familie schon traditionell sich forterbte, mit seltener Treue und Aufrichtigkeit verwaltet. Als Lazarus van Geldern im Jahre 1769 nach einem Leben voller Mühsal das Zeitliche segnete, da durfte er das Bewußtsein mit ins Grab nehmen, daß die ehrwürdigen Traditionen seiner Familie in seinem zweiten Sohne und dessen Kindern sich fortvererben würden. Fünf Kinder stammten aus dieser Ehe, zwei Söhne, Joseph und Simon, und drei Töchter, Bräunle oder Brünella, Hanna und Peierche oder Betty, die Mutter Heinrich Heines. Joseph van Geldern, der älteste Sohn, war der Stolz der Familie. Er studierte an den Universitäten Bonn, Heidelberg, Mainz und Duisburg. Hier promovierte er, wie sein Vater es zu-

vor gethan hatte. Seine Dissertation über einige medizinische Grundfragen, die auch heute noch nicht gelöst sind, zeigt uns einen selbständig denkenden und begabten Kopf, der über die Probleme seiner Wissenschaft kühn und freimütig mit den Meistern von Fach den Kampf aufnimmt. Der Erfolg seiner Staatsprüfung lenkte rasch die Aufmerksamkeit der Fachkreise auf ihn, so daß Karl Theodor den



Gottschalk van Geldern.

jungen Doktor zu seinem Leibarzt ernannte. Auch Simon van Geldern war ein fleißiger Student; wenn er aber trotzdem zu keiner Stellung gelangte, so lag dies an verschiedenen Verhältnissen, die sich der Erörterung entziehen. Das Nesthäkchen der Familie aber war Peierche, die am 27. November 1771 geboren wurde. Mit Stolz verweilte das Auge des gelehrten Vaters auf ihrer geistigen Entfaltung. Sie las ihm lateinische Abhandlungen vor und wußte ihn durch ihre Fragen in Erstaunen zu setzen. Philosophische Gedanken erfüllten ihren Geist, allen Offen-

barungen der Poesie lauschte ihr reiches Gemüt. „Ihre Vernunft und ihre Empfindung war die Gesundheit selbst“, sagt ihr Sohn mit Recht. Im 69. Lebensjahr, am 12. Oktober 1795, starb, allgemein betrauert, Gottschalk van Geldern in Düsseldorf. Sein Bild, das sich in einem noch blühenden Seitenzweig der Familie erhalten hat und gegenwärtig im Besitz des Herrn Dr. med. S. Apfel in Köln ist,



Joseph van Geldern.

zeigt ihn uns in der Galatracht seiner Zeit. Die Gesichtszüge sind geistvoll, klar und liebenswürdig; ein Zug von Aehnlichkeit mit den Jugendbildnissen Heinrich Heines erscheint mir unverkennbar. Auch das Bild Josephs van Geldern, der in jungen Jahren, am 25. April 1796, im Beginn seiner glänzenden Laufbahn nach kurzem Leiden hinweggerafft wurde, befindet sich im Besitz derselben Familie.

Es ist recht bedauerlich, daß wir über die Familie Heines väterlicherseits nicht so gut unterrichtet sind wie über die Familie van Geldern. Stand die väterliche Familie in jedem Falle hinter der mütterlichen an sozialem Rang und geistiger Bedeutung weit zurück, so wäre es doch von großem Interesse, den Stammbaum des Dichters auch nach dieser Richtung hin zu verfolgen. Sind auch alle, die Heinrich Heines Leben genau kennen, der Ueberzeugung, daß es wesentlich die Mutter gewesen ist, die auf sein Werden und Wachsen den wichtigsten Einfluß ausgeübt, so schwärmen gleichwohl, wenn wir die Jugendzeit des Dichters aufmerksam betrachten, die Gedanken immer wieder abwärts „nach seines Vaters Hallen, wo die Sonne zuerst den Himmel vor ihm aufschloß".

Seit Jahren war es daher mein unablässiges Bemühen, der Familiengeschichte Samson Heines (so hieß der Vater des Dichters) nachzugehen. Was ich darüber erkundet, habe ich in folgendem zusammengestellt. Es ist nur wenig, aber es führt uns doch immer auf die rechte Spur. Dies ist um so notwendiger, als Heine in seinen Memoiren um eines Witzes willen das Bild seines Großvaters leider arg entstellt hat. Zweimal nur erwähnt Heine in seinen Schriften den Großvater; das erste Mal in dem Wintermärchen „Deutschland", also im Januar 1844, wo er seine Reise von Paris nach Hamburg schildert. Dort heißt es im Kapitel 19:

> Zu Bückeburg stieg ich ab in der Stadt,
> Um dort zu betrachten die Stammburg,
> Wo mein Großvater geboren ward;
> Die Großmutter war aus Hamburg.

Er erzählt noch, daß ihm beim Abschied das halbe Fürstentum Bückeburg an den Stiefelsohlen kleben geblieben sei und daß er „so lehmige Wege" noch nie in seinem Leben gesehen habe. Zum zweitenmale gedenkt Heine seines Großvaters in den Memoiren, also am Abend seines Lebens. Er verteidigt sich dort gegen den Vorwurf seiner Feinde, daß er bei biographischen Mitteilungen sehr viel von seiner mütterlichen Familie, aber gar nichts von seinen väterlichen Sippen und Magen gesprochen habe. Diese Gegner — ich weiß nicht, wer dieselben waren — bezeichneten solches als ein absichtliches Hervorheben und Verschweigen und beschuldigten ihn derselben eitlen Hintergedanken, die man auch „seinem seligen Kollegen", Wolfgang Goethe, vorgeworfen habe. Heine verteidigt sich dann später und erklärt, es sei nicht seine Schuld, wenn er in seinen Schriften von einem väterlichen Großvater nie gesprochen habe. Er erzählt hierauf: „Die Ursache ist ganz einfach; ich habe nie viel von ihm zu sagen gewußt. Mein seliger Vater war als fremder Mann nach meiner Geburtsstadt Düsseldorf gekommen und besaß hier keine Anverwandten, keine jener alten Muhmen und Basen, welche die weiblichen Barden sind, die der jungen Brut tagtäglich die alten Familienlegenden mit epischer

Monotonie vorsingen, während sie die bei den schottischen Barden obligate Dudelsackbegleitung durch das Schnarren ihrer Nasen ersetzten. Nur über die großen Kämpen des mütterlichen Clans konnte von dieser Seite mein junges Gemüt frühe Eindrücke empfangen, und ich horchte mit Andacht, wenn die alte Bräunle oder Brunhildis erzählte. Mein Vater selbst war sehr einsilbiger Natur, sprach nicht gern, und als ein kleines Bübchen, zur Zeit, wo ich die Werkeltage in der öden Franziskaner-Klosterschule, jedoch die Sonntage zu Hause zubrachte, nahm ich hier eine Gelegenheit war, meinen Vater zu befragen, wer mein Großvater gewesen sei. Auf diese Frage antwortete er halb lächelnd, halb unwirsch: »Dein Großvater war ein kleiner Jude und hatte einen großen Bart«. Heine erzählt dann noch, welche Prügel er vom Lehrer empfangen, als er tags darauf unter seinen kleinen Kameraden in der Schule durch die Mitteilung, daß sein Großvater ein kleiner Jude gewesen, welcher einen großen Bart gehabt, eine förmliche Revolution erregt habe. „Gesottene Katze scheut den kochenden Kessel", sagt das Sprichwort, und die Erinnerung an jene ersten Prügel hat Heine nie verlassen. Er empfand deshalb auch später keine große Neigung, „nähere Auskunft über jenen bedenklichen Großvater und seinen Stammbaum zu erhalten oder gar dem großen Publikum, wie einst dem kleinen, dahin bezügliche Mitteilungen zu machen". Das ist alles, was wir von Heine selbst über seinen Großvater Heymann Heine erfahren.

Heymann Heine hieß eigentlich Chajjim Bückeburg. Die Juden hatten damals noch keinen Familiennamen, sondern pflegten sich nach ihrem Geburts- oder Wohnort zu nennen. Es ist zwar nachgewiesen, daß schon 1334 ein Jude in Straßburg den Namen Heyne geführt habe, aber es ist kaum nachzuweisen, wann und aus welchem Grunde die Familie des Dichters diesen Namen an genommen hat.

Es dürfte aber sicher selbst für weitere Kreise als die der Heinegemeinde von nicht gewöhnlichem Interesse sein, über den Ursprung dieses verbreiteten Namens die sehr interessanten und dankenswerten Aufklärungen zu vernehmen, die der berühmte Lexikograph Prof. Moritz Heyne in Göttingen mir in dem nachfolgenden Schreiben darüber gegeben hat:

Hochgeehrter Herr!

Die Formen Heine, Hein, schweizerisch auch Heini, sind Koseformen des Namens Heinrich und stehen neben ähnlicher Koseform Heinz wie Kuhne und Kunze, althochdeutsch Kuono und Kuonzo, zu dem Namen Konrad, althochdeutsch Kuonrat. Heine, Hein, Heinze (und auch Hinze) sind als oft gebrauchte und namentlich auch für niedrige Gesellschaftsschichten verwendete Eigennamen appellativ geworden, im Sinne von Bursch, Kerl, schweizerisch Bauer; Heinz (Hinz) oder Kunz gleich der und jener; Freund Hein, Gevatter Hein, Bezeichnung eines nicht näher Genannten, wie Dingsda:

Mein, sage mir, warum die Fürsten fechten?
Fragt Görgel den Gevatter Hein.
Der lacht und spricht: Wenn sie wie wir gedächten,
Sie stellten alle Händel ein.
Wenn sie, wie wir, nur oft zusammen zechten,
Sie würden Freund' und Brüder sein,

lautet ein Epigramm Hagedorns. Hein auch der Name vom Tod und vom Teufel; namentlich seit dem 18. Jahrhundert ist Freund Hein im ersteren Sinne litterarisch bekannt. In der Schweiz Heini auch gleich Storch, als Kinderbringer Freund des Hauses. Aus alledem geht die vielfältige Verwendung der Koseform hervor.

Niederdeutsch nun gilt für Heinrich Hênrich, Henrich, und für Heine Hêne; die Form Hêno (mit niederdeutscher Zusammenziehung des Diphthongen ei) ist bereits in einem Werdener Heberegister des 9. Jahrhunderts zu belegen. Viktor Hehn scheint auch in seinem Namen diese niederdeutsche Form zu tragen. In Gegenden, wo das Hochdeutsch auf die plattdeutsche Mundart drückte, liefen Hêne und Heine (Heyne ist bloße Schreibvariante) so nebeneinander, daß letzteres den vornehmeren Klang hatte und im Gebrauche den Sieg behielt.

Wenn nun der Großvater des Dichters Heine mit Vornamen eigentlich Chajjim hieß, so lag die Aenderung dieses fremd klingenden Wortes zu Heimann außerordentlich nahe; nicht anders hat ja auch Steinthal mit seinem gleichen Vornamen verfahren. Heimann aber ist für deutsches Bewußtsein gekürzte Form von Heinemann, und das letztere wieder hypokoristisch neben Heine gebraucht, gerade wie volksmäßig Lude und Ludemann nebeneinander gebrauchte Formen von Ludwig sind. So ist es mir wahrscheinlich, daß der Großvater Heines eine volksmäßige Umformung seines Vornamens als Geschlechtsnamen angenommen hat; er konnte das um so unauffälliger thun, als, wie gezeigt, diese Form eine so weit verbreitete und der Bedeutung nach so farblose geworden war.

Mit ergebenstem Gruße und in der Hoffnung, daß diese Darlegung auf Ihre Anfrage einigermaßen genüge,

Ihr

Göttingen, 23. April 1899. M. Heyne.

Chajjim Bückeburg wurde in der kleinen Residenzstadt Bückeburg als der Sohn von David Simon Bückeburg geboren. Wir wissen über ihn nur wenig; wir können aber die Vermutung, daß Heymann Heine „außer seinem großen Barte" sehr rühmliche Eigenschaften besessen und sehr respektabel gewesen sein muß, durch verschiedene Thatsachen bestätigen, die zu Gunsten des Mannes sprechen. Das Stammhaus der Familie steht noch; es ist das jetzige Gasthaus „Zur Falle" in der Langenstraße. David Simon Bückeburg zog später mit seiner Familie nach Hannover, und dort spielte er bald als ein reicher und wohlthätiger Mann innerhalb der jüdischen Gemeinde eine angesehene Rolle. Er starb am 21. August 1744 daselbst.

Sein Sohn Chajjim Bückeburg trat in die Fußtapfen seines Vaters. Am 1. Januar 1762 wurde der daselbst noch heute bestehende Wohlthätigkeitsverein von 18 Männern begründet; unter diesen 18 Männern, die zweifellos die angesehensten der ganzen Gemeinde waren, befindet sich auch Chajjim Bückeburg, der am 18. September 1780 dort gestorben und auf dem alten Judenkirchhof begraben liegt. Der Grabstein (Reihe 25, Grab Nr. 304) ist noch vorhanden,

Das Stammhaus der Familie Heine in Bückeburg.

jedoch ganz verwittert, und aus der mir von Herrn Seminardirektor Knoller gütigst übermittelten Abschrift entnehme ich folgende Thatsachen. Heymann war ein frommer und wohlthätiger Mann, der an jedem Morgen und an jedem Abend einer von den ersten zehn war, die im Gotteshause erschienen. Mit Eifer lag er dem Studium der Heiligen Schrift ob und während seines ganzen Lebens hat er nie einen Armen von seinem Tisch weggehen lassen. Sein heißestes Streben ging darauf hin, seine Söhne in die Gebote Gottes und auf die Wege des Rechts zu führen. Chajjim Bückeburg war in erster Ehe mit Edel, der Tochter von Leser Gans verheiratet; diese Familie war ebenfalls eine der angesehensten nicht nur in Hannover, sondern in ganz Deutschland. In den von Professor David Kaufmann herausgegebenen Memoiren der Glückel von Hameln, deren Sohn selbst in diese Familie hineingeheiratet hatte, ist mancherlei Interessantes über sie zu finden. Das Interessanteste für uns freilich ist die Thatsache, daß sie durch Bande des Blutes mit der Familie van Geldern verwandt waren, so daß Heines Vater und Mutter Verwandte gewesen sind, wahrscheinlich ohne daß sie es gewußt haben. Auch Edel Bückeburg war eine fromme und wohlthätige Frau. Sie starb am 17. Februar 1757.

Ein Zweig der Familie Heine hat sich auch später noch in Bückeburg erhalten und war in den vierziger Jahren dort in einflußreicher Stellung als Hofbankiers des Fürsten. Man findet den Namen Heine noch auf den Bückeburger 25-Thaler-losen. Der Hofbankier Levi Heine und dessen Bruder Lazarus Heine waren die Vettern des Dichters. Anfangs der fünfziger Jahre kam es zum Bruch zwischen ihnen und dem Fürsten von Bückeburg, und sie flohen bei Nacht und Nebel aus dem Fürstentum, was wohl nicht allzulange gedauert haben mag. Enkel Heymann Heines waren auch die beiden Bankiers Michael und Armand Heine, von denen der erstere noch in Paris lebt und vor einigen Jahren anläßlich des auf seinem Grundstücke entstandenen Bazarbrandes viel von sich reden machte. Beide lebten eine Zeit lang in Neu-Orleans. Die Tochter von Armand Heine war zuerst mit einem Herzog von Richelieu vermählt und ist gegenwärtig die Gattin des Fürsten von Monaco. Der Weg der Familie Heine führt also von Bückeburg über Amerika nach Paris und Monaco.

Nach dem frühen Tode seiner ersten Gattin verheiratete sich Chajjim Bückeburg zum zweiten Male mit einem jungen Mädchen aus einer sehr angesehenen Familie in Altona. Die Großmutter Heines, von der er uns selbst erzählt, daß sie eine außerordentlich schöne Frau und einzige Tochter eines Bankiers in Hamburg gewesen, der wegen seines Reichtums weit und breit berühmt war, hieß ursprünglich Mathe Eva Popert. Sie war die zweite Tochter (nicht die einzige, wie Heine schreibt) des wohlhabenden Kaufmanns Meyer Samson Popert. Die ältere, Jette,

heiratete den ebenfalls mit Glücksgütern gesegneten Kaufmann Bendix Schiff in Altona, während die jüngere von Heymann Heine in sein Haus nach Hannover geführt wurde. Adolf Strodtmann behauptet in seiner Heinebiographie (Bd. 1, S. 1), daß Heymann Heine „minder mit Glücksgütern gesegnet“ gewesen sei, daß er in Altona gelebt habe und erst mit seiner jungen Frau nach Hannover gezogen sei. Strodtmann hat diese Mitteilungen von Dr. Hermann Schiff, der sie in seine kleine Schrift: „Heinrich Heine und der Neuisraelitismus“ (S. 6) hineinbrachte, aber selbst wohl niemals darauf Anspruch gemacht hat, als historische Quelle zu gelten. Er nennt sogar den Namen des Mannes falsch, nämlich „Lob Heine“. So kann man denn auch annehmen, daß jene beiden Behauptungen falsch sind. Die Familie Popert war in Altona eine sehr angesehene, und sie hätte ihre zweite Tochter sicher nicht einem armen Händler, wohl aber dem Sohne einer so angesehenen Familie in Hannover gegeben.

Es ist recht interessant, daß eines der ältesten Mitglieder der Familie, Samuel Popert aus Koblenz, ein armer Halblitterat und humoristischer Schriftsteller war, der zugleich der erste Begründer einer hebräischen Druckerei zu Altona gewesen ist. Er tritt uns zunächst in einem eigentümlichen Schriftenkreis entgegen. Es ist vielleicht in weiteren Kreisen nur wenig bekannt, daß der Humor, dieser treue Freund des Elends, die Juden während des Mittelalters auch im Ghetto nicht verlassen hat. Es existiert eine ganze Litteratur, die neben dem großen Schrifttum einhergeht und die sich bis ins frühe Mittelalter verläuft. Sie ist im sogenannten Judendeutsch geschrieben und enthält zuvörderst deutsche Versionen aus Bibel und Gebetbuch, dann Erbauungsbücher, aber auch Geschichten, Romane, Possen und Gedichte. Den Mittelpunkt dieser judendeutschen Schriften bildet das Purimfest, der Karneval der Juden, an dem sie sich wenigstens einmal im Jahre durch Laune und Witz für die Sorge, die ihr Leben beherrschte, entschädigten. Es existiert eine ganze Reihe von kleinen Schriften und Pamphleten, die diesem Feste gewidmet sind. Dazu gehört auch eine berühmte Disputation zwischen einem Lehrer und zehn Schülern, wie und auf welchem Baume der persische Minister Haman, der große Judenfeind, gehängt werden mußte. Dieses Schriftchen gab Samuel Popert 1715 in Hamburg mit einer jüdisch-deutschen Uebersetzung unter neuem Titel heraus, mit der Bemerkung, daß er im Purimmonat Adar geboren, also zur Abfassung dieser Reime besonders geeignet sei. Auch eine Ausgabe der „Rolle des Antiochus“ gab er mit einem Chronostichon „Schütze uns vor Armut“ und dem Motto heraus:

„Es drückt mich, darum druck' ich;
Was mich drückt, ist Gott bekannt,
Samuel Popert bin ich genannt.“

Ein Ahne Heinrich Heines ist also bereits ein humoristischer Poet gewesen.

Kehren wir nach dieser kurzen Abschweifung zu der Großmutter des Dichters zurück. Sie wurde früh Wittwe und zog mit sechs Kindern, sämtlich Knaben im zartesten Alter, nach Hamburg, wo sie sich mit ihrem Schwager Bendix Isaak Schiff, dessen Gattin ebenfalls früh gestorben war, später vermählte. Dort ist sie am 9. April 1799, ebenfalls nicht sehr hochbetagt, gestorben. Heine erzählt in seinen Memoiren folgendes von ihrer Schönheit: „Im Schlafzimmer meines Oheims Salomon Heine zu Hamburg sah ich einst das Porträt der Großmutter. Der Maler, der nach Rembrandtscher Manier nach Licht- und Schatteneffekten haschte, hatte dem Bilde eine schwarze, klösterliche Kopfbedeckung, eine fast ebenso strenge, dunkle Robe und den pechdunkelsten Hintergrund erteilt, so daß das vollwangige, mit einem Doppelkinn versehene Gesicht wie ein Vollmond aus nächtlichem Gewölk hervorschimmerte. Ihre Züge trugen noch die Spuren großer Schönheit, sie war zugleich milde und ernsthaft, und besonders die Morbidezza der Hautfarbe gab dem ganzen Gesichte einen Ausdruck von Vornehmheit eigentümlicher Art; hätte der Maler der Dame ein großes Kreuz von Diamanten vor die Brust gemalt, so hätte man sicher geglaubt, das Porträt irgend einer gefürsteten Aebtissin eines protestantischen adeligen Stiftes zu sehen."

Es ist schade, daß dieses Bild sich nicht erhalten hat. Nur im Vorbeigehen will ich kurz bemerken, daß einer Familientradition zufolge auch in der bekannten Schönheitsgalerie des Königs Ludwig I. zu München das Bild einer Dame aus dem Hause Heine (Anna Kaulla) sich befindet.

Die Ehe Heymann Heines war eine mit Kindern reich gesegnete. Mathe Eva gebar ihrem ersten Manne sechs Söhne und zwei Töchter. Die beiden Mädchen starben früh, von den sechs Söhnen (Isaak, Samson, Salomon, Meyer, Samuel und Herz) sind nur drei bekannt geworden, Isaak, Samson, Salomon. Der älteste Sohn Isaak, dessen Geburtsjahr unbekannt ist, wanderte anfangs des Jahrhunderts nach Frankreich aus und etablierte sich in Bordeaux, wo er sich mit einer Französin verheiratete und am 16. Oktober 1828 mit Hinterlassung eines ansehnlichen Vermögens gestorben ist. Zwei seiner Söhne sind eben jene vorhin schon genannten Bankiers Armand und Michel Heine, die früheren Chefs des bekannten Bankhauses Oppenheim & Fould. Es soll aber nicht unerwähnt bleiben, daß alle diese Verwandten sich zu Heinrich Heine während seines ganzen Lebens sehr wenig freundlich gestellt haben.

Salomon Heine war der weltberühmte Hamburger Bankier, der ebenso durch seinen Reichtum wie durch seine Wohlthätigkeit, aber auch durch das Verhältnis zu seinem Neffen eine gewisse Popularität erlangt hat. Obwohl Salomon Heine der später Geborene war, so will ich doch hier zunächst über ihn einiges mitteilen, was sich natürlich nur auf die Jugendzeit beziehen kann, da seine fernere Lebens-

geschichte ja wiederholt dargestellt worden ist. Salomon Heine wurde am 19. Oktober 1767 geboren. In allen Biographieen wird darauf hingewiesen, daß er der Sohn armer Eltern war, welche unvermögend gewesen seien, seinen unverkennbaren geistigen Anlagen die nötige Ausbildung zu gewähren. Das erstere mag richtig sein, das letztere stimmt jedoch nicht zu den erhaltenen Traditionen. Es scheint,



Salomon Heine.

als ob man die traurige Jugend als Folie für die spätere große Entwickelung des Hamburger Bankiers habe benutzen wollen. Er selbst war übrigens, wie ich genau weiß, sehr böse über den Satz, der in all seinen Lebensgeschichten regelmäßig wiederkehrte: „So kam es, daß Heine in seinem 17. Jahre mit einem Kapital von 16 Groschen und einem Paar ledernen Beinkleidern die Vaterstadt verließ, um sich nach Hamburg zu begeben und daselbst sein Glück zu versuchen". Die erste Epoche in seinem Geschäftsleben bestand im Umhertragen von Wechseln. Wenn dann weiter erzählt wird, daß ihm „in dem damals sehr angesehenen Popertschen

Bankgeschäfte eine bessere Stellung übertragen wurde", so hat man gewiß nicht gewußt, daß die Leiter dieses Geschäfts eben seine nächsten Verwandten waren. Im Jahre 1797 begründete Salomon Heine mit seinem Freunde M. Heckscher das große Wechsel- und Bankhaus, welches den Grundstein zu seiner späteren finanziellen Größe legte. Das Haus bestand bis zum Jahre 1818, wo die Verbindung aufgelöst ward und Heine mit einem Vermögen von mehr als einer Million Thalern als alleiniger Chef an der Spitze verblieb. Seine fernere Lebensgeschichte ist bekannt; er starb am 23. Dezember 1834.

Wir kommen jetzt zu Heinrich Heines Vater. Samson Heine wurde am 19. August 1764 ebenfalls zu Hannover geboren. Aus seiner frühesten Jugend wissen wir absolut nichts. Nicht in gleichem Maße wurde er vom Glücke begünstigt wie sein älterer und sein jüngerer Bruder. Auch er kam in frühester Jugend nach Altona und Hamburg, wo er die erste kaufmännische Vorbildung erlangte. Schwer zu vereinigen sind mit diesen Thatsachen die Mitteilungen des Dichters in seinen Memoiren, die sein Bruder Maximilian und seine Nichte, die Fürstin della Rocca, bestätigen, daß Samson Heine sich in seiner Jugend „in Hannöverschen Dienstverhältnissen befunden habe". Heine erzählt dort: „Im Gefolge des Prinzen Ernst von Cumberland befand sich mein Vater zu Anfang der französischen Revolution und machte den Feldzug in Flandern und Brabant mit in der Eigenschaft eines Proviantmeisters oder Kommissarius oder, wie es die Franzosen nennen, eines officier de bouche; die Preußen nennen es einen »Mehlwurm«". Heine erzählt dann weiter, daß das eigentliche Amt des blutjungen Menschen das eines Günstlings des Fürsten gewesen sei, und daß aus jener Feldzugsperiode manche bedenkliche Liebhabereien stammten, die ihm die Gattin in späteren Lebensjahren nur schwer abgewöhnen konnte, nämlich die Vorliebe für den Soldatenstand, für das Spiel und das Theater, für Pferde und Hunde.

Ich glaube fast, daß der Dichter den Erzählungen jener alten Muhmen und Basen, die er die weiblichen Barden nennt, in der Schilderung der Lebensgeschichte seines Vaters allzutreu gefolgt ist. Auch mag ihn das Pastellbild des Vaters, welches diesen als jungen Menschen in roter Uniform darstellte, ein Bild, das in den dreißiger Jahren während einer Feuersbrunst bei der Mutter verloren gegangen, zu dieser Annahme verleitet haben, die aber mehr als unwahrscheinlich ist. Während der französischen Okkupation in Düsseldorf war Samson Heine Armeelieferant, später diente er bei der Bürgerwehr, und in dieser Uniform hat er sich wohl damals malen lassen. Heine hat dieses Bild im Gedächtnis behalten und etwa fünfzig Jahre später nach der Erinnerung geschildert.

In jedem Fall hat Samson Heine eine bewegte Jugend verlebt. Er war bereits 32 Jahre alt, als er zum ersten Mal an einem Julimorgen des Jahres 1796 in

die von Franzosen besetzte Stadt Düsseldorf einzog. Wenn man den Mitteilungen seines Sohnes glauben darf, wozu ich in diesem Falle nicht raten möchte, brachte er zwölf der schönsten Gäule mit, deren er sich erst nach seiner Verheiratung, auf ausdrücklichen Wunsch seiner jungen Gattin, entäußerte, die ihm vorstellte, daß dieses vierfüßige Kapital zu viel Hafer fresse und gar nichts eintrage. Viel glaubwürdiger erscheinen die Mitteilungen von Zeitgenossen, daß er auf einer einfachen Geschäftsreise mit Empfehlungsbriefen von Hamburg nach Düsseldorf gekommen sei. Keinesfalls erregte aber das Erscheinen des jungen Mannes irgend welches Aufsehen, obwohl er ein hübscher, stattlicher Mann von lebhaftem Temperament und warmem Herzen, wenn auch nicht mit hervorragenden Geistesgaben ausgestattet war. Nur in einem Hause erregte sein Erscheinen wirklich Aufsehen, nämlich in dem Hause van Geldern, das durch den Tod des Doktor Joseph van Geldern eben erst in tiefe Trauer versetzt worden war. In diesem Hause, das vor kurzem noch das angesehenste in der jüdischen Gemeinde zu Düsseldorf gewesen, lebten jetzt nur noch Simon van Geldern und seine beiden Schwestern Peira und Johanna. Peira war schön und anmutig, gebildet und geistvoll, der Liebling der ganzen Familie und aller ihrer Freundinnen. In ihrer Jugend hatte sie schwere Tage gesehen. Das Vorbild des Vaters und der Brüder hatte mächtig auf sie eingewirkt; ein tapferes Herz und ein heller Geist war ihr verliehen worden. Früh ward sie des Vaters Beistand und seine Stütze. Die ersten Schicksalsschläge ihres Lebens waren der plötzliche Tod des Vaters und ein Jahr darauf der Tod des Bruders Dr. Joseph van Geldern. „Damals wurde", wie sie einer Freundin schrieb, „der Tod das Lebensbild meiner Phantasie und der einzige Ruhepunkt für meinen müden Geist ... Als mein unvergeßlicher Vater starb, war ich untröstlich, und als mein unvergeßlicher Bruder starb, dankte ich Gott, daß mein Vater meines Bruders Tod nicht erlebt hatte. Freilich muß man tief gesunken sein, wenn einem sein vergangenes Unglück sein gegenwärtiger Trost wird."

Aber Betty van Geldern war noch ein anderer Trost beschieden. Sie, die bisher alle Freier abgewiesen und unvermählt bleiben wollte, wurde im selben Jahre die liebende Braut Samson Heines. Ende August des Jahres 1796 scheinen sie schon verlobt zu sein; bald darauf ging Samson Heine wieder nach Hamburg zurück. Inzwischen hatte Betty viele Schwierigkeiten, welche sich der Schließung dieses Ehebundes entgegenstellten, zu überwinden. Ihr Verlobter war völlig mittellos, und deshalb stieß seine Wahl bei den Aeltesten der damals noch kleinen Gemeinde auf energischen Widerspruch. Sie weigerten sich, ihm das zur Verheiratung notwendige Niederlassungsrecht zu geben. Peira hatte heftige Kämpfe, namentlich mit den Rabbinern Salomon und Abraham Scheuer zu bestehen. Sie mußte sich sogar an die Regierung wenden und erwirkte in der That den Befehl, daß man ihrem

Bräutigam anfangs November 1796 das Niederlassungsrecht ausstellte. Sie konnte also in einem Schreiben vom 8. jenes Monats ihrer Freundin Händelche Israel in Wesel berichten: „Ich habe völlig über meine Feinde gesiegt, und ich bin schon so viel von Ihrer Freundschaft überzeugt, daß ich sicher weiß, daß Sie sich mit mir darüber freuen. Liebe Freundin, hätten Sie aber wohl gedacht, daß ich mir durch meine Verlobung so viel Feinde machen würde? Doch mein Heine entschädigt mich reichlich durch seine Liebe und Treue für alles." Schon nach diesem Briefe wäre es kaum zu bezweifeln, daß die Hochzeit des jungen Paares zu Anfang des folgenden Jahres gefeiert wurde. Es ist dies für die Frage, ob Heinrich Heine im Jahre 1797 geboren wurde, von großer Wichtigkeit. Ich bin in der Lage, dokumentarisch nachweisen zu können, daß diese Hochzeit bestimmt zwischen dem ersten und fünften Februar 1797 stattgefunden hat. Unter verschiedenen Schriftstücken, die ich der Güte eines Urenkels von Heines Tante Brunella verdanke, befinden sich zwei für diese Frage entscheidende Dokumente. Das eine ist eine Vereinbarung mit der Schwester Brunella und ihrem Gatten Abraham Samuel über die Erbschaft des Vaters, derzufolge jene Schwester ein für allemal abgefunden wurde (siehe erste Beilage). Dieses Schriftstück ist datiert vom 31. January 1797 und unterzeichnet:

Samson Heine, als Breitgam.
Betty van Geldern, als Braut.
Abraham Samuel im Namen meiner und meiner Ehefrau.
Bronelle van Geldern.
Johann van Geldern.
S. G. van Geldern.

Das zweite Dokument über die Teilung der Erbschaft, von Samson Heine unterzeichnet, spricht bereits ausdrücklich von Peierle van Geldern und resp. „ihrem Ehemann Samson Heine", als Mitkontrahenten. Es ist vom „5. February 1797" datiert. Die Hochzeit Samson Heines hat also zwischen dem ersten und fünften Februar 1797 stattgefunden. Es ist aber nun mehr als wahrscheinlich, daß am 13. Dezember desselben Jahres zum ersten Mal in das kleine einstöckige Haus in der Bolkerstraße Nr. 602 der Kindersegen einzog, und es braucht wohl kaum gesagt zu werden, daß dieses Kind den weltberühmten Namen Harry Heine getragen hat. Wahrscheinlich hat er außerdem nach der Sitte jener Zeit, dem Erstgeborenen des Großvaters Namen beizulegen, den hebräischen Vornamen Chajjim erhalten, wie sein Bruder Gustav nach dem Großvater mütterlicherseits Gottschalk genannt wurde.

In diesem Hause hatte Samson Heine ein Tuch- und Manufakturwarengeschäft etabliert. Schon zu Anfang des Jahres hat „Samson Heine aus Hamburg" in der „Düsseldorfer Zeitung" bekannt gemacht:

„daß er Bolkerstraße, neben dem roten Kreuz, wohne, und daß dort außer den Waren, welche in seiner Boutique auf dem Markt zu verkaufen wären, noch verschiedene andere neumodischen Waren billig zu haben sind."

In einem alten Bürgerverzeichnis wird er „Jud Heene" genannt. In der ersten Zeit scheint sein Geschäft gut gegangen zu sein, denn 1809 kaufte er das gegenüberliegende Haus in der Bolkerstraße Nr. 42, wohin er auch sein Geschäft verlegte. Er hatte dasselbe versatzweise von dem Kaufmann Theodor van Els erworben. Es ist übrigens nicht uninteressant, daß Heinrich Heine auch einmal als Eigentümer des Hauses „zum Papagey" in der Flingerstraße genannt wird.

Das Bild, das Heine von seinem Vater in den nachgelassenen Memoiren entwirft, ist — man kann es heute wohl offen sagen — ein ziemlich falsches, was das äußere Leben betrifft, desto zutreffender aber, soweit es die Charaktereigentümlichkeiten jenes Mannes in objektiver Weise schildert. Was Heine nicht erwähnt, ist die nunmehr feststehende Thatsache, daß Samson Heine in jungen Jahren noch ziemlich orthodox war und alle religiösen Zeremonien mit großer Peinlichkeit beobachtete. Heine hat das nicht erwähnt, weil es schlecht zu den Pferden, Jagdhunden, Schauspielerinnen und Stallmeistern stimmte, mit denen er seinen Vater ausstattete. Die grenzenlose Lebenslust lag wohl noch im Keime, der Frohsinn und die rosige Laune kamen aber damals schon öfter zur Geltung; gleichwohl war in seinem Gemüte nicht beständig Kirmes. Aus den Akten der „Gesellschaft zur Ausübung menschenfreundlicher Handlungen und zum Rezitieren der Psalmen", die in Düsseldorf 1797 gegründet worden, eines frommen Vereins, dem sicher nur die Frömmsten angehörten und in dem wohl auch nur die Angesehensten zu Vorstehern erwählt wurden, wird Samson Heine als der erste dieser Vorsteher genannt. Die Aufgabe der Vorsteher wie der Mitglieder war die freiwillige Krankenpflege und das Rezitieren von Psalmen bei Kranken und Sterbenden. Wie stimmt dazu das Bild, das Heine von seinem Vater aus dieser Periode entwirft?

Später wurde er allerdings durch seine aufgeklärte Gattin immer mehr aus jenen Kreisen entfernt. Zu Anfang des neuen Jahrhunderts hält er sich schon zu den Aufklärern innerhalb seiner Glaubensgenossenschaft, ja er hatte sich sogar in die Loge „Zur Morgenröte" in Frankfurt a. M. aufnehmen lassen. Im Jahre 1804 finden wir Samson Heine mit einem Beitrag unter den Männern verzeichnet, die die Begründung einer deutschen Schule, des sogen. Philanthropins in Frankfurt a. M. unterstützten. Dies war schon ein bedeutender Fortschritt. Indes blieb Heine doch immer eine religiöse Natur. Heinrich Heine erzählt am Schlusse seiner Memoiren, daß sein Vater ihm einmal wegen Gotteslästerung eine große Standrede hielt, die längste, die er wohl je gehalten. Sie lautete folgendermaßen: „Lieber Sohn! Deine Mutter läßt dich beim Rektor Schallmeyer Philosophie studieren. Ich meines-

teils liebe nicht die Philosophie, denn sie ist lauter Aberglauben, und ich bin Kaufmann und habe meinen Kopf nötig für mein Geschäft. Du kannst Philosoph sein, so viel du willst, aber ich bitte dich, sage nicht öffentlich, was du denkst, denn du würdest mir im Geschäft schaden, wenn meine Kunden erführen, daß ich einen Sohn habe, der nicht an Gott glaubt; besonders die Juden würden keine Velveteens bei mir kaufen und sind ehrliche Leute, zahlen prompt und haben auch recht, an der Religion zu halten. Ich bin dein Vater und also älter als du und dadurch auch erfahrener. Du darfst mir also aufs Wort glauben, wenn ich mir erlaube, dir zu sagen, daß der Atheismus eine große Sünde ist". Bei diesem einfachen Glaubensbekenntnis ist Samson Heine aber bis zu seinem Lebensende verblieben.

Nach allem, was wir von Samson Heine wissen, dürfen wir wohl annehmen, daß Heine gerade von ihm die „Frohnatur", von der Mutter dagegen „des Lebens ernstes Führen" hatte. Der Vater stand vielleicht seinem Herzen ferner, und er hat auch wohl wenig von ihm geerbt; indessen treten doch, wenn man genauer zusieht, manche Eigentümlichkeiten scharf hervor. Ich habe schon wiederholt darauf hingewiesen, daß das Charakterbild Samson Heines von seinem Sohne in dessen Memoiren sehr treu geschildert worden. Jeder Auszug würde dieses Bild beeinträchtigen. Auch in einem anderen Memoirenfragment hat Heine in seltsamer Poetenlaune seinen Vater geschildert, nämlich in den „Memoiren des Herrn von Schnabelewopski". Dort schreibt er: „Mein Vater war die gütigste Seele von der Welt und war lange Zeit ein wunderschöner Mann; der Kopf gepudert, hinten ein niedlich geflochtenes Zöpfchen, das nicht herabhing, sondern mit einem Kämmchen von Schildkröte auf dem Scheitel befestigt war. Seine Hände waren blendend weiß, und ich küßte sie oft. Es ist mir, als röche ich noch ihren süßen Duft, und er dränge mir stechend ins Auge. Ich habe meinen Vater sehr geliebt; denn ich habe nie daran gedacht, daß er sterben könne".

In geistiger Beziehung war Samson Heine sicher unbedeutend. Er war ein ehrsamer Bürger, ein gutherziger Mensch, aber geistiges Streben und Nachdenken war seine Sache gewiß nicht. Merkwürdig ist seine eifrige Verehrung Napoleons, in dem die rheinischen Juden seiner Zeit den hochersehnten Befreier begrüßten. Durch ihn erhielten sie ihre Gleichstellung und vielfache Erleichterungen im Handel und Verkehr. Die Mutter dagegen war eine begeisterte deutsche Patriotin, der die Erniedrigung des Vaterlandes den größten Schmerz bereitete. Der Vater jedoch war ein glühender Verehrer der Franzosen, und es ist deshalb kein Wunder, daß Heine schon im Vaterhause die Liebe für die Franzosen und die glühende Verehrung für Napoleon einatmete. Noch nach Jahrzehnten pflegte Samson Heine, wenn man gegen Napoleon loszog, seufzend zu sagen: „Gott gebe, wir hätten ihn noch!" Selbst Maximilian Heine erzählt in seinen Memoiren verschiedene Scherze

über die geistigen Fähigkeiten seines Vaters. Imponiert hat er also seinen Kindern in keinem Falle, aber sie liebten ihn wegen seiner Gutmütigkeit und Liebenswürdigkeit.

Gerade diese Eigenschaften waren es aber auch, die Samson Heine, obwohl er beständig rechnete, doch in seinem Geschäfte zurückbrachten. Später ging die Gutmütigkeit in Leichtsinn, die Freigebigkeit in Verschwendungssucht über. Im Jahre 1810 sehen wir ihn einer Millionenerbschaft nachjagen. In den Briefen, die darüber noch erhalten sind, atmet ein wahrhaft kindliches und fröhliches Gemüt, aber auch ein gewisser Leichtsinn. Selbstverständlich war die Millionenerbschaft des reichen Vetters ein Phantom. Im Jahre 1813 finden wir ihn als Hauptkollekteur der Großherzoglich Bergischen Klassenlotterie wieder, aber auch in diesem Amte scheint er nicht reüssiert zu haben. Als Heine 1819 die Universität Bonn bezog, waren die Geschäfte seines Vaters nach eigenem Bericht nicht in günstigem Zustande, und die Mutter mußte ihren Schmuck, Halsband und Ohrringe von großem Werte, verkaufen, um ihm das Auskommen für die ersten Universitätsjahre zu sichern.

Zu Ostern 1820 gab Samson Heine seine Geschäfte völlig auf und übersiedelte nach Oldesloe im südöstlichen Holstein. Daß er „eines Tages mit Hinterlassung leerer Schachteln das Weite gesucht habe", ist aber eine Unrichtigkeit. Die Abreise geschah in voller Oeffentlichkeit, und nachdem Salomon Heine alles für seinen Bruder geordnet hatte. Aber in Oldesloe wohnte die Familie nur kurze Zeit. Im Frühjahr 1822 zog sie nach Lüneburg, wo wiederum Salomon für die Familie seines Bruders am Marktplatz den zweiten Stock jenes altertümlichen Hauses mietete, das einst in der Geschichte Lüneburgs eine bedeutende Rolle spielte und in dem der berühmte Schauspieler Ekhof zuerst die Bühne betreten haben soll.

Dort lebte Samson Heine bis zum Sommer 1828, dann übersiedelte er nach Hamburg, wo sein zweiter Sohn Gustav ein Speditions- und Produktengeschäft begründet hatte. In dessen Hause erlag er am 2. Dezember desselben Jahres den Folgen eines Nervenschlags und wurde am 5. desselben Monats auf dem israelitischen Friedhof zu Altona beerdigt. Der schlichte Denkstein auf seinem Grabe trägt die Inschrift:

Nun liege ich und schlafe, erwache
Einst, denn der Herr erhält mich.
Hier ruhet
Samson Heine
Aus Hannover
Gestorben im 64. Jahre
Seines Alters, den 2. Dezember 1828.
Ruhe sanft, edle Seele.

Ps. 3. V. 6.

Die Verhältnisse der Familie mußten auch zu jener Zeit nichts weniger als glänzend gewesen sein, da die Kosten des einfachen Begräbnisses, wie aus den noch vorhandenen Gemeinderechnungen hervorgeht, von Salomon Heine gedeckt wurden. Heine erhielt die Nachricht von der lebensgefährlichen Erkrankung seines Vaters auf seiner italienischen Reise in Venedig. Er hatte ursprünglich die Absicht, nach Rom zu gehen, aber in Florenz befiel ihn plötzlich eine so glühende Sehnsucht nach seinem Vater, daß er sich eiligst auf den Heimweg begab. In Venedig empfing er den Brief seines Bruders, daß er bei Textor Näheres erfahren werde. Als er dort ankam, war der Vater tot. Noch ein Jahr später erzählt er seiner angebeteten Freundin, Friederike Robert in Berlin, daß er wie zur Selbstverspottung gerade damals die glänzendste Zeit seines Lebens beschrieben, jene Zeit, wo er berauscht von Uebermut und Liebesglück auf den Höhen der Apenninen umherjauchzte und große Heldenthaten träumte, wodurch sein Ruhm sich über die ganze Erde verbreiten würde, bis zur fernsten Insel, wo der Schiffer des Abends am Herde von ihm erzählen sollte. Dann fügte er mißmutig hinzu: „Jetzt wie bin ich zahm geworden seit dem Tode meines Vaters! Jetzt möchte ich auf so einer fernen Insel das Kätzchen sein, das am warmen Herde sitzt und zuhört, wenn von berühmten Thaten erzählt wird". Als Heine nach längerer Zeit wieder einmal nach Lüneburg kam, sprach er mit seinem Freunde Rudolf Christiani nur von dem Vater, und einmal sagte er: „Ja, ja! Da reden sie von einem Wiedersehen in verklärter Lebensgestalt. Was thue ich damit? Ich kenne ihn in seinem alten braunen Ueberrocke, und so will ich ihn wiedersehen. So saß er oben am Tische, Salzfaß und Pfefferdose vor ihm, das eine rechts, das andere links, und wenn wieder die Pfefferdose rechts stand und das Salzfaß links, so stellte er das um. Im braunen Ueberrock kenne ich ihn, und so will ich ihn wiedersehen". Und zu Adolf Stahr sagte er noch 30 Jahre später: „Ich habe den Verlust meines Vaters jahrelang nicht begreifen und nie verschmerzen können. Er war von allen Menschen derjenige, den ich am meisten auf dieser Erde geliebt habe".

Die Mutter des Dichters, Betty Heine, blieb nach dem Tode ihres Gatten bei ihrer Tochter in Hamburg. Sie erhielt seitdem von Salomon Heine eine jährliche Rente von 1000 Mark Banco, deren Fortdauer bis an ihr Lebensende ihr testamentarisch gesichert war. Sie überlebte nicht nur ihren Mann, sondern auch ihren geliebtesten Sohn. Ihre letzte Ruhe fand sie nicht neben ihrem Gatten, sondern auf dem inzwischen neuerrichteten israelischen Friedhof in Hamburg. Ein einfacher Sandstein bezeichnet ihr Grab, der auf der Vorderseite die Inschrift trägt: „Hier ruhet Betty Heine geb. van Geldern, geb. zu Düsseldorf den 27. November 5531, gest. den 3. September 5619". Auf der Rückseite ist das Geburts- und Sterbe-

jahr nach der bürgerlichen Zeitrechnung angeführt: Betty Heine ist am 27. November 1771 geboren und am 23. September 1859 gestorben. Ihr Leben war, man darf es wohl sagen, ein schönes. Sie hat das Glück ihrer Kinder und vor allem den vollen Ruhm ihres großen Sohnes erlebt.

Zweites Kapitel. Heimat und Kindheit.

Jeder kennt die Scherze, die Heine in den „Reisebildern" über Düsseldorf gemacht hat. Man würde sie aber falsch auffassen, wenn man daraus entnehmen wollte, der Dichter habe seine Vaterstadt nicht geliebt. Im Gegenteil, er hat immer mit treuer Anhänglichkeit von der schönen Stadt am Rhein gesprochen und ihrer bis zum Tode mit hingebender Liebe gedacht. Sie spielt ja auch in seiner Jugendgeschichte eine sehr wichtige Rolle, und die Eindrücke, die er dort empfangen, waren bestimmend für das ganze Leben.

Von dem kleinen Hause in der Bolkerstraße zu Düsseldorf, aus dem Heine hervorgegangen, ist schon in dem vorhergehenden Kapitel die Rede gewesen. Es ist interessant, daß es schon im Jahre 1766 einem Manne aus der Familie der Mutter, nämlich dem Jakob Emanuel van Geldern, gehört hat. Das Häuschen trug, als Samson Heine dort sein Manufakturwarengeschäft hatte, die Nummer 602. Im Jahre 1809 verließen die Eltern das Haus und zogen in das gegenüberliegende (Nummer 42) derselben Straße. Das alte Haus ging in andere Hände über, wurde abgebrochen und ein neues, größeres Gebäude, das die Nummer 53 trägt, an dessen Stelle errichtet. Seit dem 31. Januar 1867 ist dieses mit einer einfachen marmornen Gedenktafel verziert, welche die Inschrift trägt: „Geburtshaus von Heinrich Heine". Sie ist die einzige sichtbare Erinnerung an den Dichter in seiner Vaterstadt Düsseldorf.

Wer aber seinen Heine gut im Kopfe hat, der feiert in Düsseldorf auf Schritt und Tritt heitere und wehmütige Erinnerungen in Fülle. Da ist zuerst der Schloßplatz, der in des Dichters Jugenderinnerungen eine so große Rolle spielt, dann das Reiterstandbild des alten Kurfürsten Jan Wilhelm auf dem Markte mit dem schwarzen Harnisch und der tief herabhängenden Perücke, das inzwischen womöglich noch grüner geworden ist; dann die Düssel, die hier in den Rhein mündet, hinter dem alten Franziskanerkloster, wo Heine zuerst in die Schule ging, und wo er mit dem kleinen Wilhelm spielte, den er eines Frühlingsabends bat: „Wilhelm, hol' doch das Kätzchen, das eben hineingefallen!" Lustig stieg der kleine Knabe auf das Brett, das über dem Bache lag, riß das Kätzchen aus dem Wasser, fiel aber selbst hinein, und als man ihn herauszog, war er naß und tot. Der Erinnerung

an diese Jugendgeschichte hat Heine bekanntlich noch in seinen letzten Lebensjahren ein herrliches Gedicht gewidmet. Der Knabe hieß aber nicht Wilhelm, sondern Fritz v. Wizewsky.

Wie gesagt, wer Phantasie hat und seinen Heine kennt, der kommt in Düsseldorf noch immer auf seine Rechnung. Der wird wohl auch den steifen Herrn Simon van Geldern und den alten, klugen Kanonikus und die fromme Ursula, ja sogar den ehrwürdigen Rektor Schallmeyer dort noch in irgend einer alten, krummwinkeligen Gasse antreffen oder wenigstens dessen Erben und Gesinnungsgenossen, denen man hier auf Schritt und Tritt begegnet. Der wird am Ende in der großen Allee des Schloßgartens sich auch das Bild von dem siegenden Franzosenkaiser vergegenwärtigen können, wie dieser auf seinem kleinen Schimmel mitten durch die Allee ritt, in seiner scheinlosen grünen Uniform und mit seinem kleinen welthistorischen Hütchen auf dem Kopfe. Und der wird auch nach den immer neu sich gebärenden Typen des Nachbar Pitter, des langen Kunz, des tollen Aloysius und des lahmen Gumpertz nicht lange zu suchen brauchen. Selbst das moderne Düsseldorf mit seinen Prachtbauten, das Heine kaum mehr erkennen würde, entbehrt solcher Originale nicht.

Denn es ist eine schöne Stadt, dieses Düsseldorf, viel schöner als zu Heines Zeiten, der schon 1826 schrieb: „Die Stadt Düsseldorf ist sehr schön, und wenn man in der Ferne an sie denkt und zufällig dort geboren ist, wird einem wunderlich zu Mute. Ich bin dort geboren, und es ist mir, als müßte ich gleich nach Hause gehen. Und wenn ich sage nach Hause gehen, so meine ich die Bolkerstraße und das Haus, worin ich geboren bin. Dieses Haus wird einst sehr merkwürdig sein, und der alten Frau, die es besitzt, habe ich sagen lassen, daß sie beileibe das Haus nicht verkaufen solle. Für das ganze Haus bekäme sie jetzt doch kaum so viel, wie schon allein das Trinkgeld betragen wird, das einst die grünverschleierten vornehmen Engländerinnen dem Dienstmädchen geben, wenn es ihnen die Stube zeigt, worin ich das Licht der Welt erblickt, und den Hühnerwinkel, worin mich Vater gewöhnlich einsperrte, wenn ich Trauben genascht, und auch die braune Thür, worauf Mutter mich die Buchstaben mit Kreide schreiben lehrte."

Es wird einem in der That, auch wenn man nicht dort geboren ist, wunderlich zu Mute, wenn man mit der Erinnerung an jene Scherze Heines das kleine Haus heute betritt. Von dem wirklichen Geburtshaus Heines steht freilich kein Stein mehr, da es schon vor langen Jahren abgebrochen wurde. Aber die Tradition hat sich erhalten; vielleicht beruht sie nur auf mythenbildender Phantasie, vielleicht ist ein Körnchen Wahrheit mit unterlaufen. Wer mag das heute entscheiden? Das stattliche zweistöckige Gebäude besteht jetzt aus Vorder- und Hinterhaus. Ein ehrsamer Schlächtermeister, dessen Laden im Vorderhause, ist der Besitzer. Und dessen liebens-



Düsseldorf zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts.

würdige Gattin macht den Besuchern die Honneurs. Sie hat dazu oft Gelegenheit, denn es kommen das Jahr über viele Leute hin. Zwar nicht viele grünverschleierte Engländerinnen, dafür aber desto mehr Deutsche, jung und alt, Männlein und Weiblein, die das Geburtshaus ihres Lieblingsdichters sehen wollen.

Dabei geht es denn natürlich nicht ohne gewisse Enttäuschungen ab. Denn, um es kurz herauszusagen: der Eindruck ist ein sehr ärmlicher und nüchterner, auch in dem neuen Hinterhause. Es ist selbstverständlich nichts in dem Hause erhalten wie zu Samson Heines Zeiten. Eine Holztreppe führt in den ersten Stock, wo zwei oder drei sehr armselig ausgestattete, niedrige Zimmer uns als die Wohnung der Eltern Heines präsentiert werden. Das letzte und kleinste derselben wird, natürlich ohne Berechtigung, als das gezeigt, in dem Heine geboren worden. C'est tout! Vergeblich sucht der umherschweifende Blick nach irgendwelchen Erinnerungen an den Dichter. Nichts, nicht einmal das kleinste Zeichen, nicht einmal ein schlechtes Bild erinnert hier an Heinrich Heine. „Vor Jahren", so erzählt unsere hübsche Begleiterin, „war ein Herr aus Berlin dagewesen mit einem hübschen Knebelbart, roten Backen und einer goldenen Brille, der auch sehr traurig über diese dürftige Ausstattung war und fest versprach, für das letzte Zimmer ein gutes Porträt Heines schicken zu wollen." Mit melancholischem Lächeln fügte die Gute hinzu: „Es ist aber bis heute noch nicht eingetroffen!"

Erst wenn wir mit unserer Begleiterin die Treppe hinabsteigen und in den engen Hof gelangen, an den sich ein winzig kleines Gärtlein anlehnt, verbessert sich unsere Stimmung. Zwar verstehen wir nicht alles, was uns die lustige kleine Frau erzählt; denn, wie schon Heine sagt: „In der Sprache der Düsseldorfer merkt man bereits einen Uebergang in das Froschgequäke der holländischen Sümpfe", so viel entnehmen wir aber doch ihren Mitteilungen, daß hier links, von einem Holzgitter umfriedet, noch derselbe Hühnerwinkel sei, in dem der kleine Harry eingesperrt wurde, wenn er am Samstag die sauren Trauben eigenhändig gepflückt und aufgenascht hatte, dort am Eingang zum Hinterhause gar noch die alte, aber längst nicht mehr braune Thür, auf der der große Schriftsteller seine ersten Werke mit Kreide schrieb, rechts endlich das kleine Gärtchen, in dessen Mitte ein mächtiger, das Hinterhaus überragender, schattiger Akazienbaum steht, den nach mündlicher Tradition gar Heine selbst vor achtzig Jahren gepflanzt haben soll.

Ein Blatt von diesem Baume, das sich meine Frau als Erinnerungszeichen erbeten hatte, konnte nicht gepflückt werden, da keine Leiter zur Hand war. Die liebenswürdige Hauswirtin versprach, uns eins zuzusenden. Oft schon seien die Leute mit solcher Bitte zu ihr gekommen, erzählte sie. Und als ich sie fragte, von wannen „ihr roter Mund zu so viel Wissenschaft über Heine gekommen", meinte sie verschämt, sie habe das alles „gedruckt gelesen". Es sei auch alles sehr lustig,

die Geschichte vom Hühnerwinkel, von der braunen Thür, von den Velveten des alten Samson Heine u. s. w.

Von einer ganzen Schar kleiner Pitters und Kunze begleitet, verließen wir das Haus und die gastfreundliche Besitzerin. Die wehmütigen Eindrücke, die dasselbe



Das Haus in der Bolkerstraße zu Düsseldorf, an dessen Stelle vordem Heines Geburtshaus stand.

hervorgerufen, verfolgten uns den ganzen Tag und ließen eine frohe Stimmung nicht mehr aufkommen. Nur ein Teil der Prophezeiungen Heines ist ja auch hier in Erfüllung gegangen, der andere harrt noch der Erfüllung, auf die er, so sollte man meinen, doch mindestens einen ebenso wohlbegründeten Anspruch hat wie so viele andere und viel geringere Poeten im deutschen Vaterlande, deren Geburtshäuser trefflich gepflegt, zu Erinnerungsstätten und Museen von liebenden Händen umgestaltet worden sind.

Eine solche liebende Hand fehlt hier. Und doch ist Heine ja der Lieblingspoet der Besitzerinnen „liebender Hände“. Und hatte er denn nicht Recht als er schon damals der alten Frau, die das Haus besaß, riet, es ja nicht zu verkaufen, da sie für das ganze Haus nicht so viel bekäme, als einmal das Trinkgeld der Besucher allein ausmachen würde?

In diesem Hause nun oder, um ganz treu zu berichten, in dem, das an der Stelle des jetzigen hier gestanden, wurde Harry Heine an einem 13. Dezember geboren. Aber in welchem Jahre? Die Frage ist trotz aller Bemühungen und Forschungen auch bis heute noch nicht gelöst. Ich will deshalb, obwohl ich wiederholt meine Ansicht darüber öffentlich ausgesprochen, noch einmal hier die wichtigsten Zeugnisse für und gegen die beiden in Frage kommenden Jahre anführen.

Es ist bekannt, daß Heine selbst die Schuld an dieser Komödie der Irrungen trägt. Eines Witzes halber, um sich für einen der ersten Männer des Jahrhunderts auszugeben, bezeichnete er zweimal das Jahr 1800 als sein Geburtsjahr. Es geschah dies zuerst in den „Bädern von Lucca“. Dort antwortete er auf die Frage der Signora Franzeska nach seinem Alter: „Ich, Signora, bin in der Neujahrsnacht 1800 geboren“, und der Marchese Gumpelino bemerkt hierauf: „Ich habe Ihnen ja schon gesagt, er ist einer der ersten Männer unseres Jahrhunderts“. Das war im Jahre 1828. Sieben Jahre später schreibt er an den französischen Kritiker Philarète Chasles: „Je suis né l’an 1800“. Doch ist dieser Datumsangabe durchaus keine Bedeutung beizulegen.

In späteren Jahren hat Heine immer den 13. Dezember 1799 als seinen Geburtstag festgesetzt. In allen offiziellen Testamenten, hauptsächlich im Taufschein und in einem Briefe an seine Schwester, den ich zuerst veröffentlichte, bringt er dieses Datum. In diesem aus dem Jahre 1853 datierten Briefe schreibt er: „Was das Datum meiner Geburt betrifft, so bemerke ich Dir, daß ich laut meinem Taufschein den 13. Dezember 1799 geboren bin und zwar zu Düsseldorf am Rhein, wie Dir ebenfalls bekannt sein wird. Da alle unsere Familienpapiere durch die Feuersbrunst in Hamburg zu Grunde gegangen und in dem Düsseldorfer Archive das Datum meiner Geburt nicht richtig angegeben sein kann, aus Gründen, die ich nicht sagen will, so ist obiges Datum allein authentisch. Jedenfalls authentischer als die Erinnerungen meiner Mutter, deren alterndes Gedächtnis keine verloren gegangenen Papiere ersetzen kann“.

Auch aus allen anderen offiziellen Schriftstücken geht hervor, daß Heine durchaus das Jahr 1799 als sein Geburtsjahr angesehen wissen wollte.

Aber auch für das Jahr 1797 sprechen sehr gewichtige Beweise. Zunächst schon das notarielle Protokoll seiner Eltern, das ich im ersten Kapitel mitgeteilt und aus dem ich nachgewiesen, daß die Hochzeit derselben zwischen dem 31. Januar und 5. Februar 1797 bestimmt stattgefunden habe, so daß es also nicht unwahrscheinlich ist, daß am 13. Dezember desselben Jahres zum ersten Male in das kleine Haus in der Bolkerstraße Nr. 602, wo Samson Heine eine Tuch- und Manufakturwarenhandlung etablierte, der Storch einzog. Ebenso haben alle seine Jugendfreunde, Josef Neunzig, Samuel Prag, Friedrich Steinmann, J. B. Rousseau, übereinstimmend das Jahr 1797 als sein Geburtsjahr angegeben, ja, er selbst hat in einem Briefe aus dem Jahre 1821 an Friedrich Raßmann sich als vierundzwanzigjährigen jungen Mann ausgegeben. In den in meinem Besitze befindlichen Memoiren von Maximilian Heine ist das Jahr 1797 als das Geburtsjahr seines Bruders verzeichnet, dann aber wieder durchgestrichen und in 1799 verbessert worden.

Woher stammt nun dieser Widerspruch in den Angaben des Dichters? Es scheint, als habe Heine in jungen Jahren allerdings triftige Gründe gehabt, sich um zwei Jahre jünger zu machen, wenn ich auch nicht der Meinung bin, daß er durch diese Fälschung sich dem Kriegsdienste gegen Napoleon habe entziehen wollen. Denn dieser Behauptung steht die bisher von keiner Seite berichtigte des Dichters selbst schlankweg gegenüber, daß er mit dem größten Teile seiner Düsseldorfer Mitschüler vom Lyceum während des Krieges gegen Frankreich dem Vaterlande seine Dienste angeboten habe.

Die Gründe aber, welche den Dichter zu einer solchen Aenderung bewogen haben könnten, sind heute kaum noch zu erkennen. In der Familie herrscht, wie mir privatim mitgeteilt wurde, die Meinung, man habe ein höheres Alter für ihn angegeben, um seine Aufnahme in das Lyceum zu ermöglichen, für das ein Minimalalter vorgeschrieben war. Eine authentische Zeugin ist die in Hamburg noch lebende Schwester des Dichters, Frau Charlotte Embden, geboren im Oktober 1800, welche mit Bestimmtheit angiebt, daß ihr Bruder Heinrich elf Monate älter als sie gewesen sei.

Hermann Hüffer hat die falsche Angabe des Geburtsjahres dadurch zu erklären versucht, daß man 1816 dem achtzehnjährigen Heine die Auswanderung ermöglichen oder erleichtern wollte. Wenn man ihn damals um zwei Jahre jünger machte, so hatte er vor dem 13. Dezember 1816 die Altersgrenze noch nicht erreicht, welche die Erlaubnis zur Auswanderung — auch nach den Hansastädten — für junge Leute damals mit schwer zu erfüllenden Bedingungen verknüpfte.

Im Archiv des Königlichen Gymnasiums zu Düsseldorf befindet sich ein von dem Direktor des Lyceums im Jahre 1813 herausgegebenes Programm, in dem

„Harry Heine aus Düsseldorf“ mit zwölf anderen als Schüler der philosophischen Klasse angeführt wird. Er hatte also das eigentliche Lyceum, vier Klassen und eine Vorbereitungsklasse (3 Abteilungen) vorher absolviert. Die Schüler verließen das Lyceum durchweg im Alter 18 bis 21 Jahren. Heine mag etwas jünger gewesen sein; jedenfalls spricht die Thatsache für das Jahr 1797 als Geburtsjahr. Leider fehlt der Jahresbericht für 1814/15, in dem sicher Heines Abgang erwähnt ist.

Als einen Beweis für die Verwirrung, die in Bezug auf dieses Geburtsdatum herrschte, können die vorhin erwähnten Aufzeichnungen aus den in meinem Besitz befindlichen Memoiren von Maximilian Heine gelten. Dort sind auch die Geburtsjahre der drei anderen Geschwister verschiedenartig angegeben und wiederholt durchstrichen. Bei dem Umstande, daß alle Akten und Geburtsregister der Juden bei der französischen Okkupation in Düsseldorf verbrannt sind, lassen sich bestimmte Angaben über Heines Geburtsjahr kaum noch erhoffen; es sei denn, daß durch einen günstigen Zufall noch irgend ein aufklärender Privatbrief aus der Familie zum Vorschein käme.

Um aber die Verwirrung zu vervollständigen, wurde vor einigen Jahren aus dem Düsseldorfer Staatsarchiv ein Aktenstück veröffentlicht, in dem der damalige Landrabbiner des Großherzogtums Berg auf amtliche Aufforderung ein Verzeichnis über die in den Jahren 1797—1808 geborenen Judenkinder abgab. In diesem Verzeichnisse ist Heines Geburt im Februar 1798 angesetzt. Aber dieses Datum verdient keine Glaubwürdigkeit, da die ganze Tabelle nur nach mutmaßlichen Angaben ausgefüllt worden war. 1797, 1798, 1799? Wo ist da ein Ausweg zu finden; welches Jahr ist das richtige und in welchem Jahre haben wir den hundertsten Geburtstag zu feiern? Die Feststellung des Geburtsjahres von Heinrich Heine ist nämlich durchaus keine müßige litterarhistorische Spielerei, wie vielleicht manche Leser anzunehmen geneigt sein dürften. Es ist immerhin wichtig zu wissen, wann der Dichter geboren wurde und ob er als fünfzehnjähriger Knabe oder als achtzehnjähriger Jüngling seine beste Ballade „Die beiden Grenadiere“ gedichtet hat. Indes ist, wie gesagt, eine Entscheidung hier nicht zu treffen, und es muß irgend einem Zufall überlassen werden, Licht in dieses Rätsel zu bringen.

Ganz anders liegt aber die letzte Frage, wann wir Heines hundertsten Geburtstag zu feiern haben. Ich meine, daß es nach dem Vorhergesagten darauf nur eine Antwort geben kann: Im Jahre 1899.

Drittes Kapitel. Das Lottchen.

Es war etwa um die neunte Stunde eines schönen Sommermorgens im Jahre 1887, als an der Parterrewohnung des stattlichen Patrizierhauses Esplanade 39 in Hamburg heftig geschellt wurde. Es dauerte ziemlich lang, bis eine scharfe Frauenstimme, ohne zu öffnen, von innen heraus die Frage erschallen ließ: „Die Milchfrau?"

„Nein!"

„Wer sonst?"

„Die Kaiserin von Oesterreich."

Die Fragende war Frau Charlotte Embden, die Schwester Heinrich Heines, die Antwortende die Kammerfrau der unglücklichen Fürstin auf Oesterreichs Herrscherthron, die das Andenken Heinrich Heines hoch in Ehren hielt und an jenem Tage eigens nach Hamburg gefahren war, um von der einzigen noch lebenden Schwester des Dichters Auskünfte über sein Leben und seine Schöpfungen zu erbitten. Man kann wohl sagen, daß seit jenem Tage das Lottchen — so nannte Heine seine Schwester mit Vorliebe — wieder populär geworden ist, nachdem die geschäftige Fama sie jahrelang in Ruhe gelassen hatte. Nur von Autographenjägern und neugierigen Verehrern des Dichters wurde die alte Frau in den letzten Jahren mehr als billig heimgesucht, bis durch die Kaiserin von Oesterreich die Erinnerung an sie, die in stiller Muße ihr Alter genoß, in weiterer Oeffentlichkeit wieder wachgerufen wurde.

Charlotte Heine wurde am 18. Oktober 1800 (nicht, wie alle Biographen und auch ich früher angegeben, 1803 oder 1805) als die erste Tochter von Samson und Betty Heine in Düsseldorf — zehn Monate nach ihrem Bruder Harry — geboren. Sie war des seltsamen Knaben frohe Spielgenossin; sie teilte seine Arbeiten, seine kindlichen Sorgen und Hoffnungen, und sie blieb auch seine einzige und beste Freundin, die Vertraute seiner Freuden und Leiden bis zu seinem Tode. Lottchen war ein aufgewecktes, ein kluges und munteres Mädchen. Von ihren Jugendspielen mit dem Dichter wissen die Biographen manches hübsche und anmutige Bild zu entwerfen. Mit Vorliebe suchten die beiden Kinder Reime zu machen. In aller Frühe, wenn die andern noch in tiefem Schlummer lagen, spielten sie schon miteinander auf dem Hofe. Eines Tages quälte sich Lottchen vergebens; sie konnte die gewünschten Verse nicht finden. Da wandte sie sich an ihren Bruder: „Dir ist es leicht, Reime zu finden, mir wird es sehr schwer. Wir wollen nun ein anderes Spiel spielen. Ich werde eine Fee vorstellen, wir bauen einen Turm, und ich bewohne ihn; Du bleibst draußen stehen, singst und findest Reime".

Und in der That bauten sie nun einen Turm aus leeren Kisten, die sie beide eine auf die andere stellten. Dann kletterte die Kleine hinauf bis zu der letzten Kiste und sprang hinein. Die Fee war verschwunden; denn die Kiste war höher als das Kind.

Als Heine seine Schwester nicht mehr erblickte, wurde ihm bang, und er lief ins Haus, um Hilfe rufend. Charlotte versuchte nun, sich selbst zu befreien, die Kisten fingen an zu schwanken, und furchterfüllt kauerte sie laut weinend in einer Ecke nieder. Als man ihr zu Hilfe eilte, blieb sie still und stumm in der Ecke sitzen. Sie fürchtete Strafe, weil sie ihr bestes Kleid angelegt und beim Hineinspringen zerrissen hatte; doch als sie das laute Weinen ihres Bruders hörte, rief sie ihm zu: „Harry, ich lebe, aber mein Kleid ist zerrissen!" Nicht ohne Schwierigkeiten wurde sie von dem selbsterbauten Turm heruntergeholt, und Harry umarmte sie stürmisch, überglücklich, sein Schwesterchen wieder am Leben zu finden. Noch am Abend seines Daseins, wenige Wochen vor seinem Tode, erzählte Heine, daß er nie den freudigen Eindruck vergessen, den er damals als achtjähriger Knabe empfunden habe.

Die Fürstin della Rocca, die Tochter von Charlotte Embden, erzählt in ihren „Erinnerungen" noch manche liebenswürdige Geschichte aus der Kindheit Heines und seiner Schwester.

Ein schönes Denkmal hat Heine zur Erinnerung an jene Kindheit seiner Schwester in dem Gedicht „Heimkehr" gewidmet, welches folgendermaßen lautet:

Mein Kind, wir waren Kinder,
Zwei Kinder klein und froh;
Wir krochen ins Hühnerhäuschen,
Versteckten uns unter das Stroh.

Wir krähten wie die Hähne,
Und kamen Leute vorbei —
„Kikeriki!" sie glaubten,
Es wäre Hahnengeschrei.

Die Kisten auf unserem Hofe,
Die tapezierten wir aus
Und wohnten drin beisammen
Und machten ein vornehmes Haus.

Des Nachbars alte Katze
Kam öfters zum Besuch;
Wir machten ihr Bückling' und Knickse
Und Komplimente genug.

Wir haben nach ihrem Befinden
Besorglich und freundlich gefragt;
Wir haben seitdem dasselbe
Mancher alten Katze gesagt.

Wir saßen auch oft und sprachen
Vernünftig wie alte Leut'
Und klagten, wie alles besser
Gewesen zu unserer Zeit;

Wie Lieb' und Treu' und Glauben
Verschwunden aus der Welt,
Und wie so teuer der Kaffee,
Und wie so rar das Geld! — — —

Vorbei sind die Kinderspiele,
Und alles rollt vorbei, —
Das Geld und die Welt und die Zeiten
Und Glauben und Lieb' und Treu'".

Da sie ins Leben eintrat, war Charlotte, die nicht nur ein geistreiches, sondern auch ein schönes Mädchen war, bald die gefeierte Heldin auf allen Festen und

Bällen in Düsseldorf, die allen jungen Männern den Kopf verdrehte und das Herz schwer machte. Als die Eltern Düsseldorf verließen, war es ihre erste Sorge, Charlotte zu verheiraten. Wenn ich recht unterrichtet bin, war es Heinrich Heine selbst, der bei seinem Aufenthalt in Hamburg die Bekanntschaft von Moritz Embden machte und mit diesem fortwährend von seiner kleinen Schwester sprach. Embden war neugierig und wollte das schöne, merkwürdige Mädchen kennen lernen. Als er sie sah, hatte er auch bereits sein Herz verloren; sie wurde seine Gattin, und das Hochzeitsgedicht, welches Heine seiner Schwester bei der Vermählung am 22. Juni 1823 auf dem Zollenspieker zwischen Lüneburg und Hamburg machte, soll alle Festgenossen entzückt haben. Er selbst schrieb an Moses Moser: „Es war ein schöner Tag bei Festlichkeit und Eintracht. Das Essen war gut, die Betten waren schlecht, und mein Oheim Salomon war sehr vergnügt".

Als Charlotte von ihrem Bruder Abschied nahm, riet er ihr, die Verse ihres Gatten — denn Moritz Embden versuchte sich in den Mußestunden, die ihm sein kaufmännischer Beruf ließ, auch als Dichter — nur ja recht eifrig zu loben, denn sonst könnte das Unterlassen leicht eine Uneinigkeit in der Ehe hervorrufen. Im „Buch der Lieder" findet sich auch ein hübsches Gedicht, welches diesen Rat an seine Schwester wiederholt:

„Und lobst du meine Verse nicht,
Laß ich mich von dir scheiden".

Die geistige Entwickelung Heines und seinen wachsenden Dichterruhm verfolgte Charlotte mit der innigsten und lebhaftesten Teilnahme. War sie früher seine liebevolle Gespielin, so wurde sie nun auch die aufmerksame, teilnehmende und ratgebende Freundin ihres Bruders, an die er sich in allen seinen Lebensnöten wenden durfte. Zwischen ihm und seiner Schwester gab es keine Entfremdung, wie oft er auch mit den Brüdern und manchmal sogar mit dem Schwager in Zank und Streit geraten mochte. Immer war Charlotte die treue und liebenswürdige Vermittlerin, die entweder des reichen Oheims Zorn zu besänftigen oder des Dichters Launen zu beschwichtigen hatte.

Und kein schöneres Zeugnis für dessen gemütstiefe Bruderliebe besitzen wir als das Blatt, welches er 1819 vor dem Abgang zur Universität in das Album seiner Schwester eingeschrieben:

„Wir können die Menschen füglich in zwei Klassen einteilen: erstens diejenigen, die uns lieben, zweitens diejenigen, die uns oft und deutlich sagen, daß sie uns lieben.

Mich, liebes Lottchen, kannst Du dreist zur ersten Klasse rechnen. Ich bin Dir herzlich gut, wenn ich auch nicht viel Aufhebens davon mache.

Dein Bruder

Harry Heine."

Diese Zeilen schrieb Heine seiner Schwester ins Album, als er nach Bonn ging.

Wir können die Menschen füglich in zwey
Klassen eintheilen: 1stens Diejenigen die uns lieben,
2tens Diejenigen die uns oft und deutlich sagen daß
sie uns lieben. — Mich, liebes Lottchen, kannst Du
dreist zur ersten Klasse rechnen. Ich bin Dir herzlich
gut, wenn ich auch nicht viel Aufhebens davon mache.
Düsseldorf d. 20 Juny 1819. Dein Bruder Harry Heine.

Stammbuchblatt Heines für seine Schwester.

Er dichtete in jener Zeit viele Stammbuchverse, von denen manche gedruckt sind, andere sich in mündlicher Ueberlieferung forterhalten haben. Eins der eigenartigsten ist sicher das, welches er seinem Freunde Friedrich Steinmann in Bonn in dessen Album einschrieb. Leider hat dieser Freund in späteren Jahren durch Indiskretionen, ja sogar grobe Fälschungen das Andenken des Dichters entweiht. Es scheint, daß er die Mahnungen des Freundes allzu wörtlich aufgefaßt und allzu treu besorgt hat. Auch um die Aufdeckung dieser Fälschungen von Briefen und Gedichten Heines hat sich Charlotte ein nicht geringes Verdienst erworben.

Wenn Frau Charlotte in ihrem stattlichen, in altpatrizischer Weise vornehm ausgestatteten Zimmer in ihrem Lehnstuhle sitzend den Erinnerungen ihrer Jugend nachgeht, dann ist es vor allem jener Triumphzug, den sie auf einer Badereise in den zwanziger Jahren nach dem Rhein und Süddeutschland gemacht hat, von welchem sie mit besonderer Vorliebe und mit wahrem Eifer erzählt. Zunächst gab sie bei Immermann einen Empfehlungsbrief ihres Bruders ab. Immermann stellte sie seinen Gästen nur als Madame Embden aus Hamburg vor, aber im Verlaufe des Gespräches hielt er es nicht länger aus und sagte es allen, daß diese Frau die Schwester Heines sei, und nun war des Jubels kein Ende. In Frankfurt a. M. gab Rothschild ihr zu Ehren eine große Abendgesellschaft. Alle waren schon versammelt, als die mit Spannung Erwartete ankam. Der Diener riß die Thür auf und rief mit Stentorstimme, da er ihren Namen vergessen hatte, in den Saal hinein: „Madame, die Schwester Heines!" Die interessanteste war aber unstreitig jene Bekanntschaft, welche Charlotte Embden in Göttingen machte. Dort lernte sie den Grafen August von Platen kennen. Aber vorsichtig umging sie alle Fragen nach ihrer Familie, weil sie glaubte, der Name Heine würde bei dem Dichter keine angenehmen Erinnerungen erwecken. Platen war von ihrer Liebenswürdigkeit entzückt und besuchte sie in ihrem Hause. Als er ihr aber beim Abschied ehrerbietig die Hand küßte, sagte er: „Gnädige Frau, wollen Sie mir eine Frage beantworten? Haben Sie je die Bibel gelesen?"

Frau Charlotte sah ihn erstaunt an und wußte nicht, was sie antworten sollte.

„Kennen Sie, meine Gnädige", fuhr der Dichter fort, „die Stelle in der Heiligen Schrift: »Bin ich der Hüter meines Bruders«? Seien Sie meiner höchsten Achtung versichert, und genehmigen Sie die aufrichtigsten Wünsche für Ihr Wohl. Mögen die Bäder von Schwalbach Ihnen Genesung bringen."

Charlotte blieb stumm. Als sie ihrem Bruder diese Szene erzählte, wurde Heine ernstlich böse und sagte zu ihr: „Aber, liebes Lottchen, Du hast doch sonst die Zunge am rechten Fleck, wie konntest Du nur schweigen und nicht die Gelegenheit benutzen, ihm sein Unrecht hernach vorzuhalten?" Die Fürstin della Rocca berichtet, daß Heine zum ersten Male damals seiner Schwester böse war, daß sie ihn aber

Die Schlechten siegen, untergehn die Wackern,
Statt Myrthen lobt man nur die dürren Pappeln,
Worin die Abendwinde tüchtig rappeln,
Statt stiller Glut lobt man nur helles Flackern.
Vergebens wirst du den Parnaß beackern
Und Bild auf Bild und Blum' auf Blume stapeln,
Vergebens wirst du dich zu Tode zappeln, –
Verstehst du nicht noch vor dem Ey zu gackern.
Auch mußt du wie ein Langohr dich behörnen,
Und Schutz- und Trutz-Critiken machen lernen,
Und kräftig oft in die Posaune schmettern;
Auch schreibe nicht für Nachwelt, schreib für Pöbel,
Der Knalleffekt sey deiner Dichtung Hebel, –
Nur dann wird dich das Publikum vergöttern.

Bonn d. 7. Aug 1820. H. Heine Stud Juris
aus Düsseldorff

Stammbuchblatt Heines für Friedrich Steinmann.

mit liebenswürdiger Hingebung bald zu versöhnen und das schöne geschwisterliche Verhältnis wiederherzustellen wußte.

Auch in Paris bewahrte er der Schwester seine treue Anhänglichkeit. Man kann sich wirklich nichts Liebenswürdigeres denken als den Brief, der er am 13. Februar 1834, nachdem er aus Hamburg die Kunde von der Geburt eines Kindes empfangen hatte, nach Hause schrieb:

„Liebe Mutter, lieber Max und liebes Lottchen!

Vor anderthalb Minuten erhielt ich den lieben Brief, worin mir unsere glückliche Niederkunft gemeldet wird. Ihr hattet mich also getäuscht, indem Ihr mir sagtet, daß wir erst zum Frühjahr in die Wochen kämen.

Mit tiefem Weh sah ich dem Frühling entgegen. Mein Herz ist jetzt so erleichtert, daß ich vor Freuden tanzen möchte. — Ich umarme Dich, liebes Lottchen, und ich sehne mich nach nichts in der Welt mehr, als daß ich die alte Gluck' und Dich, die junge Gluck' und Deine kleinen Küchelchen wohl wiedersehe. Schreibe nur gleich, wie Du Dich befindest. Lebt wohl und behaltet freundschaftlich im Andenken Euren ergebenen H. Heine."

In späteren Briefen beklagt er oft bitter, daß er ohne Nachricht über das Befinden seiner Schwester sei: „Ein Wochenbett ist doch kein gewöhnlicher Zustand, und da gebührt es sich wohl, daß ich etwas von dem Wohlsein meiner Schwester erfahre. Wenn Ihr mich bei so wichtigen Umständen öfters ohne Brief laßt, kann ich wirklich krank werden. Ich habe mir fest und steif vorgenommen, recht wirklich krank zu werden, um mich an Dir wegen Deines langen Stillschweigens zu rächen".

Die ganze Liebe zu seiner Schwester bekundet sich aber in den Briefen, welche Frau Charlotte als ein teures Andenken in ihrem Schreibtisch neben ihren eigenen Erinnerungen, die sie in langen Jahren aufgezeichnet, mit treuer Fürsorge bewahrte. Es sind etwa 120 Briefe, die meisten an sie selbst gerichtet, voll froher Laune, voll von glücklichem Humor, aber auch voll von tiefer Verstimmung und brennendem Schmerz, je nachdem die Verhältnisse und Lebenslagen waren, in welchen der Dichter sich an seine Schwester gewandt hat. Wie ein Heiligtum thronte die Liebe zu dieser Schwester in seinem Herzen, und keine Verstimmung vermochte sie daraus zu reißen. Erst im Jahre 1892 konnte sie sich dazu entschließen, der Welt einen Blick in diesen Schatz zu gestatten. Das Buch: „Heinrich Heines Familienleben" (Hamburg 1892) enthält diese Briefe, soweit sie sich für die Oeffentlichkeit eignen, und ist somit ein schönes Denkmal der hingebenden Familienliebe Heines geworden.

Als sich die beiden Geschwister im Jahre 1843 wiedersahen, empfanden sie beide eine tiefe und innige Freude. Bei dieser Gelegenheit machte Charlotte die Bekanntschaft der Gattin ihres Bruders, Mathilde, und suchte auch mit dieser, soweit dies bei den verschiedenartigen Charakteren möglich war, ein liebevolles und freundliches Einvernehmen herzustellen. In den trüben Tagen, welche dieser Reise folgten, als der Dichter mit seiner Familie wegen der Pension sich entzweite, war Charlotte

eine treue Vermittlerin. Aber es gelang ihr diesmal nicht wie früher so oft, den gewünschten Frieden wiederherzustellen.

Nur noch einmal sah sie ihren Bruder wieder; es war im Winter des Jahres 1855, zwei Monate vor seinem Tode. Der Dichter lag schwer leidend auf seiner „Matratzengruft", da trat Charlotte bei ihm ein. Sie litt wahre Qualen bei dieser Zusammenkunft, es war ihr herzzerbrechend, ihren Bruder, den einst so schönen und lebensfrohen Mann, abgemagert und hilflos wiederzufinden. Und dennoch hatte die starkgeistige Frau die Kraft, ihm diesen Eindruck zu verbergen. „Sie that alles, um seine Leiden zu erleichtern, sie erriet seine Wünsche, ehe er sie äußerte, sie erriet seine Gedanken, und beide wahlverwandten Seelen verstanden sich, auch ohne zu sprechen. Er fühlte die Nähe seiner Schwester, wenn er auch regungslos und mit geschlossenen Augen dasaß." So erzählt Charlottes Tochter, die Fürstin Marie della Rocca. Und als Charlotte abreisen wollte, bat sie der Bruder, noch einige Zeit zu bleiben. „Charlotte, wir werden uns nicht wiedersehen!" wiederholte er beständig. Die Schwester versprach, im Frühjahr wiederzukommen; die Trennung war eine tiefschmerzliche, und als das Frühjahr kam, da deckte die feuchte Erde des Bruders Grab.

Charlotte Embden ist seit dem Jahre 1866 Witwe und lebt nur noch ausschließlich den Erinnerungen an ihren großen Bruder. Ein liebevoller, vortrefflicher Sohn, Ludwig Freiherr von Embden, laut testamentarischer Verfügung der Herausgeber des litterarischen Nachlasses von Heine, widmet ihr die zärtlichste Sorge. Und drei glücklich verheiratete Töchter — in Neapel, London und Berlin — schmücken ihren Lebensabend. Noch heute an der Schwelle ihres hundertsten Lebensjahres hat sie etwas von der Anmut ihrer Jugend. Schwebenden Schrittes, rascher als manches junge Mädchen, eilt sie durch die Zimmer. Wenn sie in ihre Erinnerungen sich vertieft, erglänzen ihre Augen in jugendlichem Feuer. Sie kann stundenlang sprechen, ohne sich zu erschöpfen, bis ihr treuer Sohn und wahrhaft hingebungsvoller Pfleger Ludwig sie daran erinnern muß, sich zu schonen. Auch etwas von dem Sarkasmus, von dem scharfen Witz des Bruders ist auf sie übergegangen. In ihren jungen Jahren war das Embdensche Haus ein Mittelpunkt edelster Geselligkeit, wo Karl Gutzkow, Franz Liszt, Ludwig Wihl, Feodor Wehl, K. Töpfer, die Familie Assing, Therese von Bacharacht oft und gern verkehrten. Charlotte entzückte damals wie heute alle Besucher durch ihren regen Geist, der sich für alle Fragen der Litteratur und Politik interessiert, durch ihren Witz und ihre Liebenswürdigkeit. Die Stunden, welche ich im Hause der liebenswürdigen Greisin verlebt habe, werden mir unvergeßlich bleiben. Ihre Erzählungen aus dem Leben Heines sind die beste Biographie des Dichters und charakterisieren sein Leben und Schaffen eindringlicher als die gelehrtesten Biographien, über die Frau Charlotte gelegentlich auch mit einem scharfen Witz sich lustig zu

machen versteht. Für mich ist, da ich diese Zeilen schreibe, namentlich eine ihrer Erzählungen von besonderem Interesse, deren Eindruck mir nie schwinden wird.

Auf meine Frage nach dem „Rabbi von Bacharach" erzählte mir Frau Charlotte zum erstenmal, daß das Werk keineswegs, wie die meisten Biographen annehmen, ein Torso gewesen, sondern daß Heine dasselbe wirklich vollendet habe! Der Hamburger Tempelprediger Dr. Gotthold Salomon, dessen Heine wiederholt in seinen Briefen gedenkt, habe den Roman gelesen und ihn als das beste Bild des altjüdischen Ghettolebens mit warmen Worten gepriesen. Bei dem großen Hamburger Brande im Jahre 1842 aber ging diese Novelle wie alle übrigen Schöpfungen aus des Dichters Jugendperiode leider in Flammen auf. Er selbst schrieb darüber an Ludwig von Embden: „— Daß meine Manuskripte und Schriften ein Raub der Flammen geworden, ist mir ein unersetzlicher Verlust. Diese Manuskripte enthielten die Produkte meiner ersten Jugendkraft, und nie werde ich wieder so schreiben können. Ich wollte sie liegen lassen, um später, wenn meine Geistesfrische abnehmen sollte, was bei meiner geschwächten Gesundheit nicht unwahrscheinlich ist, von diesem Kapital in meinen alten Tagen zu zehren."

Betty Heine, die Mutter des Dichters, wohnte damals auf dem Neuen Wall, weit von dem Herde des Feuers, das sich in den folgenden Tagen immer weiter ausdehnte. Sie siedelte nun zu ihrer Tochter Charlotte nach der Theaterstraße über. Dort lag sie eines Tages schlummernd auf dem Sofa, als plötzlich die Bonne der Kinder schreiend in das Zimmer trat: „Madame, das Feuer hat den Neuen Wall erreicht; wenn Sie noch etwas retten wollen, müssen Sie sich beeilen!"

„Harrys Papiere müssen in Sicherheit gebracht werden", erwiderte die alte Frau rasch. „Sie sind in eine Kiste verpackt, die in meinem Schlafzimmer unter einem Schrank steht. Ich muß selbst hin."

Aber Charlotte wollte dies nicht zugeben. Ohne die Gefahr zu ahnen, der sie sich aussetzte, eilte sie sofort nach dem Neuen Wall, mit dem Versprechen, die Papiere bestimmt zu bringen.

In wahrhaft dramatischer Weise erzählte mir nun die greise Frau das Folgende: Wie sie glücklich an das Haus gelangt, da erst der untere Teil der Straße brennt, wie sie die Wohnung der Mutter betritt, dort alles erbrochen findet und zwei wildaussehende Menschen im Wohnzimmer bei einer Flasche Wein antrifft. Ohne sie zu beachten, eilt sie flüchtig dahin, wo die Kiste mit den Papieren steht. Aber einer der Arbeiter ist ihr mit einer Axt gefolgt. Unerschrocken wendet sie sich zu ihm: „Schlagen Sie mir die Kiste ein!" In der Hoffnung, darin Kostbarkeiten zu finden, folgt er bereitwilligst ihrem Befehl, ist aber sehr enttäuscht, nichts als beschriebenes Papier in der Kiste zu finden. Charlotte nimmt nun das ganze Paket mit den Manuskripten, schnürt es zusammen und eilt nach dem Hausflur.

Aber ehe sie die Straße erreicht, hat sich die Szene plötzlich in entsetzlicher Weise verändert. Das Feuer ist mit rasender Schnelligkeit näher gerückt, ein furchtbarer Sturm ist ihm vorausgeeilt, und ein Funkenregen dringt auch in dieses Haus ein. Jeder Widerstandsversuch ist unmöglich. Ringsum das Geprassel der Flammen, das Krachen der zusammenstürzenden Häuser, das Schreien und Rufen von Frauen und Kindern, das Fluchen der Löschmannschaft, ein wildes Drängen und Stoßen, ein bewußtloses Durcheinander. Sie aber hält krampfhaft das Bündel mit den Manuskripten ihres Bruders fest. Da wirbelt plötzlich eine dichte Rauchwolke durch das Haus, die alles zu ersticken droht, ein funkensprühender Aschenregen versengt ihre Kleider; ihre Kräfte verlassen sie, sie fällt in Ohnmacht und wird von einem Spritzenmann auf seine starken Schultern geladen und fortgetragen. Da sie nach einiger Zeit wieder zur Besinnung gelangt, liegt sie auf einer Bank. Ihr Retter ist verschwunden, aber auch das Paket mit Manuskripten hat sie fallen gelassen und verloren . . .

Ein Jugendbildnis von Heines Schwester, welches hier wohl am Platze wäre, ist leider nicht vorhanden; an dessen Stelle möge die prächtige Zeichnung der Malerin Cilly Bernheim hier eingefügt werden, welche Heines Lottchen als 98jährige Matrone darstellt.

Einen reichen Schatz von großen und merkwürdigen Erinnerungen aus alten Tagen birgt Charlotte Embden in ihrem Geiste. Wohlgeordnet liegen in ihrem Kopfe alle diese Erzählungen und Gedanken nebeneinander. Sie hat im hohen Alter von ihrer schönen Jugend nichts vergessen, sie hat alles treu bewahrt und, wie sie mir wiederholt versicherte, sorgsam aufgeschrieben. Aber sie wünscht nicht, daß diese Erinnerungen und mancher andere Schatz von intimen Briefen des Dichters bei ihren Lebzeiten veröffentlicht werden.

Nun denn, so wichtig ist uns keine Erinnerung aus dem Leben Heinrich Heines wie seine eigene Schwester, die ja die schönste Blüte in seinem Lebenskranze war. Möge es der greisen Frau auch im neuen Jahrhundert noch beschieden sein, in ungetrübter Heiterkeit und fröhlicher Geistesfrische an dem Göttergeschenk hohen Alters und an der immer wachsenden Anerkennung ihres großen Bruders sich zu erfreuen!

Viertes Kapitel. Die Millionenerbschaft.

Ihren Millionenonkel hatte in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts so ziemlich jede anständige Familie auf dem Kontinent. Zu Anfang des Jahrhunderts kam er gewöhnlich aus Holland oder England, seit den dreißiger Jahren aus Amerika. Auch lebt in jeder älteren Familie mit merkwürdiger Zähigkeit die Sage von einer großen Erbschaft fort, die irgend ein aus der Art geschlagener Ver=



Heines Schwester Charlotte Embden.

Nach der Natur gezeichnet von Cilly Bernheim 1898.

wandter hinterlassen hat, der vor Olims Zeiten in die Ferne gegangen war, um dort das Glück zu suchen, das er in der Heimat nicht gefunden, und der es nun, ziemlich selbstverständlich, in fremden Landen auch wirklich gefunden hatte, während die Familie im Heimatsstädtchen in ihrem Besitzstande durch allerlei Fehlschläge zurückgekommen ist und nun diese Erbschaft sehr gern antreten möchte. Gewöhnlich hat sie dann aber ihren Stammbaum so vernachlässigt, daß es ihr nicht gelingt, die nötigen Legitimationen beizubringen.

Auch in der Familie Heines existierte ein solcher Millionenonkel, und ich will die Geschichte von der „riesengroßen" Erbschaft, die bisher nicht bekannt gewesen, hier getreulich wiedererzählen, wie ich sie in den authentischen Papieren eines Seitenzweiges der Familie van Geldern aufgezeichnet gefunden habe. Denn sie erklärt uns das Milieu, aus dem Heine hervorgegangen, besser als die gründlichsten litterarhistorischen Kommentare zu der Geschichte seiner Jugend, deren interessanteste Partien ja leider noch immer im Dunkel liegen.

Im ersten Kapitel dieses Buches ist schon die Rede davon gewesen, daß die Familie van Geldern von den Wechselfällen des irdischen Geschickes ziemlich oft heimgesucht wurde. Die Geschichte von der Millionenerbschaft spielt in einer Zeit, da die Generation der Familie, die in ihr lebte, die Sehnsucht nach einem unverhofften Glücksfall zu hegen wohl allen Grund hatte. Das lehrt uns schon der erste der mitzuteilenden Briefe, die fast alle in jüdisch-deutscher Schrift abgefaßt und inhaltlich zwar meist hochdeutsch, aber doch mit gewissen hebräischen Floskeln, wie sie im damaligen Briefstil der Juden üblich waren, untermischt sind. Die Briefschreiberin ist eine Base der Mutter Heines, Frau Sarah Abraham aus Nymwegen in Holland. Diese ehrwürdige Dame eröffnet den Reigen der guten Botschaften über die große Erbschaft. Ihr erster Brief ist an Betty Heine, deren hebräischer Vorname Channe Peierche war, gerichtet und lautet wie folgt:

„Nymwegen, den 14. April 1809.

Liebe Channe Peierche!

Ich weiß gar nicht, was ich denken soll, daß ich in einer so geraumen Zeit gar nichts gehört hab von Euch, und Ihr habt doch Gelegenheit gehabt, mir zu schreiben ... Jetzt, Channeleben, muß ich Euch was Neues schreiben, welches Du an Pinchas mußt schreiben. Da ist eine Jerusche (Erbschaft) vorhanden für die Familie Bock! Ich habe die Advertise aus die „Amsterdamer Courant" abgeschrieben."

Es folgen nun detaillierte Mitteilungen über einige Verwandte, welche die dringende Bitte an Pinchas Bock in Siegburg richten, ob er etwas über den Mann wisse, von dem die Erbschaft herstammt. Dann berichtet Frau Sarah Abraham weiter: daß eine Verwandte in Amsterdam sich bereits wegen des Testaments dort informiert habe, daß dieses sich aber noch in London befände. Sie schließt:

„Sobald ich werde vernehmen, daß Isaak Stern oder Peiere acceptiert sind als Erben, dann werde ich für Pinchas auftreten; denn er ist ebenso nahe verwandt als diese, und werde Euch benachrichtigen .... Die liebe Kinder zu grüßen, besonders Harryleben, er muß doch ein hübscher Jung schon sein. Wenn ich gute Nachricht von die Jerusche bekomme, dann bin ich bald bei die liebe Familie. — Ich grüße Heine vielmals und hoffe, daß er gute Geschäfte gemacht wird haben, und wenn er etwas Neues von München mitgebracht, so bitte mir solches mitzuteilen. — Der Kongreß macht doch Verdienst für Juden und wird für Isaak und Juspa auch gut sein ....

Deine treue Verwandte

Sarah Abraham."

Die sehr wichtige Advertensie über die in Rede stehende Erbschaft aus der Amsterdamer Zeitung hat folgenden Wortlaut:

„Moses Adolphus van Bueren ist in London verschieden, und da der Qualifikationsakt noch nicht unterzeichnet worden ist, so haben sich die Beteiligten mit den nötigen Beweisen vor dem 15. dieses entstehenden April zu wenden an das Bureau des Notärs van Riet, auf dem Ziegel bei der Lynbaasteg Nr. 195 in Amsterdam."

Es folgt nun ein Brief der Geschwister Simon, Betty und Johanna van Geldern an ihren Onkel Pinchas Bock in Siegburg:

„Düsseldorf, den 23. April 1809.

Werter Herr Onkel Pinchas Bock in Siegburg!

Obschon wir einander nicht oft schreiben, so denke ich dennoch oft an Sie und suche Ihr Interesse wahrzunehmen. Zum Beweise diene die Nachricht, welche ich eile, Ihnen mitzuteilen. Wie Sie aus beikommendem Brief ersehen werden, steht der Familie eine große Erbschaft einzunehmen bevor. Das Gespräch geht, als wenn sie sich auf 13 Millionen Gulden (sage dreizehn Millionen Gulden) belaufen soll. Das wäre wahrhaftig keine Bagatelle. Mir ist von dem genannten Erblasser nichts bekannt. Sollten Sie aber etwas davon besitzen, womit man auftreten könnte, so hoffe, Sie werden alles aufsuchen. Auch ich werde nähere Erkundigungen einziehen und Ihnen mitteilen. Eine Reise nach Amsterdam wäre freilich das Dienlichste. Was dünket Ihnen davon? Wenn Sie es willens sind, so melden Sie mirs, ich mache in Kompagnie. In Erwartung Ihrer Antwort, ob Sie was an Papieren und Dokumenten zur Legitimation gefunden haben, verharre ich mit Achtung

Ihr Vetter

van Geldern.

Ich konfirmiere meines Bruders Schreiben. Es ist wirklich wahr, daß die Erbschaft sich auf 13 Millionen Gulden belaufen soll. Ein Hiesiger, welcher diese Woche von Amsterdam gekommen ist, hat solches auch gesagt. Es haben sich sehr viele von der Familie Bock gemeldet. Jetzt wird sich ausweisen, wer die nächsten sind. Ich meine, es wäre gut, wenn man einen nach Amsterdam schickte, um sich der Sache genau zu erkundigen. Was in England betrifft, werden wir alles besorgen lassen, wozu wir, wie Ihr wißt, gute Gelegenheit haben. Ihr werdet wohl die Familie Bock ein wenig kennen, damit sie uns legitimieren können.

Betty Heine.

Ich grüße vielmals die sämtliche Familie. Was wird das geben, wenn das Geld geteilt wird!

Eure getreue Verwandte Chane."

Die Schreiberin dieses letzten Postskriptums ist Johanna van Geldern, eine Tante Heinrich Heines, die alte Jungfer geblieben und von deren Geschichten er wiederholt erzählt.

Die Erbschaftsangelegenheit versetzt die Familien Heine und Bock in nicht geringe Aufregung. Die Familie Bock war übrigens nicht weniger weitverzweigt als die der van Geldern. Ihr entstammte sogar der holländische Admiral Bogk. Geschäftig fliegen nun die Botschaften hin und her, und es folgt in den Akten wieder ein Brief der Mutter des Dichters. Dieser Brief, den Heine selbst nach Siegburg gebracht hat, lautet folgendermaßen:

„Düsseldorf, den 28. April 1809.

Liebe Freunde!

Da mein lieber Mann all seine Geschäfte stehen läßt, um mit Euch zu sprechen und die gehörige Legitimation zu bekommen, so könnt Ihr wohl sehen, daß es mit der Erbschaft ernst ist. So wie heute vernommen habe, haben sich die Erben Bock schon längst gemeldet, und sogar am Montag geht schon einer von Emmerich nach Amsterdam, um die Akten eigenhändig zu unterschreiben. Es ist also sehr nahe. Ihr werdet Euch also vom Gericht schriftlich lassen geben, daß wir von Bock herstammen, und den ganzen Stamm, damit man sich legitimieren kann. Will Onkel Pinchas nicht mit nach Amsterdam, welches das beste wäre, wenn er mitginge, so muß er Vollmacht geben, und versteht sich, daß er mit die Kosten tragen muß, so muß Abraham mit. Uebrigens werdet Ihr alles auf das Beste überlegen.

Soeben erfahren wir, daß es mit der Erbschaft in Amsterdam wirklich wahr ist und viele sich von der Bockschen Familie gemeldet haben, weil die Hinterlassenschaft sich wirklich in die Millionen beläuft. Um also nichts zu versäumen, so werdet Ihr eilen, daß Heine die gehörigen Informationen erhält, daß wir von der Bockschen Familie aus Holland stammen. Es versteht sich von selbst, daß wir nun gemeinschaftliche Sache machen müssen, und auch ein jeder nach dem Grade seines Standes für die einstweiligen Unkosten beitragen muß. Wenn einer von Euch, der von der Familie Herkunft gut informiert ist, mitreiste, wäre gewiß sehr gut, aber es bedarf Eile, um nicht ausgeschlossen zu werden. Ihr werdet also Heine nicht aufhalten und ihm Eure Beiträge entrichten, gleichwie wir Euch gethan haben. Ich hoffe es vielfältig wieder zu erhalten.

Eure

Channe van Geldern."

In der That gelingt es der Beredsamkeit Samson Heines, der ja immer voll großer Pläne und abenteuerlicher Hoffnungen war, seinen Vetter Josua Abraham in Siegburg zu der merkwürdigen Reise nach Amsterdam zu bewegen. Schon am 30. April schreiben sie vereint einen Brief aus Düsseldorf an Frau Abraham nach Siegburg. Zunächst kommt der Gatte, der alte Herr Abraham:

„Düsseldorf, den 30. April 1809.

Liebe Frau!

Heute nachmittags sind wir glücklich hier angekommen und haben sämtliche Familie gesund und wohl hier angetroffen, auch schon wieder den Postwagen auf morgen früh 5 Uhr zur Abreise nach Amsterdam bestellt. Verflossene Nacht haben wir unterwegs etwas eingestanden. Der Fuhrmann hat uns so gefahren, daß hinter Brusbach die Chaise zerbrach. Zum Glück haben wir in Brusbach Extrapost bekommen, sonstens wären wir gut gefahren. Denk Dir einmal, wenn uns dieser Streich im Feld passiert wäre. Bräunelche hat mich besucht und stimmt absolut zur Abholung der vielen Millionen bei. Herr Heine läßt alles im Stiche und besonders seine wichtigen Geschäfte und geht morgen mit mir von hier ab. Sobald wir in Amsterdam sein werden, werde Dir gleich schreiben. Du wirst Dich also beruhigen müssen.

Du kannst kühn bis künftige Woche auf mein Nachhausekommen schließen, das heißt vor Ende der Woche, indem Heine auch nicht lange aus dem Hause bleiben kann.

Euer Josua.

Ich grüße Sie sämtlich. Morgen früh um 5 Uhr reisen wir nach Amsterdam. Morgen muß ich hier ein wichtiges Geschäft stehen lassen. Fahre ganz schwer fort. Ich grüße Sie vor allen.

Ihr ergebener

Heine."

Es folgt nun noch eine Nachschrift von Josua selbst:

„Soeben vernehme ich, daß die Geschichte in Amsterdam besser, als ich gemeint habe, stehen soll."

Von unterwegs schreiben die beiden Millionenjäger folgenden Brief:

„Arnheim, den 2. Mai 1809.

Liebe Frau!

Heute nachmittags sind wir gesund und wohl hier angelangt. Unser erstes war, Isaak Stern zu besuchen, um von ihm etwas Erkundigungen einzuziehen, ob diese Reise vergebens war oder nicht. Nach vielem Hin- und Herdebattieren hat Isaak Stern uns endlich rücksichtlich des Erblassers Moses Adolphus van Bueren die Erläuterungen gegeben, daß dieser Adolphus van Bueren ein Bruder von Hitzele Bock war, welche sich Gelche, die Tochter von Ephraim van Bueren, geschrieben. Diese Gelche van Bueren hatte den Izig Bock zum Manne, wovon Hitzele Bock eine Tochter war. Mithin läßt sich wohl hieraus das beste schließen. Wir werden morgen früh von hier nach Amsterdam reisen. Sobald wir hier noch etwas mehr Erkundigungen eingezogen haben, werde solche gleich mitteilen. Ueberhaupt hat Isaak Stern mit der Farbe nicht recht heraus gewollt, bis wir ihm endlich gesagt, daß wir alle Nachweisungen in Händen hätten, ist er mit der angezogenen Erklärung herausgerückt, mit dem Zusatz, daß er schon über zwei Jahre an dieser Geschichte gearbeitet hätte, kurz ich kann mich auf seine Reden nicht verstehen. Genug für heute. Aus Amsterdam ein mehreres.

Dein Dich ewig liebender Mann

Josua.

Ich grüße Sie sämtlich. Wir können noch viel Neues sagen. Mehr Ja wie Nein. Von Amsterdam mehreres.

Ihr Freund Heine.

Ihr Mann führt sich recht gut auf der Reise. Haben Sie nur keine Sorge.

Der Obige."

In dem Aktenbündel, welches mir durch die Güte der Familie Josua Abrahams, die später den Namen Bürger angenommen hat und eine der geachtetsten im Rheinlande wurde, zugänglich war, folgt nun eine Bescheinigung aus Siegburg vom 29. April 1809 von den Erben des David Pinchas Bock, die den Schwager Samson Heine aus Düsseldorf und den Sohn Josua Abraham aus Siegburg in der bewußten Erbschaftssache bevollmächtigen, „alles Sachdienliche nach ihrem Gutbefinden zu besorgen", die „allenfallsigen Erbschaftsraten in Empfang zu nehmen und zu quittieren". Sie versprechen auch die Kosten zu ersetzen und alles zu genehmigen, was die beiden Deputierten in ihrem Namen thun werden.

Es folgt eine Abrechnung vom 9. Mai 1809 betreffend die Erbschaftskosten, die im ganzen 127 Reichsthaler ausmachen. Dieselbe ist von Josua Abraham einerseits und von Betty Heine im Namen ihrer Geschwister andererseits unterschrieben. Dann einige Erblegitimations-Bescheinigungen aus Siegburg, daß die Bocks in der That von Moses Adolphus van Bueren abstammen. Wäre es nach dem Schultheiß

von Siegburg gegangen, so hätten die beiden Männer unzweifelhaft einen stattlichen Teil der Millionen, die Moses Adolphus van Bueren, über dessen Leben leider absolut nichts weiter bekannt geworden, hinterlassen hat, mit nach Hause gebracht. Es wär' so schön gewesen, aber es hat nicht sollen sein! In meinem Aktenbündel ist nur noch ein Brief über die Angelegenheit, und zwar ein französischer Brief von Samson Heine an den Notar J. van Riet in Amsterdam:

„a Mr. J. van Riet,
Notaire a Amdam. DDorf, 15. Aout 1809.

Depuis que j'ai eu l'honneur de vous parler de l'heritage de feu Mr. M. A. van Bueren je n'en ai plus rien apris. Mettant toute ma confiance dans la promesse que vous m'avez faite de veiller pour mes interets je me suis tranquillise jusqu'ici sur cette affaire et je ne vous ecrirais pas aujourd'hui la presente si Mr. Rings en passant par ici ne m'eut pas dit: que vous lui aviez annonce, qu'il devait sous peu se passer un acte concernant les heritiers. Comme tel j'ai l'honneur de vous prier de m'informe de ce qui a pu se passer et si l'affaire est deja parvenu a une telle maturite, que je puisse jouir bientot des fruits de ma juste pretention a la succession du defunt, soyez persuade que je saurai reconnaitre vos peines comme je vous l'ai assure lorsque jeus l'honneur de vous voir et je suis en attendant avec estime et amitie votre S. Heine.

Ne pouvant affranchir mes lettres
je vous prie de tenir note du port*)."

Aus diesem Briefe entnehmen wir zweierlei: erstens, daß Samson Heine französisch schreiben konnte, wenn auch recht mangelhaft; zweitens, daß er die Hoffnung auf die Erbschaft noch immer nicht aufgegeben hatte.

Leider ist aber die Angelegenheit wie das bekannte Hornberger Schießen ausgegangen. Die Familie hat nichts geerbt, und es wäre interessant, zu erfahren, wo die 13 Millionen Gulden, die ja ohne Zweifel vorhanden waren, hingekommen sind.

---

*) Herrn J. van Riet, Notar in Amsterdam.
Düsseldorf, 15. August 1809.

Seit ich die Ehre hatte, Ihnen über die Erbschaft nach weiland Herrn M. A. van Bueren zu sprechen, habe ich über dieselbe nichts mehr erfahren. Indem ich all mein Vertrauen in das Versprechen setzte, welches Sie mir gegeben, auf mein Interesse bedacht zu sein, beruhigte ich mich bis auf den heutigen Tag hinsichtlich dieser Angelegenheit, und ich würde Vorliegendes nicht an Sie richten, hätte mir nicht Herr Rings auf der Durchreise hier gesagt: Sie haben ihm mitgeteilt, daß bald ein die Erben betreffender Akt vor sich gehen werde. Als solcher (Erbe) beehre ich mich, Sie zu ersuchen, mich über das, was bisher geschehen mochte, zu unterrichten, wie auch darüber, ob die Sache schon reif genug dazu ist, daß ich in Bälde die Früchte meiner berechtigten Ansprüche auf die Hinterlassenschaft des Verblichenen werde genießen können. Halten Sie sich überzeugt, daß ich wissen werde, mich für Ihre Mühewaltung dankbar zu erweisen, wie ich Ihnen dies versicherte, als ich die Ehre hatte, Sie zu sehen. Inzwischen bin ich in Achtung und Freundschaft Ihr

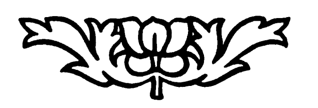
S. Heine.

Da ich meine Briefe nicht zu frankieren vermag, bitte ich Sie, das Porto mir in Rechnung zu stellen."

Wie es heißt, soll der Notar mit der Vollmacht und allen Beweisstücken später verschwunden sein.

Man kann sich denken, welchen Eindruck diese ganze Erbschaftsgeschichte auf Harry Heine, der damals ein elfjähriger Knabe war, „ein hübscher Jung“, wie Frau Sarah aus Nymwegen schrieb, und alltäglich in das Lyceum lief, um dort beim Rektor Schallmeyer deutschen Unterricht zu erhalten, gemacht hat. Wahrscheinlich fanden sich auch in den verloren gegangenen oder vernichteten Blättern seiner Memoiren Mitteilungen darüber. Es „klang dem Knaben immer wie ein Märchen aus Tausend und eine Nacht“, wenn die Mutter von den Reichtümern der Familie in alter Zeit erzählte. Wahrscheinlich fällt die Erbschaftsgeschichte in jene Zeit, wo Betty Heine für ihren Sohn eine glänzende Zukunft zu träumen begann, wie er selbst in seinen Memoiren erzählt: „Das Rothschildsche Haus, mit dessen Chef mein Vater vertraut war, hatte zu jener Zeit seinen fabelhaften Flor bereits begonnen; auch andere Fürsten der Bank und der Industrie hatten in unserer Nähe sich erhoben, und meine Mutter behauptete, es habe jetzt die Stunde geschlagen, wo ein bedeutender Kopf im merkantilischen Fache das Ungeheuerlichste erreichen und sich zum höchsten Gipfel der weltlichen Macht emporschwingen könnte. Sie beschloß daher jetzt, daß ich eine Geldmacht werden sollte. . . .“

Es ist bekannt, daß Heinrich Heine eine „Geldmacht“ nicht geworden ist.





Zweites Buch.
Lehr- und Wanderjahre.

Fünftes Kapitel. Lehrjahre.

Ueber die wichtige Periode im Leben des jungen Heine, welche durch seinen ersten Aufenthalt in Hamburg ausgefüllt wird, ist bis jetzt so gut wie gar nichts bekannt geworden. Adolf Strodtmann fertigt diese ganze Periode, die doch drei Jahre — und zwar drei der wichtigsten Jahre — in Heines Leben umfaßt, mit wenigen Zeilen ab, und in anderen Biographieen wird dieser Aufenthalt des Dichters in Hamburg auch nur kurz abgethan. Es verlohnt sich deshalb der Mühe, die spärlichen Nachrichten, die darüber existieren, zusammenzustellen, um daraus die notwendigen Schlüsse für den Lebenslauf und die dichterische Entwickelung Heines ziehen zu können.

Anfang des Jahres 1815 war in der Familie Heine der Streit darüber, ob der Sohn dem Studium der Wissenschaften oder dem Kaufmannsstande gewidmet werden sollte, zu Gunsten des letzteren entschieden worden. Samson Heine, der mit seinen Velveten alljährlich zweimal zur Frankfurter Messe reiste, nahm seinen Sohn dahin mit, und es gelang ihm, diesen in dem Kontor des Bankiers M. B. Rindskopf auf der Frankfurter Wechselbank als Volontär unterzubringen. Das dauerte aber nur kurze Zeit. Herr Rindskopf meinte: „Der Junge habe kein Talent zum Geschäft", und dasselbe bestätigte ein großer „Spezereihändler", in dessen „Gewölbe" Heine gleichfalls mehrere Wochen als Volontär zubrachte. Nach dieser kurzen kaufmännischen Lehrzeit kehrte er zunächst nach Düsseldorf ins elterliche Haus zurück, wo er sich fast ein Jahr lang aufhielt. Es ist sehr merkwürdig, daß über diese Lebensperiode bis jetzt das tiefste Dunkel herrscht, das weder seine noch die Mitteilungen der Jugendfreunde und die Erinnerungen der Verwandten zu lichten vermochten und das wohl kaum je aufgehellt werden wird. Nur daß Harry Heine schon damals sich in Gelegenheitsgedichten versuchte, wird erst jetzt durch verschiedene Mitteilungen bekannt. Eines seiner ersten, wo nicht sein erstes Gedicht dürfte das folgende sein:

Freund, hier sitzt und zählet
Dir Papa den Brautschatz hin:
Wirf nun, was dich quälet,
Fröhlich weg aus Herz und Sinn!
Du sollst die Tochter haben,
Dich an ihrer Schönheit laben,
Schön und bieder ist sie ja;
D'rum zähl' nur immer fort, Papa!

Das Gedicht stand unter einem kolorierten Bilde, das leider nicht mehr erhalten ist. Letzteres zeigte in der Mitte einen Tisch; vor demselben saß ein alter Herr, welcher Geld zählte; vis-à-vis stand Arm in Arm das Brautpaar. Das Gedicht trug das Datum: Düsseldorf 1812 und die Unterschrift Heines. Dieses Erstlingspoem wurde von Heine als Hochzeitsgedicht Herrn David Rintelsohn aus Hamburg gewidmet. Heine wohnte nämlich als 12jähriger Knabe der bei Elberfeld stattgehabten Hochzeit David Rintelsohns, dessen Vater sein erster Lehrer in Düsseldorf gewesen ist, bei und brachte das Gedichtchen mit dem Bilde als Hochzeitsgeschenk mit.

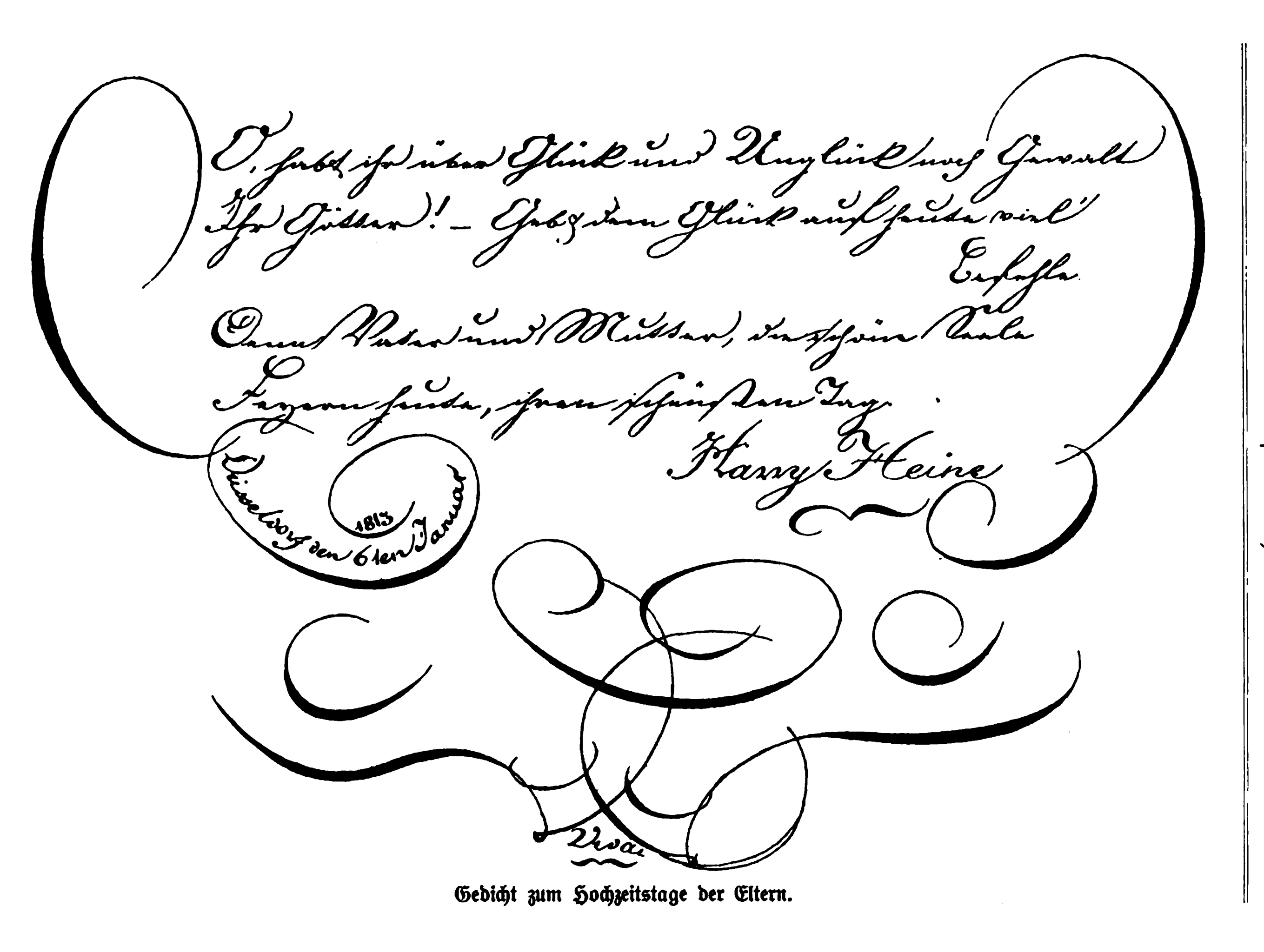
Der kleine Vers zum Hochzeitstage der Eltern, der seit 1868 als das älteste Gedicht Heines gegolten hat und dessen Nachbildung nebenstehend ersichtlich, ist später als Eigentum des Halberstädter Dichters Klamer Schmidt erkannt worden. Erst im Frühling des Jahres 1816 ging Heine nach Hamburg. Noch vor seiner Abreise dichtete er das Lied an einen seiner Jugendfreunde, Franz von Zuccalmaglio, mit den Anfangsversen:

Es zieht mich nach Nordland ein goldner Stern;
Ade, mein Bruder! denk mein in der Fern'!

Der Freund möge der Poesie treu bleiben und „in der Brust, wie einen Hort, das liebe, schöne deutsche Wort" bewahren. Der „goldne Stern", der ihn nach dem Norden zog, war aber sicher nicht der Stern Merkurs, dessen er, wie wir eben gesehen, schon damals spottete, — sondern der Stern der Liebe, welcher schon in jenem Jahre über dem Leben des Dichters aufgegangen war, wie ich später nachweisen werde.

In Hamburg trat nun Heine in das Bankgeschäft von Heckscher & Co. ein, welches im Jahre 1797 von seinem Oheim Salomon Heine mit dessen Geschäftsfreunde Heckscher begründet wurde und später noch die Herren Levin Hertz, Salomons Sohn Karl Heine und Jakob Oppenheimer als Teilnehmer hatte.

Er wohnte damals bei der Witwe Rodbertus, Große Bleichen 307, und wir besitzen aus jener Zeit zwei höchst merkwürdige Briefe Heines an seinen Jugendfreund Christian Sethe, die Professor Hüffer in seinem liebenswürdigen und aufschlußreichen Buche über Heine (Berlin 1878, S. 21 ff.) zuerst mitgeteilt hat. Der erste ist vom 6. Juli, der zweite Brief vom 27. Oktober 1816 datiert. Mit Recht wurde der zweite als eines der seltsamsten Dokumente bezeichnet, die aus


O, habt ihr über Glück und Unglück noch Gewalt
Ihr Götter! – Gebt dem Glück auf heute viel
Erhalte
Dem Vater und Mutter, der schönen Reihe
Jahren sende, ihnen schenkt den Tag.
Harry Heine
Düsseldorf den 6ten Januar 1813

Gedicht zum Hochzeitstage der Eltern.

der Jugendzeit eines Dichters bekannt geworden sind. Die „stammelnde Leidenschaft“ des jungen werdenden Poeten macht sich in sehr merkwürdigen Bildern und Ausrufen, in eigentümlichen Citaten aus deutschen und französischen Klassikern geltend. Ferner ist es der einzige Brief, in dem Heine sich ganz ohne Vorhalt über seine erste Liebe ausspricht. „Das Unbehagen in dem aufgedrängten Berufe, der eigentümliche Gegensatz zu dem reichen Oheim, die Abneigung gegen den Krämersinn in der Kaufmannsstadt, das drückende Gefühl der jüdischen Erniedrigung, kurz der ganze Heine zum Teil schon in den ihm eigenen Wendungen tritt darin hervor.“ Merkwürdig ist auch die Hindeutung auf einen möglichen Religionswechsel und der Spott über die „ungeheuren Handelsspekulationen“.

Im Bankgeschäft des Oheims hat Heine, das steht nun einmal fest, nicht viel geleistet. Statt Briefe zu schreiben oder aus dem Hauptbuche zu kopieren, so erzählt die Fürstin della Rocca, dichtete er, und wenn einmal der Onkel die Bücher sehen wollte, fielen beschriebene Papierschnitzel heraus, die gerade nicht dazu dienten, die gute Laune Salomon Heines zu erheben. Das versöhnende Prinzip war Betty Heine, geborene Goldschmidt, die Gattin Salomons, der der Dichter bis zu ihrem Tode und darüber hinaus ein treues, pietätvolles Andenken bewahrt hat. So oft Salomon sich mit Harry Heine entzweite, wußte sie die Sache wieder durch ihre Güte und Milde auszugleichen, und es scheint, daß sie sehr oft in die Lage kam, dieses Mittleramt, welches den Frauen ja besonders gut steht, auszuüben.

Heine war damals ein lockerer Gesell. Er selbst erzählt in jenem oben erwähnten Briefe zwar, daß er in Hamburg ganz isoliert lebe, aber das bezieht sich wohl nur auf die erste Zeit seines dortigen Aufenthaltes, denn unmittelbar darauf bemerkte er, daß „der Neffe vom großen Heine“ überall gern gesehen und empfangen werde, und daß schöne Mädchen nach ihm schielten. Die „furchtbaren Handelsanstalten“, die er nach seiner Versicherung an Christian Sethe machte, werden aber doch wohl der Hauptgrund für dieses Schielen gewesen sein.

Die Schilderungen, die Heine von der schönen Elbestadt in Prosa und Versen später entworfen hat, beziehen sich fast sämtlich auf seinen ersten Aufenthalt daselbst. Eine tiefe Abneigung gegen den Kaufmannsstand, die er schon früher empfunden, steigerte sich noch unter den widerwärtigen Eindrücken, die jetzt auf ihn einstürmten; alles hatte sich vereinigt, um ihn in die schmerzlichste und gedrückteste Stimmung zu versetzen, und doch ist dieser Aufenthalt Heines in Hamburg von außerordentlicher Bedeutung für seine Zukunft gewesen.

Zwei wichtige Momente müssen dabei besonders hervorgehoben werden: 1. in diesen Abschnitt fällt die erste Liebe Heines, welche von so tiefgreifendem Einfluß auf sein Leben und Schaffen gewesen; 2. in dieser Lebensperiode ist Heine zuerst als Dichter aufgetreten!

Die Thatsache, daß Heine seine Cousine Amalie, die dritte Tochter Salomon Heines, geliebt, steht heute wohl unzweifelhaft fest. Merkwürdig war nur, daß er schon in dem ersten Brief an Sethe aus Hamburg vom 6. Juli schreibt:

„Freu' dich, freu' dich: in 4 Wochen sehe ich Molly.
Mit ihr kehrt auch meine Muse zurück.
Seit 2 Jahr hab' ich sie nicht gesehen. Altes Herz, was freust du dich und schlägst so laut!"

Heine hatte also seine Cousine im Jahre 1814 kennen und lieben gelernt, und zwar, wie ich aus den in diesem Punkte wohl zuverlässigen handschriftlichen Memoiren Maximilian Heines entnehme, im Sommer 1814, als Salomon mit seinen drei Töchtern und seinem Sohne Herrmann einen Besuch in Düsseldorf bei seinem Bruder machte.

In Hamburg loderte diese Liebe in hellen Flammen auf. Um chronologisch alles genau festzustellen: Im August oder September des Jahres 1816 muß die Entscheidung zu seinen Ungunsten gefallen sein, denn der erwähnte Brief vom 27. Oktober beginnt mit dem Satze: „Sie liebt mich nicht!" Und daran schließt sich die Schilderung der Höllenqualen, die er erlitten. Die innere Geschichte dieses Liebesverhältnisses ist nicht bekannt geworden. Aus demselben Brief entnehmen wir nur den Passus: „Das ist auch eine herzkränkende Sache, daß sie meine schönen Lieder, die ich nur für sie gedichtet habe, so bitter und schnöde gedemütigt und mir überhaupt in dieser Hinsicht so häßlich mitgespielt hat". Aus späteren Konfessionen Heines können wir aber den Verlauf besser als durch zwecklose Nachforschungen, die mehr der Neugierde als der Litteraturgeschichte dienen, feststellen. Fast mit biographischer Genauigkeit hat Heine später in dem bekannten Gedicht: „Im Jahre Achtzehnhundertsiebzehn" seinen Liebesroman klar und umständlich erzählt. Gleichwohl konnte man sich noch immer nicht entschließen, daran zu glauben, daß der allgemein bekannte Vers:

Ein Jüngling liebt ein Mädchen,
Die hat einen andern erwählt;
Der andre liebt eine andre,
Und hat sich mit dieser vermählt —

wörtlich die Geschichte seiner eigenen unglücklichen Liebe enthalte. Man bedenke dabei folgendes: Amalie Heine war damals 16 Jahre alt, Harry Heine entweder 17 oder 19 Jahre; er war Volontär im Geschäfte seines Oheims und wußte sich selbst nicht einmal in dieser Stellung zu behaupten, noch weniger jemandem nach irgend einer Richtung hin Achtung für sein Thun einzuflößen. Gleichwohl behandelte sie ihn sehr freundlich; im Grunde ihres Herzens aber liebte sie wirklich einen anderen. Dieser andere liebte aber ein anderes Mädchen und vermählte sich mit ihr gerade

zu jener Zeit. Als er bei Salomon Heine mit seiner jungen Gattin die erste Visite machte, sagte der joviale Bankier in der ihm eigenen gutmütigen Derbheit zu der jungen Dame: „Er habe von ihrem Gatten eigentlich einen Heiratsantrag für seine eigene Tochter erwartet!" Die Hoffnungen Heines aber waren hiermit zerstört, und es ist nur eine poetische Fiktion, wenn er in einem anderen Gedicht andeutet, daß er sich noch drei Jahre später Hoffnungen gemacht hätte. Allerdings mag ihn die Nachricht von der inzwischen erfolgten Vermählung der trotzdem noch immer Heißgeliebten, die am 15. August 1821 dem Gutsbesitzer John Friedländer aus Königsberg i. Pr. die Hand reichte, von neuem tief erschüttert haben. Man kann also doch nur von einer getäuschten, aber nimmer von einer verratenen Jugendliebe des Dichters sprechen, die ihre bittere Nachwirkung auf seine spätere dichterische Entwickelung ausgeübt habe.

Ich habe bereits an anderer Stelle darauf hingewiesen, daß zwei Gedichte im „Romanzero", die sich hierauf beziehen, nach ihrer tieferen Bedeutung noch nicht gewürdigt seien. Das eine nennt sich „Böses Geträume" und befindet sich in den „Lazarus-Liedern", das andere führt den Titel „Affrontenburg" und gehört zu den „Letzten Gedichten". In beiden faßt Heine all die schmerzvollen Erinnerungen an jene Zeit seines ersten Aufenthalts in Hamburg in einem „martervollen Bilde" zusammen. Ja, er schildert darin mit größter Genauigkeit das Terrain, auf dem sich sein Liebesroman und seine kaufmännischen Lehrjahre abgespielt haben: ein Landhaus, hoch am Bergesrand, von wo er mit seinem Mühmchen wettlaufend die Pfade hinunter zum Wasser jagte. Im Garten steht ein sphinxgezierter Marmorbrunnen, und am Ende der langen Allee erhebt sich eine Terrasse, an der „die Wellen der Nordsee zur Zeit der Flut tief unten am Gestein zerschellen". In beiden Gedichten schildert er das Landhaus bei Rainville, das seinem Oheim damals gehörte, an einer der lieblichen Höhen an der Elbe, nahe bei Ottensen, wo eine alte Linde das Grab beschattet, welches Klopstock und seine Geliebte vereinigt, jenes Grab, auf dem Heine damals den Schmerz um seine erste Liebe ausgeweint hat. Es ist dies dieselbe Villa, welche die spätere Besitzerin, die nunmehr auch verstorbene Frau Cäcilie Heine-Furtado, die Witwe Karl Heines, als die Preußen im September 1870 siegreich vor Paris standen, zu einer wüsten Einöde zerstören ließ, damit sie kein deutscher Fuß mehr betreten solle.

Von dem zerstörten Affrontenburg kehren wir nach dem schönen Hamburg wieder. Ich habe bereits erwähnt, daß Heine in Hamburg zum Dichter geworden. Die unglückliche Liebe hatte solches bewirkt. Schon in dem Brief an Sethe spricht er die Absicht aus, seine Gedichte bald in Druck zu geben. „Aber das ist die Schwerenotssache. Da es dazu lauter Minnelieder sind, würde es mir als Kaufmann ungeheuer schädlich seyn; ich kann dir dies nicht so genau erklären, denn du



Amalie Heine (1830).

kennst nicht den Geist, der hier herrscht. Und gegen dich kann ich's aufrichtig gestehen: außerdem, daß in dieser Schacherstadt nicht das mindeste Gefühl für Poesie zu finden ist — es seyen denn eigends bestellte und baar bezahlte Hochzeits-, Leichen- oder Kindtaufs-Carminaden —, so hat sich auch noch dazu gesellt seit einiger Zeit eine schwüle Spannung zwischen den getauften und ungetauften Juden .... Bey so bewandten Umständen läßt sich leicht voraussehen, daß christliche Liebe die Liebeslieder eines Juden nicht ungehudelt lassen wird."

Gleichwohl war es ein Organ der christlichen Liebe, welches damals die ersten Gedichte Heines veröffentlichte. Eine längst vergessene Zeitschrift: „Hamburgs Wächter", welche nur ein Jahr lang unter der Redaktion eines heimischen Schriftstellers, Dr. Karl Trummer (1792—1858), erschien, brachte unter dem wunderlichen Anagramm: „Sy Freudhold Riesenharf", das er sich aus den Buchstaben seiner Vaterstadt Düsseldorf und seines eigenen Vor- und Zunamens mühsam zusammengestellt, in den Nummern vom 8. und 27. Februar und vom 17. März 1817 Lieder des Dichters (Die Weihe, die Lehre, Don Rodrigo und mehrere der Traumbilder). Wir wissen nicht, welche Aufnahme diese „Lieder der Minne" gefunden haben, aber wenn wir die alten vergilbten Blätter dieser Zeitschrift noch einmal aufmerksam durchsehen, so wird uns manches in den oben erwähnten Stellen aus den Briefen an Sethe leicht erklärlich. Die schwüle Spannung gegen die Juden und gewisse katholisierende Neigungen treten darin am deutlichsten hervor. Schon die erste Nummer bringt einen sehr scharfen Artikel gegen die Juden im Anschluß an die bekannte Schrift von Prof. Rühs, in welchem es zum Schlusse heißt: „Um mit ein paar Worten das Schrecklichste zu sagen, so denke man sich einen Staat mit einem jüdischen Finanz- und einem jüdischen Justizminister! Kann etwas Häßlicheres gedacht werden? Das Herz erbebt vor dem Gedanken in seiner innersten Tiefe, und der Genius der Menschheit wendet traurig sein Antlitz von dem Bilde."

Bald darauf folgt eine verhimmelnde Biographie des Komikers Albert Wurm, der durch seine Darstellung des Juden in der Posse „Unser Verkehr" eine judenfeindliche Strömung in jener Zeit hervorgebracht und den Heine ganz besonders mit seinem Hasse verfolgte. Er sagt von ihm in den Reisebildern, daß er zur Darstellung „gar besonders seichter, witzloser, pöbelhafter Gesellen" in Berlin engagiert sei, „er, der seine Geistesgenossen jedesmal entzücke, wenn er sich in seiner wahren Größe erhebe. Jeder Zoll ein Lump!"

Man kann sich also wohl denken, mit welchem Gefühl Heine diese Zeitschrift gelesen, und gleichwohl mußte er am Ende noch froh sein, daß seine Gedichte überhaupt aufgenommen wurden. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß dies nur durch Vermittlung einiger einflußreicher Freunde geschehen ist.

Mit wem hat aber Heine nun eigentlich in Hamburg verkehrt? Wir kennen nur wenige Namen von Schriftstellern bestimmt, die uns ja hier vor allem interessieren könnten. Von diesen sind zu nennen der Satiriker Theodor Heinrich Friedrich (1776—1819), der durch Humoresken und Lustspiele damals in Hamburg so beliebt war, ferner der Romanschriftsteller Karl Gottlob Prätzel (1785—1861), der auch in den fünfziger Jahren Mitredakteur des „Hamburger Korrespondenten“ gewesen, endlich der übel beleumundete Georg Lotz (1784—1844), der damals gerade den ersten Band seiner Zeitschrift „Originalien“ herausgab, in welcher aber kein weiterer Beitrag von Heine enthalten ist.

Ob Heine mit L. Kruse, G. M. Bärmann, Amalie Schoppe, M. Kosmeli, Helmine von Chezy und F. G. Zimmermann, die alle in der Zeitschrift „Hamburgs Wächter“ vertreten sind, und mit denen er später zum Teil befreundet war, auch damals schon bekannt gewesen, ist leider nicht festzustellen.

Dagegen ist es nicht unwahrscheinlich, daß Heine schon in jenen Jahren und nicht erst 1826 die Bekanntschaft mit seinem späteren Verleger Julius Campe gemacht hat, denn die Hauptexpedition der Zeitschrift „Hamburgs Wächter“ war dicht neben der Börsenhalle bei den Herren Hoffmann & Campe.

An dieses Kapitel von Heines Freundschaften fügt sich passend eine, wie ich glaube, sehr hübsche Erinnerung. Auf dem Wege von Winterhude nach Ohlsdorf wurde vor einigen Jahren mit dem Abbruch eines alten Strohdaches begonnen, an dessen Stelle man ein modernes Haus errichtete. In diesem Hause hatte Heinrich Heine im Jahre 1816 häufig verkehrt, und zwar bildete die Tochter des in dem Hause wohnenden Emigranten de Chauraux den Magnet, der ihn dorthin zog. de Chauraux überwarf sich aber eines Tages mit dem jungen Heine und verbot diesem das Haus. Heine zog indessen nachts vor seines Liebchens Fenster und kratzte zum Zeichen seiner Treue mit dem Stein seines Ringes die Worte: „Moi je n'existe que pour vous cherir“ in die Fensterscheibe. Später ging das Haus in andere Hände über. Der Käufer desselben hütete die Fensterscheibe wie seinen Augapfel und wollte sie auch nach dem Abbruch des Baues erhalten wissen. Durch die Unachtsamkeit eines Arbeiters wurde die interessante Scheibe indessen zertrümmert.

Alle diese Vorgänge spielten sich im Jahre 1816 ab: sowohl die erste unglückliche Liebe Heines, als auch seine ersten poetischen Veröffentlichungen. Dagegen ist das Jahr 1817 vollständig in Dunkel gehüllt. Es ist absolut nicht mehr festzustellen, was Heine während dieses Jahres getrieben. Wir besitzen kein einziges Zeugnis von anderen, nicht eine Zeile von ihm selbst aus diesem

Jahre, das er gleichfalls in Hamburg verbracht. Erst viel später hat er über sein damaliges Hamburger Leben in einem Briefe an seinen Freund Dr. Immanuel Wohlwill (7. April 1823) einige vertrauliche Mitteilungen gemacht, indem er sagte: „Mein inneres Leben war brütendes Versinken in dem düstern, nur von phantastischen Lichtern durchblitzten Schacht der Traumwelt; mein äußeres Leben war toll, wüst, cynisch, abstoßend; mit einem Wort, ich machte es zum schneidenden Gegensatz meines inneren Lebens, damit mich dieses nicht durch sein Uebergewicht zerstöre."

Es läßt sich denken, daß ein solcher Lebenswandel dem auf Reputation außerordentlich viel haltenden Salomon Heine und seiner Familie nichts weniger als angenehm war. Dazu kamen verschiedene Zwischenträgereien. Salomon Heine konnte es seinem Neffen nicht verzeihen, daß er, anstatt seinen Geschäften nachzugehen, heimlich Gedichte machte und diese sogar, wenn auch unter falschem Namen, veröffentlichte; dazu noch Gedichte, welche, wie sich bald herausstellte, seiner Lieblingstochter Amalie galten. Die beiden Schwiegersöhne Salomon Heines, Christian Moritz Oppenheimer und Dr. juris Adolf Halle, hatten ebenfalls „nur eifersüchtige Blicke und Mißwollen" gegen den jungen Heine. All diese bitteren und trüben Erfahrungen verdichteten sich in dem jungen Poeten zu der düsteren und tragischen Stimmung, die den Grundzug seiner Poesie bildete. Kein Wunder, daß die Erinnerung an jene Leidenszeit in Hamburg, „wo er das Jugendkreuz geschleppt und seine Dornenkrone", eine trübselige geblieben ist.

Das Jahr 1818 bringt uns einige weitere Mitteilungen über Heines Aufenthalt in Hamburg. Zu Anfang dieses Jahres löste Salomon Heine die Verbindung mit seinen Kompagnons und wurde mit einem Vermögen von mehr als einer Million Thalern der alleinige Chef des bereits damals schon sehr angesehenen Bankhauses. Dadurch wurde auch Heines Stellung verändert, und er verließ das Geschäft, um sich eine eigene Existenz zu begründen. Das „Hamburger Adreßbuch für 1818" führte unter der Firma „Harry Heine & Co." ein Kommissionsgeschäft in englischen Manufakturwaren auf, das zuerst im Graskeller 139, dann in der Kleinen Bäckerstraße 47 betrieben, aber im März 1819 bereits liquidiert wurde. Dieses Geschäft war aber, was bisher nirgends hervorgehoben worden, nichts weiter als eine Filiale des Geschäfts seines Vaters Samson Heine, der ja den Handel mit englischen Manufakturwaren stark betrieben und durch diese Filiale vielleicht den Niedergang seines eigenen Geschäfts in Düsseldorf, der zu jener Zeit bereits unvermeidlich schien, aufhalten wollte. Ein bekannter, nun auch schon verstorbener Hamburger Schriftsteller, M. M. Haarbleicher, schrieb über jene Periode an einen Freund folgendes: „Ich habe Heine noch als etablierten Kaufmann im englischen Manufakturwarenfach gekannt. Er brachte den ganzen Tag im Alster-



Der alte Jungfernstieg in Hamburg zu Heines Zeit.

pavillon zu, und ich erinnere mich nicht, ob er am Ende kaput ging, oder ob er mit Hilfe seines Onkels Salomon Heine nicht davon kam. Ein Makler in diesem Fach Namens Joseph Friedländer hatte ihn angeklagt, und er rächte sich, indem er ihn in den „Reisebildern" als den „in Hamburg noch immer ungehängt herumgehenden Manufakturwarenmakler" bezeichnete. Hernach studierte er, und ich erinnere mich noch, wie entweder vor oder nach seiner Promotion der selige Wohlwill fast mit Thränen in den Augen erzählte, Heine habe sich taufen lassen. Es hat hier in Hamburg lange gedauert, ehe wir ihn anders als wie einen genialen Gassenjungen zu betrachten lernten."

Den Mitteilungen eines anderen verehrten Mannes, des Herrn W. Koppel in Hamburg, der Heine ebenfalls noch persönlich gekannt hat, verdanke ich einige charakteristische Geschichten. Ein gewisser Unna, Kommis eines bedeutenden Garderobengeschäfts von Bonfort, war von seinem Prinzipal beauftragt, einen bestimmten Betrag in dem Manufakturwarengeschäft von Harry Heine einzukassieren. Zufällig traf er es glücklich, indem er den Chef selbst anwesend fand, was sonst bei den meisten Gläubigern nicht der Fall war. Er war gerade bei guter Laune und gab ihm

auf jene Schuld zwei Louisdors, welche Unna in der offenen Hand behielt. Darauf fragte ihn Heine: „Junger Mann, Sie sind doch Kaufmann, nicht wahr?“ „Allerdings!“ war die Antwort. „Dann rate ich Ihnen, immer nehmen, nehmen, nehmen!“ „Ja“, war die Entgegnung, „ich nehme ja; ich will aber gern noch mehr nehmen!“ „Sehr gut, sehr gut“, erwiderte Heine, „aus Ihnen kann noch etwas werden, aber ich habe eben nicht mehr“, und drängte ihn sanft zur Thür hinaus. Der alte Unna hat diese Reminiscenz niemals vergessen. Aufsehen erregte damals in Bankierskreisen der folgende Witz von Heine, den er gelegentlich einmal bei einem Diner geäußert haben soll: „Meine Mutter hat schönwissenschaftliche Werke gelesen, und ich bin ein Dichter geworden; meines Onkels Mutter dagegen hat den Cartouche gelesen, und Onkel Salomon ist Bankier geworden.“

Wenn man in dem Gedicht „Deutschland, ein Wintermärchen“ die Schilderungen liest, welche Heine über Hamburger Lokalitäten entwirft, so wird man auch mannigfache Aufklärungen über seinen ersten Aufenthalt daselbst finden. Sein Freund, der „Papierverkäufer“, war ein Herr G. Michaelis auf dem Alten Steinweg, der sich warm für den Dichter interessierte. Ueber den „krummen Adonis“, der Tassen und andere Geschirre von Porzellan in den Gassen Hamburgs feilbot, findet man in dem reizenden Buch von A. Borchardt: „Das lustige, alte Hamburg“ ausreichenden Aufschluß. Der „kleine Meyer“ war ein populärer Theaterkritiker, den Heine ebenfalls 1818 kennen lernte. Die Restaurationen, Kneipen und Keller von Cornet, Lorenz u. a. existierten wohl damals schon; auch die Drehbahn, von der hier natürlich nicht mehr weiter die Rede sein darf; ebenso die Salons von Peter Ahrens und Dorgerloh, auf deren berüchtigten Bällen Heine Stammgast war. Schon damals war der Alsterpavillon sein Lieblingsaufenthalt und mit Vorliebe spazierte er an schönen Nachmittagen über den Jungfernstieg, um, was er dort erlauscht und geschaut, in Prosa oder in Versen daheim zu feiern oder auch gelegentlich zu verspotten.

Im Frühjahr 1819 war der unglückliche Etablissementsversuch, wie gesagt, zu Ende, und damit auch Heines Aufenthalt in Hamburg.

Aber vor seinem Scheiden aus der Stadt sollte er noch ein Ereignis miterleben, welches einen unauslöschlichen Eindruck auf ihn gemacht hat: nämlich eine kleine Judenverfolgung, welche ebenfalls im Jahre 1819 stattgefunden hat. Die schwüle Stimmung zwischen Juden und Christen, von der Heine schon 1816 in seinem Briefe an Sethe schrieb, hatte sich 1819 in einem kleinen Judensturm entladen. Das Hep-hep-Geschrei war damals, von Würzburg ausgehend, auch nach dem Norden gekommen; der Judenhaß, der während der Franzosenzeit fast geschwunden war, fing in der Epoche der Restaurationspolitik wieder zu rumoren an. Auch in Hamburg warf der Pöbel den Juden die Fensterscheiben ein und prügelte sie,

sobald sie sich auf der Straße sehen ließen. Zwei Nächte dauerten diese Unruhen fort, bis ein Plakat der Behörde erschien, welches mit der Drohung schloß: die Garnisonen würden fortan scharf feuern. Hermann Schiff, der bekannte Schriftsteller, ein Vetter Heinrich Heines, erzählt über diesen Judensturm sehr witzig aus eigener Anschauung: „Erst um 8 Uhr abends, nachdem die Comptoire geschlossen waren, fing man an, die Juden zu verfolgen, und man begnügte sich mit freundschaftlichen Wirtshausprügeleien, wobei niemand getötet oder auch nur schwer verletzt wurde. Hatte man die Juden genügsam verfolgt und bekämpft, so legte man sich zu Bette, die Christen bei ganzen, die Juden bei zerschlagenen Fensterscheiben, was den Religionsunterschied doch einigermaßen deutlich machte. Tagsüber gingen beide Parteien wieder auf ihre Comptoire und auf die Börse, um den gestrigen Wirtshauskampf geschäftsthätig fortzusetzen.“

Aber Schiff irrt, wenn er glaubt, daß Heine um jene Zeit bereits in Bonn studierte. Dieser hat vielmehr die Erinnerung an jene im Grunde genommen ziemlich harmlose Szene als den letzten Eindruck seiner Hamburger Leidenszeit treu im Gedächtnis bewahrt.

Einen einzigen Vorteil hat aber der Dichter doch aus dieser kaufmännischen Leidenszeit seines ersten Hamburger Aufenthaltes, der volle drei Jahre, von Juli 1816 bis zum Frühjahr 1819, gedauert hat, gezogen, nämlich — seine schöne Schrift. Heinrich Laube sagt darüber: „Seine Handschrift war sauber und erinnerte an eine Kaufmannshand, welche viel Allotria getrieben; bei ruhiger Abschrift ganz kaufmännisch fest und nur in starken Grundstrichen über den geschäftlichen Charakter hinausgehend, bei eiliger Zuschrift ohne diese Grundstriche und in dünner Undeutlichkeit hinfahrend. Ueberhaupt war von seiner Familie ein positiver Kaufmannsrest in ihm verblieben.“

Mit einer kleinen Geschichte, welche ich ebenfalls den Erinnerungen des Herrn W. Koppel verdanke, sei die Darstellung dieser Lebensperiode abgeschlossen. Ein gewisser Aron Hirsch, der Hausfreund bei den Großeltern Koppels war, erzählte einst in Gegenwart seines Vaters, daß er als Buchhalter bei Salomon Heine beauftragt ward, Harry Heine auf der Abreise von Hamburg zu begleiten resp. für sein Fortkommen von dort zu sorgen. Unterwegs im Wagen habe er ihm ins Gewissen gesprochen, daß er seine Carriere in dem Geschäft seines angesehenen und wohlhabenden Onkels so leichtsinnig verscherzt habe. Darauf habe Heine ihm auf die Schulter geklopft und gesagt: „Sie werden noch von mir hören, lieber Hirsch!“

Und Aron Hirsch hat thatsächlich noch von Heine gehört, und nicht nur Aron Hirsch, sondern die ganze Hammonia, ja die ganze gebildete Welt. Nichts wäre verkehrter, als wenn man in dem schönen Hamburg gegen Heine wegen seiner Ansichten und Urteile über diese Stadt einen dauernden Groll oder auch nur eine

gewisse Abneigung hegen wollte. Hamburg war nicht nur sein Tartarus, sondern auch, wie er selber wiederholt gesteht, sein Elysium, die schöne Wiege seiner Leiden, und mit Stolz darf Hamburg sagen, daß dort in den Jahren 1816 bis 1819 die ersten Keime der dichterischen Individualität Heines gelegt worden sind, die sich später zu einem so mächtigen Baume mit üppig hervorsprießenden Blüten entfaltet haben.

Sechstes Kapitel. Heine als Erzieher.

In den letzten Jahren haben wir eine ganze Reihe hervorragender und untereinander sehr verschiedener Männer zu „Erziehern" erwählt — oder soll ich sagen: ernannt? Von Rembrandt über Goethe und Moltke ging die Reihe sogar bis zu Robert Hamerling. Es fällt mir natürlich nicht ein, über die Idee im ganzen oder über die Wahl der „Erzieher" im einzelnen hier zu rechten. Ich habe auch durchaus nicht etwa die Absicht, Heinrich Heine diesen Erziehern des deutschen Volkes an die Seite zu stellen, sondern ich will nur in schlichter Weise über eine gänzlich unbekannte Episode aus dem Leben des Dichters nach authentischen Quellen berichten, die ihn uns als Erzieher im buchstäblichen Sinne des Wortes zeigen wird. Ja, Heinrich Heine, „der ungezogene Liebling der Grazien", war auch eine Zeitlang Erzieher! Und zwar in einer Periode, die man sich gern so ziemlich als die leichtsinnigste seines Lebens zu denken geneigt ist. Und nicht etwa aus Not, um „Stunden zu geben", sondern aus Ueberzeugung, aus Begeisterung für die Sache. Und was das merkwürdigste ist: einer seiner damaligen Schüler lebt noch! Den Mitteilungen dieses liebenswürdigen Greises verdanke ich den Bericht über diese Episode in dem Leben des Dichters, die bisher, wie gesagt, unbekannt geblieben ist.

Es war im Jahre 1823, also vier Jahre nach seinem Scheiden von Hamburg. Aus dem Jünger Merkurs war inzwischen ein Jünger der Musen und auch der Themis geworden, der an den Universitäten zu Bonn und Göttingen bereits drei Semester absolviert und auf dem Parnaß sich mit Erfolg versucht hatte. Nun war er bereits seit anderthalb Jahren „Studierens halber" in Berlin. Aber er hat sich bekanntlich auch dort mit dem Studieren nicht viel geplagt. Er zog es vor, mit geistreichen und klugen, mit genialen und frivolen Männern und Frauen zu leben. Man kann seine damalige Zeiteinteilung noch heute ziemlich genau feststellen. Daß er sehr lange geschlafen hat, ist selbstverständlich; nachher wird er wohl ein bißchen gearbeitet und hierauf einen sehr langen Spaziergang Unter den Linden gemacht haben, wo er bekanntlich gern die schönsten Frauen suchte;

dann aß er bei Jagor oder im Café Royal zu Mittag, den Kaffee nahm er bei Josty, dessen Baisers er in seinen „Briefen aus Berlin“ so begeistert gepriesen hat mit den Worten: „Ihr Götter des Olymps, o kenntet ihr den Inhalt dieser Baisers! O Aphrodite, wärest du solchem Schaum entstiegen, du wärest noch viel süßer!“ Dann kam er wohl ins Kolleg zu Professor Hegel, von wo er zum



Moses Moser.

Thee entweder zu Frau v. Varnhagen oder zu Frau v. Hohenhausen oder zur schönen Frau Robert gegangen ist. Die Abende bis in die späte Nacht hinein, oder gar bis in den frühen Morgen, brachte er meist im Kreise seiner Zechgenossen mit Grabbe, Köchy, Uechtritz, Robert u. a. in der berühmten Weinstube bei Lutter & Wegener zu, wovon später die Rede sein wird.

In dieser Tageseinteilung bleibt eigentlich keine Zeit übrig für Unterrichtsstunden, und doch hat Heine jahrelang solche gegeben. Ja, es gehört mit zu den wider=

spruchsvollen Eigentümlichkeiten dieses Dichterlebens, daß er schon in seinen jungen Jahren so verschiedenartige Einflüsse zu gleicher Zeit auf sich hatte einwirken lassen. Während er im Salon Varnhagen mit schönen Frauen scherzte, während er im Kreise phantastischer Gesellen tolle Orgien feierte, während er von dem Philosophen Hegel in die Geheimgänge seiner Dialektik sich einführen ließ, mitten also im Taumel eines abwechslungsreichen Lebens, wirkten auch die Einflüsse und Stimmungen mächtig in seiner Seele, die ihn an seinen damals noch geknechteten und mißachteten Stamm ketteten.

Seine Freunde Eduard Gans, Leopold Zunz und Moses Moser hatten am 7. November 1819 in Berlin einen Kulturverein begründet, durch den sie die Hebung ihrer Glaubensgenossen bewirken wollten. Unter diesen Freunden steht Moses Moser (1796—1838) obenan. Er war in Wahrheit der beste Freund Heines bis zum Jahre 1830. „Das große Publikum", so sagte Heine später einmal über ihn, „hat von seinem Thun und Schaffen nichts erfahren; er focht und blutete inkognito, sein Name ist ganz unbekannt geblieben und steht nicht eingezeichnet in dem Adreßkalender der Selbstaufopferung". Und Varnhagen v. Ense schreibt auf einem Blatte seines noch unveröffentlichten Nachlasses über Moser: „Handelskundiger Gehilfe des Bankiers Moses Friedländer in Berlin, wie auch von Moritz Robert. Beide schätzten ihn hoch und folgten seinen Angaben wie einem Orakel. Er war ein großer Mathematiker und vortrefflicher Rechenmeister, dabei von erprobter Redlichkeit, ohne Eigennutz. Was ihn aber besonders ehrt, ist die Freundschaft und das unbedingte Zutrauen, welches Eduard Gans und Heinrich Heine zu ihm hatten. Beide haben bis zu seinem Tode mit ihm in Briefwechsel gestanden. Vielleicht kommen deren Briefe noch einst an den Tag".

Nun denn, die Briefe Heines an Moser kennen wir. Wir wissen, daß Moser nicht nur ein vortrefflicher Rechenmeister, sondern auch auf verschiedenen Gebieten ein großer Gelehrter war, daß er ein tiefpoetisches Gemüt besaß und von Heine mit Recht als ein lebendiger Epilog zu Nathan dem Weisen bezeichnet wurde. Dieser Moses Moser nun war es, durch den der junge Heine für die Bestrebungen des Kulturvereins gewonnen wurde.

Heine trat am 24. August 1822 dem Verein bei; er wurde bald eines der eifrigsten Mitglieder desselben; ja, als dieser Verein eine Unterrichtsanstalt begründete, erteilte Heine lange Zeit in dieser den Unterricht in Geschichte, deutscher Sprache und Litteratur.

Ohne Zweifel wird es sowohl für die, welche den Dichter verehren, als auch für die, welche ihn als Menschen gering schätzen, von Interesse sein, aus dem Munde eines seiner Schüler zu vernehmen, wie Heine als Lehrer und Erzieher sich bewährt hat.

Dieser Schüler ist ein neunzigjähriger Greis, der ehemalige Lehrer L. J. Braunhardt zu Schubin in der Provinz Posen. Als derselbe vor einiger Zeit seine diamantene Hochzeit feierte, bei welchem Anlasse sowohl der Deutsche Kaiser wie viele andere hohe Herren dem trefflichen Manne ihre Glückwünsche darbrachten, ging die kurze Notiz durch die Zeitungen, daß Herr Braunhardt in jungen Jahren ein Schüler Heines gewesen sei. Ich wandte mich deshalb an ihn selbst mit der Bitte, mir über diese Episode seines Lebens genauen Bericht zu erstatten, und der noch durchaus rüstige Greis entsprach meiner Bitte in liebenswürdigster Weise. Ich lege nun den geneigten Lesern diesen Bericht, an dem ich nicht das Geringste geändert habe, in vollem Wortlaut vor.

„Als vierzehnjähriger Knabe“ — schreibt mir Herr Braunhardt — „machte ich zuerst die Reise nach Berlin in sehr ärmlichem Anzug und mit drei Silbergroschen in der Tasche. Wie ich mich durchschlug, lasse ich unerwähnt. Kurz, nach einer mühevollen Fußreise von sechs Wochen erblickte ich endlich mit vier Pfennigen im Portemonnaie die Stadt meiner Sehnsucht. Dem Verschmachten nahe, kaufte ich mir für diese letzten vier Pfennige auf dem Alexanderplatz Stachelbeeren, die ich mit Heißhunger verzehrte. Gestärkt durch diesen Genuß, setzte ich nun meine Wanderung über die Königsbrücke fort und gelangte endlich in die Neue Friedrichsstraße, wo mich ein Herr ansprach, dem ich meine Not klagte und der mich nach seiner Wohnung brachte. Meine erste Sorge war nun, irgend welchen Schulunterricht zu empfangen, da ich bis dahin noch gar keine allgemeine Bildung hatte. Mein Gönner erzählte mir, daß sich in Berlin ein Verein gebildet, dessen Aufgabe es sei, Jünglinge meines Glaubens in allen Fächern der Wissenschaft zu unterrichten. Zu diesen wohlthätigen und gelehrten Männern, welche die Unterrichtsanstalt des Kulturvereins begründeten und leiteten, gehörten damals Leopold Zunz, Eduard Gans, Moses Moser, Dr. J. Auerbach, Dr. Rubo, H. Normann, Ludwig Markus, Dr. Schönberg, Dr. Oesterreich und — Heinrich Heine.

„Von den Schülern der Anstalt, welche mit mir an dem Unterricht teilnahmen, kann ich hauptsächlich nur noch einen nennen: den später weltberühmten Orientalisten Salomon Munk. Der Unterricht wurde gewöhnlich in den Wohnungen der erwähnten Herren in den Frühstunden von 7—10 Uhr und auch nachmittags erteilt. Zunz unterrichtete in deutscher Grammatik, Stil &c., Dr. Gans in Latein, griechischer und römischer Geschichte, Ludwig Markus gab einen sehr gründlichen Unterricht in Geographie und Naturwissenschaft, Dr. Schönberg übernahm den Unterricht in der französischen Sprache.

„Ich komme jetzt zu der Hauptperson des erwähnten Unterrichtskreises, und zwar zu dem genialen Dichter Heinrich Heine, der zu jener Zeit in der Neuen Friedrichsstraße Nr. 47, im Hause des Stadtrats David Friedländer seine Wohnung hatte. Im Geschäft von M. Friedländer & Comp. war damals sein bester Freund Moses Moser, den er einen lebendigen Epilog zu Lessings »Nathan« genannt hatte, als Prokurist angestellt. Die Unterrichtsstunden, die uns Heine erteilte, bestanden in Französisch, Deutsch und deutscher Geschichte. Sein Vortrag war ein ganz vorzüglicher. Mit großer Begeisterung, ja mit einem unnachahmlichen poetischen Schwunge schilderte er die Siege Hermanns oder Arminius' des Deutschen und die Niederlage des römischen Heeres im Teutoburger Walde. Hermann oder Arminius war ihm das Muster eines großen Helden und Patrioten, der sein Leben, sein Alles wagte, um seinem Volke die Freiheit zu erkämpfen und das römische Joch abzuwälzen. Als Heine mit überlauter Stimme, wie einst Augustus, ausrief: »Varus! Varus! Gieb mir meine Legionen wieder!« frohlockte sein Herz, seine schönen Augen glänzten und sein ausdrucksvolles männliches Gesicht strahlte vor Freude und Wonne. Wir, seine Zuhörer, waren höchst überrascht, ja erschüttert; noch nie zuvor hatten wir ihn mit einer solchen Begeisterung sprechen gehört. Wir hätten ihm die Hände küssen mögen, und unsere Verehrung gegen ihn wuchs in einem hohen Grade und blieb für unser ganzes Leben unvergänglich. Daß er sich bei dieser Gelegenheit auch über das gegenwärtige Deutschland äußerte, war selbstverständlich. Ich erinnere mich ganz zuverlässig, daß er dabei die damalige Zerrissenheit unseres Vaterlandes aufs tiefste beklagt und wörtlich gesagt hat: »Wenn ich auf die Karte Deutschlands blicke und die Menge von Farbenklecksen schaue, so überfällt mich ein wahres Grauen. Man fragt sich vergebens, wer regiert eigentlich Deutschland?« Leider hat der Dichter die Einigung Deutschlands mit einem heldenmütigen und gerechten Kaiser an der Spitze, die er in einem seiner letzten Gedichte noch geweissagt, nicht mehr erlebt.

„Nur selten äußerte er sich über Politik und Religion. Nur einmal sagte er während des Unterrichts etwa folgendes: »Die israelitische Religion hätte Weltreligion werden können, wenn sie keine Theokratie mit Priestern, Opfern, Zeremonial- und Ritualgesetzen gewesen wäre; das alles war eine Ueberbürdung für den denkenden Menschen und somit für das damals bestehende Heidentum unannehmbar. Eine Reform war nicht möglich und wäre gefährlich geworden, weil die priesterliche Gewalt alle diejenigen verfolgte, welche es wagten, an irgend eine Reform zu denken. Aus dem Grunde wurden Tausende genötigt, in den neuen Glauben einzutreten. Auf diese Art und Weise geht es heute noch fort; man übt Toleranz gegen alle Rassen, mögen sie Heiden oder nomadische Zigeuner sein; aber Toleranz und Anerkennung gegen Juden findet man nur bei den hochherzigsten und wahr-

haft edel gesinnten Männern der sogenannten christlichen Welt. Kein Mensch kann in Wirklichkeit Atheist sein; seiner Natur nach muß er an ein höheres Wesen denken und nach dem höchstem Ideal der Moralität streben. Das ist seine Bestimmung, und nur das allein ist der Kern des Judentums, welches zuerst das heiligste aller Gebote: Du sollst deinen Nächsten als dich selbst lieben, lehrt.«



Der junge Heine. Gezeichnet von Cäcilie Brandt.

„Mit Lust und Liebe lernten wir auch bei ihm Französisch. Nach einem dreimonatlichen Unterricht vermochte ich schon den Plutarch zu übersetzen. Ich bin als 93jähriger Greis noch heute stolz darauf, sagen zu dürfen, daß mich der große Dichter besonders begünstigte. Scherzweise nannte er mich seinen kleinen Famulus Wagner. Ich mußte ihm Bücher aus der königlichen Bibliothek holen und wechseln, ebenso andere kleine Dienste leisten. Dafür wurde ich von dem edlen Manne reichlich belohnt. Soviel ich mich noch zu erinnern vermag, stand

Heine zu jener Zeit in der blühendsten Jugend. Seine Gestalt war mehr groß als gedrungen, sein schönes, noch jugendliches Gesicht strotzte von Gesundheit. Sein hübschgeformter Kopf war mit blonden Haaren bedeckt. Von seiner orientalischen Abstammung war in seinem Aeußeren nichts zu erkennen. Er war stets modern und elegant gekleidet. Mit einem Worte: »He was a real gentleman comme il faut«, von der Fußsohle bis zum Scheitel.

„Sehr oft sprach Heine von seiner Mutter, die er mit wahrer Zärtlichkeit liebte. »Meine Mutter«, sagte er, »stammt wahrscheinlich von einer adeligen jüdischen Familie ab. Die öftere Vertreibung der Israeliten aus den europäischen Ländern hat meine Ahnen nach Holland geführt, in welchem Lande das Wörtchen von in van verwandelt wurde.«

„So oft er über Duldung und Glaubensfreiheit sprach, gab er uns den Rat, nach Amerika oder wenigstens nach England auszuwandern. »In diesen Ländern falle es niemandem ein zu fragen: Was glaubst du, oder was glaubst du nicht? Jeder kann da nach seiner Façon selig werden«.

„Oft erzählte er kleine heitere Geschichten aus seiner Schulzeit. Unter anderm erzählte er, daß es ihm einmal fast so ergangen sei wie dem Spiegelberg mit dem Hunde. Von seinem engeren Vaterlande, dem Rheinlande, sprach er mit Begeisterung und schilderte es als ein Paradies auf Erden. Im Frühling 1823 traf ich am Vormittage bei ihm Dr. Eduard Gans, dem er die frohe Mitteilung machte, daß seine Schwester Lottchen in Hamburg mit Herrn Embden verlobt sei. Dieses Familienereignis brachte mir ein Achtgroschenstück ein, das mir der glückliche Bruder in die Hand steckte, um mir dafür gütlich zu thun. Gleichzeitig händigte er mir sein Miniaturbild auf Steindruck zum Andenken ein. Dasselbe trug ich als ein Kleinod, wie einst der treue Reitknecht die Türkenpfeife des tapferen Walter, auf allen meinen Zügen umher und brachte dasselbe in meine Geburtsstadt zurück. Leider verbrannte mir das Bildchen bei dem großen Schubiner Brande am 1. Mai 1840. Sein intimster Freund schien Dr. Gans zu sein, denn mit ihm harmonierte er am meisten.

„Auch Dr. Gans, bei dem ich alte Geschichte und Lateinisch hatte, war mir recht gewogen. Bei seiner verwitweten Mutter, die eine noch rüstige, hübsche Frau und sehr fromme Jüdin war, hatte ich jede Woche zwei freie Tische und des Morgens Kaffee.

„Dr. Gans war von Natur eine herrliche, imposante Erscheinung. Seine hohe, männliche Gestalt, sein schönes, ausdrucksvolles Gesicht, sein schwarzgelocktes Haupt, alles zeugte von einem kräftigen, energischen Geiste, der zu großen Leistungen fähig war. Er ging, wie später Heine, nach Paris, nahm die Taufe, weil er in seinem Vaterlande als Jude nicht Professor der Rechte werden konnte, und kam 1827

nach Berlin zurück, wohnte aber nicht mehr bei seiner trauernden Mutter, sondern in der Behrenstraße, neben der Hedwigskirche. Als ich ihn im April 1828 in seiner Wohnung besuchte, war er gegen mich überaus freundlich und sagte mir, Heine halte sich gegenwärtig in Hamburg auf. Bei dieser Gelegenheit erzählte ich ihm, daß ich Berlin verlassen müsse, und zwar aus dem Grunde, weil ich in der Provinz Posen geboren war und es einem solchen Juden von der Polizei nicht gestattet werde, sich eine längere Zeit in den sogenannten alten Provinzen aufhalten zu dürfen. Er war darüber ganz entrüstet und sprach: »Die armen, verkannten Juden, die doch im Befreiungskriege Treue und Tapferkeit bewiesen und jegliches Opfer dem Vaterlande gebracht haben, werden mit Ausnahmegesetzen und Intoleranz belohnt«. Er riet mir, nach Hamburg zu gehen, gab mir ein Schreiben an Heine mit und händigte mir ein beträchtliches Reisegeld ein, obgleich er es nicht übrig haben mochte. Ich verabschiedete mich von ihm unter Thränen. Ich sollte ihn nie wiedersehen. Er starb bekanntlich in der Blüte seiner Jahre.

„Ein Jahr darauf entschloß ich mich wirklich, nach Hamburg zu gehen, und bemühte mich dort um eine Stelle. Ich war mit den besten Zeugnissen und Empfehlungen versehen, und hervorragende Männer gaben sich alle erdenkliche Mühe, mir eine passende Stelle zu verschaffen. Leider vergeblich.

„Eines Nachmittags durchwanderte ich eine der Hauptstraßen Hamburgs. Da kam eine Droschke im raschen Trabe angefahren. Plötzlich stand das Fahrzeug still, und der darinsitzende Herr rief mir zu, mich an seine Seite zu setzen. Ich war natürlich darüber sehr verwundert. Wie groß war aber erst mein Erstaunen, als ich in dem Herrn meinen Wohlthäter und Lehrer Heinrich Heine erkannte. Mit einem Satz sprang ich in die Droschke, die nun schnell weiterfuhr. Der Dichter reichte mir freundschaftlich seine Hand, die ich unter Thränen der Freude küßte und an mein Herz drückte. Er aber fragte: »Auch Saul unter den Propheten?« Nun erzählte ich ihm, was mich veranlaßt hatte, nach Hamburg zu gehen, und wie ich mich in meinen Hoffnungen leider getäuscht sah. Der edle Mann schien über meinen Kummer sehr gerührt und forderte mich auf, mit ihm nach Wandsbeck zu fahren, was ich mir natürlich zu einer sehr hohen Ehre anrechnete und sehr gern that. In Wandsbeck fand ich freundliche Aufnahme bei einer Familie, deren Verwandte meine Wohlthäter in Berlin gewesen waren. Während meines Aufenthaltes daselbst traf ich Heine jeden Morgen mit einem Buche in der Hand in dem dortigen schönen Park. Er unterhielt sich gütig mit mir und wiederholte oft seinen Rat, nach London zu übersiedeln. Als ich von dem edlen Manne Abschied nahm, gab ich ihm das Versprechen, seinem Rate zu folgen. Er wünschte mir herzlich Glück zu meinem Vorhaben und riet mir, nur ja die Courage im Leben nicht zu verlieren. Ich würde hoffentlich in England, so sagte er, ein neues Adoptiv-

vaterland finden. Seit jener Zeit habe ich Heine nicht wieder gesehen, wohl aber sehr viel von ihm gehört und gelesen.

„Meine völlige Erblindung schmerzt mich weniger, wenn ich an Heine denke, der in späteren Jahren ebenfalls sein Sehvermögen verloren hat. Ich muß noch nachtragen, daß ich durch Vermittelung Heinrich Heines, des Predigers Dr. Gotthold Salomon und anderer wohlthätiger Männer, wirklich auch die Mittel zur Ueberfahrt nach London erhalten habe. Meinem edlen Wohlthäter, dem großen Dichter, bewahre ich aber bis an mein Lebensende ein treues Angedenken."

Siebentes Kapitel. Christian Dietrich Grabbe.

Heine wurde mit Grabbe Ende des Jahres 1821 bekannt. Er schildert selbst in seinen nachgelassenen Memoiren und in einer Unterhaltung mit dem Schriftsteller Ludwig Kalisch die Art und Weise dieser Bekanntschaft. Eines Tages trat Grabbe mit seiner Tragödie „Herzog Theodor von Gothland" bei dem ihm gänzlich unbekannten Heine ein und „schmiß" diesem das Manuskript mit den Worten vor die Füße: „Ich wollte wissen, was an mir sei, und da habe ich dieses Manuskript dem Professor Gubitz gebracht, der darüber den Kopf geschüttelt und, um meiner los zu werden, mich an Sie verwies, der ebenso tolle Grillen im Kopfe trüge wie ich und mich daher weit besser verstünde .... Hier ist nun der Bulk!" Nach diesen Worten trobdelte der sonderbare Kauz, ohne eine Antwort abzuwarten, wieder hinaus, und da Heine eben zu Frau von Varnhagen ging, nahm er das Manuskript mit, „um ihr die Primeur eines Dichters zu verschaffen". Denn er hatte an den wenigen Stellen, die er las, schon gemerkt, daß dieser Grabbe ein wirklicher Dichter war. Heine erzählt nun weiter: „Wir erkennen das poetische Wild schon am Geruch. Aber der Geruch war diesmal zu stark für weibliche Nerven, und spät schon, gegen Mitternacht, ließ mich Frau von Varnhagen rufen und beschwor mich um Gotteswillen, das entsetzliche Manuskript wieder zurückzunehmen, da sie nicht schlafen könne, solange sich dasselbe noch im Hause befände. Einen solchen Eindruck machten Grabbes Produktionen in ihrer ursprünglichen Gestalt."

Etwas anders lautet die Anekdote, die ein Mitglied dieser romantischen Tafelrunde, Karl Köchy, erzählte. Nach dessen Mitteilungen soll Gubitz, der damals Redakteur des „Gesellschafter" war, Heinrich Heine, als dieser ihm eines Tages besuchte, das Manuskript von Grabbes Tragödie mit den Worten gegeben haben: „Sehen Sie sich einmal das Ding an, ein verrücktes Geschreibsel". Heine habe eine Szene gelesen und dann das Buch dem guten Gubitz mit den

Worten zurückgegeben: „Sie irren sich, lieber Gubitz! Der Mensch ist nicht verrückt, sondern ein Genie!"

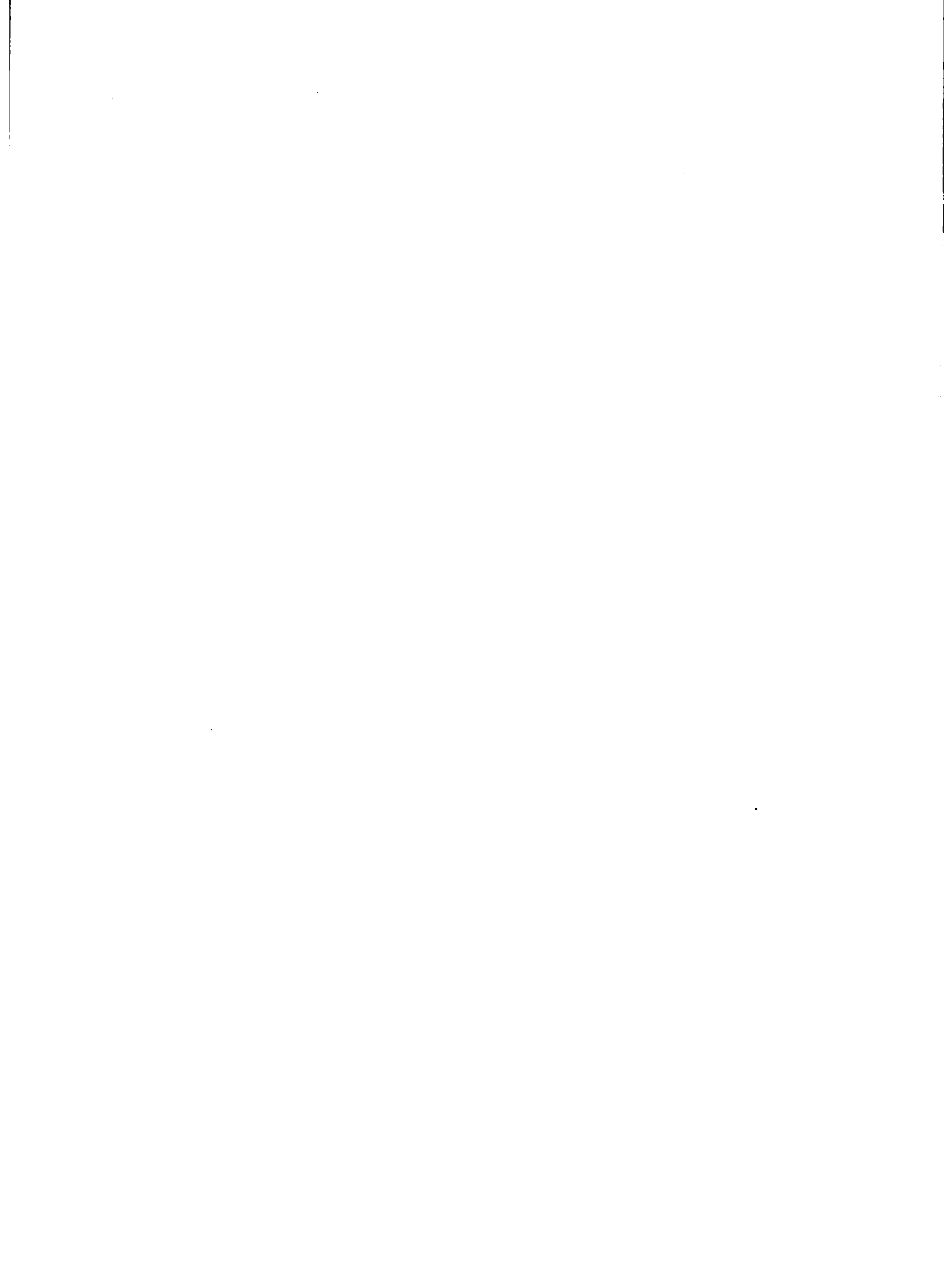
Und wiederum anders klingt die Mitteilung, welche Ludwig Kalisch aus einem Gespräch mit Heine über Grabbe aus des Dichters letzten Lebenstagen uns mitteilt. Heine bemerkte damals, daß er über den Dichter merkwürdige Aufschlüsse hätte geben können, daß aber dies wie manches andere mit ihm begraben werden würde. Dann sagte er: „Ich habe Grabbe in Berlin kennen gelernt, wo wir beide studierten. Es war in ihm ein seltsames Gemisch von Demut und unbezwinglichem Poetendünkel. Er hielt mich für sehr reich, weil ich damals — ich weiß nicht durch welchen Zufall — einen schönen Mantel besaß, und er behauptete, daß ich, von diesem Mantel behaglich durchwärmt, südlich glühende Lieder bequem dichten könnte, während er in einem fadenscheinigen, lebensmüden Rocke, dem unverschämten Berliner Wind ausgesetzt, seine dramatischen Stoffe aus dem fernen Norden holen müßte. Er hatte seinen »Herzog Gothland« vollendet und brachte ihn mir, um ein Urteil darüber zu hören. Bei der Lektüre dieser absonderlichen Hervorbringung war es mir, als ob mir ein summendes Mühlrad im Kopfe klapperte. Ich gönnte mir den Eindruck, den dieses dramatische Erzeugnis auf mich hervorgebracht, nicht allein, sondern gab es einem meiner Freunde, der mir's, aus Angst verrückt zu werden, bald wieder zurückbrachte. Ich ging dann damit zu Varnhagen, der, wie man sich leicht denken kann, es noch weniger erquicklich fand und mich um Gotteswillen bat, es ihm ja wieder abzunehmen, denn es mache ihm das ganze Haus toll."

Es ist interessant, bei dieser Gelegenheit zu erfahren, daß Heine sich in poetischen und litterarischen Dingen immer zuerst bei Varnhagen Rat erholte. Seit dem Frühling 1821 verkehrte er in dem Hause Friedrichstraße Nr. 20, in dem er eine zweite Heimat fand und aus dem sein Dichterruhm zuerst in die Welt flog. „Er wurde uns vor mehreren Jahren zugeführt", schrieb Rahel an Friedrich von Gentz, „wie so viele und immer zu viele; da er fein und absonderlich ist, verstand ich ihn oft und er mich, wo ihn andere nicht vernahmen; das gewann ihn mir, und er nahm mich als Patronin". Aber fast noch mehr Interesse als seine Gattin hatte August Varnhagen von Ense selbst für den jungen Poeten. Varnhagen, der damals gerade sieben Jahre mit Rahel vermählt war, um die er aber länger geworben hatte als Jakob um ihre biblische Stammmutter, war der geborene Vermittler in der Litteratur. Er selbst huldigte liberalen Anschauungen; sein Beruf wies ihn aber auf die Verbindung mit allen Diplomaten und Meistern des alten Regimes hin. Der Salon des merkwürdigen Ehepaares wurde bald, nachdem sie sich in Berlin fest ansässig gemacht hatten, der Mittelpunkt alles künstlerischen und geistigen Lebens der Hauptstadt. Ein feiner Ton herrschte in diesem berühmten



Friederike (Rahel) Varnhagen von Ense.

Gezeichnet von Wilhelm Hensel 1822.



Salon, dessen Abgott Goethe war. Zwar die Scherze Heines wurden noch geduldet, ja sogar belächelt, aber die tolle Romantik eines Grabbe hätte dort niemals Platz gefunden. In der That bestand auch zeitlebens eine tiefe Abneigung zwischen Varnhagen und Grabbe. Hier spielte nun Heine wieder den Vermittler.

Denn er hatte, als ihm Grabbe sein Manuskript gebracht und bevor er es Rahel zur Lektüre übergab, in Grabbe unzweifelhaft schon einen genialen Dichter erkannt. Natürlich wurde nun der Verkehr eifrig fortgesetzt. Allabendlich fand sich in den engen Räumen jener litterarhistorisch berühmten Weinstube von Lutter und Wegener in der Charlottenstraße zu Berlin ein Kreis junger Dichter und verkannter Genies zusammen, dessen Häupter Heinrich Heine und Christian Dietrich Grabbe waren. Als ihre Trabanten erschienen: Karl Köchy aus Braunschweig, Friedrich von Uechtritz aus Schlesien, Ludwig Robert, der Bruder Rahels, L. von Borch und der kürzlich verstorbene L. Gustorf. Der berühmte E. T. A. Hoffmann lag damals bereits ans Krankenbett gefesselt und erschien nur selten in der Weinstube, in der er sein halbes Leben zugebracht hatte. Dafür erschien aber noch immer sehr oft sein alter Zechgenosse, sobald die Vorstellung im königlichen Schauspielhause zu Ende war, nämlich Ludwig Devrient, der an dem Kreise junger Dichter ein besonderes Wohlgefallen fand und im jugendlichen Uebermut ihnen einmal sogar Goethes Mephisto, den man ihn damals im Hoftheater nicht spielen lassen wollte, vortrug. Ein phantastisches, wildes Kneipenleben entfaltete sich in dieser Weinstube. Nur wenig ist uns von den tollen Schnurren und Abenteuern bekannt, die hier ausgeheckt wurden, das aber, was wir wissen, genügt, um uns den Geist dieser lustigen Gesellschaft zu vergegenwärtigen, auch selbst dann, wenn wir den Mitteilungen, die Friedrich v. Uechtritz in einem Briefe an Hebbel über diese Tafelrunde viel später gegeben, vollen Glauben schenken. Ein Biograph Grabbes erzählt uns, wie dieser von seinen Zechbrüdern als ein wunderbares Phänomen angestaunt wurde, wenn er seine tollen Einfälle vor ihnen zum besten gab, wenn er z. B. auf den Tisch sprang und eine Rede an Mamsell Franz Horn, den bekannten Shakespeare-Kommentator, hielt, oder wenn er seinen besten Freund, den Pfandjuden Hirsch in der Jägerstraße, oder den pedantischen Gubitz oder den blinden Weinhändler Sisum in langen Gedichten feierlich apostrophierte. Die andern wollten ihm natürlich nachkommen, und manche litterarische Bosheit wurde hier ausgeheckt. Aus diesem Kreise ging jener Brief Grabbes an den damaligen Kronprinzen von Preußen (Friedrich Wilhelm IV.) hervor, in dem er erklärte, daß er mit einem abgebrochenen Schwefelholze sein erstes Stück niedergeschrieben habe, welches er als Probe seines Talents beizulegen wagte. Der wohl niemals abgeschickte Brief hatte folgenden Wortlaut:

„Von aller Welt verlassen, immer mehr in die tiefste Hilflosigkeit versinkend, erhebe ich meine scheue Stimme zu der Gnade Sr. Königlichen Hoheit.

Die Strafe meiner Lügen auf mein Haupt, wenn an den folgenden Thatsachen etwas Unwahres ist: Ich bin von ziemlich armen Eltern in Lippe-Detmold geboren; sie waren schwach genug, mich auf das Gymnasium zu schicken, und ahnten nicht, daß die Weisheit des Gelehrten nur in der Form sich von der eines Schusters unterscheidet. Ich überflügelte bald in den Wissenschaften nicht nur meine Mitschüler, sondern auch manche meiner Lehrer und glaube noch jetzt ex tempore



Christian Dietrich Grabbe.

mich einer fast schrankenlosen Prüfung unterwerfen zu können; da aber mein Geist bei seinem inneren Wachstum sich auch äußerlich entfalten mußte, und dies im jugendlichen Uebermute auf eine vielleicht zu gewaltsame Weise geschah, so konnten meine ein wenig kleinstädtischen Landsleute das nicht fassen, und ich merkte, daß es um meine lippische Laufbahn gethan war. Weil ich indes einmal angefangen hatte, so durfte und konnte ich nicht sogleich wieder aufhören, und ich eilte nach Leipzig, um daselbst die Rechte zu studieren, welches ich denn auch so redlich gethan habe, daß ich mich vor keinem Examen zu fürchten brauche. Jetzt hatten jedoch meine unglücklichen Eltern das letzte Geld für mich aufgewendet, und da ich bei meinen schlechten Aussichten in der Heimat kein anderes Mittel wußte, so schrieb ich in meinem Schmerz ein Trauerspiel, für welches ich wegen seiner Sonderbarkeit einen hohen Preis zu erhalten dachte; aber obwohl bloß wegen dieses Stückes bedeutende Männer auf mich aufmerksam gemacht worden sind und selbst

Briefwechsel mit mir angefangen haben, so fehlte es mir bis auf Hut und Schuhe an allem Aeußeren, um es einem anständigen Verleger auf die gehörige Weise anzubieten. Da übermannte mich die ausgelassenste Lustigkeit, und ich schrieb mit einem abgebrochenen Schwefelhölzchen, welches ich in Ermangelung einer Feder in die Tinte tauchte, das Lustspiel nieder, welches ich als Probe meines Talentes hier beizulegen wage.

Jetzt galt es aber, meine letzten Kräfte für meine Erhaltung aufzubieten, und ich erinnerte mich meiner Anlage für die Schauspielkunst, die so groß zu sein scheint, daß es märchenhaft lautete, wenn ich ohne einen nähern, persönlichen Beweis davon sprechen wollte. Ich eilte also voll sicherer Hoffnung nach Berlin und konnte es daselbst nicht einmal so weit bringen, daß ich zu irgend einer kurzen Probedarstellung im Zimmer gelassen wurde!

Ew. Königliche Hoheit haben nun gewiß schon erfahren, was ich für ein Mensch bin. Viele nannten mich genial, ich weiß indes nur, daß ich wenigstens ein Kennzeichen des Genies besitze, den Hunger.

Nochmal erhebe ich meine Stimme zu Ew. Königlichen Hoheit!"

Ein anderes Mal wurde ein Schreiben an den bekannten Publizisten Adam Müller, der kurz vorher zum Katholizismus übergetreten war, abgefaßt, in dem die ganze Gesellschaft erklärte, nunmehr fromm und katholisch werden zu wollen. Ein drittes Mal wurde an einen damals in Berlin volkstümlichen und seiner Eitelkeit wegen bekannten Komponisten ein Schreiben abgeschickt, in dem dieser im Scherz mit einer scharfen Kritik bedroht und zur Zahlung einiger Louisdors verurteilt wurde. Heine selbst beteiligte sich an dem liederlich-genialen Treiben nur passiv. Er saß zusammengeklappt im Winkel, schwieg, lächelte, schlürfte aus seinem Punschglase und schärfte die Pfeile seiner epigrammatischen Lieder. Gleichwohl fand er an dieser übermütigen Gesellschaft so großes Behagen, daß er mindestens zwei Jahre lang fast allabendlich sich bei Lutter & Wegener einfand.

Es ist begreiflich, daß in einem solchen Kreise eine innere Geistesharmonie nicht aufkam und, wenn sie aufgekommen wäre, sich nicht halten konnte. Zwischen den beiden Häuptern waltete ewig Eifersucht; die Trabanten waren sämtlich für Grabbe. Nur Robert schwankte zwischen Grabbe und Heine unentschieden hin und her; Friedrich von Uechtritz dagegen mochte sich gar zu gerne selbst zum Häuptling hinaufschwingen. Heine belächelte sie alle im stillen und hielt sich natürlich für den Größten unter ihnen; er hatte ja auch schon die meisten Erfolge aufzuweisen. Noch in seiner Vorrede zu den „Tragödien" im November 1851 erzählt er, wie er in Berlin 1822 den „William Ratcliff" in einem Zuge ohne Brouillon in drei Tagen niedergeschrieben habe. „Während dem Schreiben war es mir, als hörte ich über meinem Haupte ein Rauschen, wie den Flügelschlag eines Vogels. Als ich meinen Freunden, den jungen Berliner Dichtern, davon erzählte, sahen sie einander an mit einer sonderbaren Miene und versicherten mir einstimmig, daß ihnen nie dergleichen beim Dichten passiert sei."......

Es mag also wohl auch an Heine die Schuld gelegen haben, wenn die Trabanten mehr zu Grabbe hielten als zu ihm. Aber es ist erklärlich, daß der Dichterbund,

kaum daß die beiden Häupter, der eine in seine Heimat nach Lüneburg, der andere nach Dresden gezogen waren, sich völlig auflöste. Zwischen Grabbe und seinen Berliner Freunden spinnt sich wohl der Briefwechsel noch einige Jahre fort; mit Heine dagegen ist jede Verbindung abgebrochen. In den Briefen, die Köchy und Gustorf an Grabbe schreiben, erkennen wir den Geist, von dem die Mitglieder dieser Tafelrunde gegen Heine beseelt waren. Köchy findet es durchaus notwendig, sich bei Grabbe zu entschuldigen, daß Heines Tragödie „Almansor" in Braunschweig zur Aufführung kommt. „Wundern Sie sich nicht", schreibt er am 24. Juni 1823, „wenn auch Heines Trauerspiele hier zur Aufführung kommen, Müllners Rezensionen haben zu mächtig auf die Direktion gewirkt. Wenn Sie doch auch etwas für das Theater ausführten!" Und Gustorf schrieb am 27. April desselben Jahres einen sehr ironischen Brief, der uns beweist, wie recht Heine mit seiner Abneigung gegen diesen Zeitgenossen hatte.

Das war also der Geist, von dem die Mitglieder der Berliner Tafelrunde gegen Heine erfüllt waren. Heine, der ein feiner Menschenkenner war, wußte sehr genau, wie Köchy und Gustorf gegen ihn gestimmt waren; die Gesinnung Grabbes scheint er dagegen nicht gekannt zu haben. In einem Briefe an Moses Moser vom 27. September 1823 spricht er sich sehr mißliebig über Eduard Gans aus, bloß deshalb, weil dieser, ungeachtet seiner wohlbegründeten Bitten, mit Dr. Gustorf über ihn sich unterhalten habe. Von diesem selbst spricht er in den unparlamentarischsten Ausdrücken, daß er sich in Berlin dadurch beliebt zu machen suche, indem er ihn anfeindete; er sei zwar nicht der einzige dieser Art, und er habe auf solche Weise schon manches Mal dulden und achselzucken müssen, aber seinen Freunden nehme er es doch übel, wenn sie sich trotz seiner Bitten mit dergleichen Leuten abgeben: „Dieser Kerl ist der Busenfreund von einem gewissen Köchy, der sich ebenfalls in der feindlichsten Weise gegen mich gezeigt, aus Poetenneid". Natürlich ist Heine fest überzeugt, daß Köchy in Braunschweig entweder das Ausgepfiffenwerden des „Almansor" eingeleitet oder wenigstens angeregt hat.

Wie ist nun aber das Verhältnis Heines zu Grabbe? Leider ist ein Briefwechsel zwischen beiden nicht erhalten. Ein Brief, den der berüchtigte Fälscher Friedrich Steinmann, natürlich nach dem Tode Heines (1861), veröffentlicht hat, und den seltsamerweise auch Oskar Blumenthal in seine sonst vortreffliche Gesamtausgabe der Werke Grabbes im guten Glauben mit aufgenommen hat, trägt das Zeichen der Fälschung an der Stirn. Es ist darin ein Urteil über das Drama Grabbes: „Don Juan und Faust" enthalten, aber der ganze Brief ist weder im Stil, noch auch im Geiste Heines gehalten. Er enthält eine Parodie auf das bekannte Gedicht vom König Wiswamithra, die allein schon genügt, um die

Fälschung in ihrer ganzen Plumpheit erkennen zu lassen. Heine hat alle Parodieen auf seine Gedichte bitter gehaßt und hätte sich am allerwenigsten selbst dazu herbeigelassen, eines derselben zu parodieren. Besitzen wir also keine Briefe von Heine an Grabbe und von diesem an Heine, so haben sich doch dafür eine ganze Reihe von interessanten Aeußerungen beider übereinander erhalten, welche hinreichen, um das Verhältnis zwischen diesen Dichtern in voller Klarheit zu erkennen.

Hören wir zunächst, in welcher Weise sich Grabbe über Heine äußert. In dem ersten Brief, in dem er sich über seinen ehemaligen Berliner Zechkumpan ausspricht, in einem Briefe an seinen Freund und Verleger H. Kettenbeil in Frankfurt a. M. vom 1. Juni 1827, schreibt Grabbe: „A propos! Heines Reisebilder? Habe vom ersten Teile gehört, und zwar mittels alter Göttinger. Schreibt Heine erst Reisen, so heißt das: seine Produktionskraft ist aus und er flüchtet zum Erzählen von Begebenheiten. Aber auch das wird ihm Schweiß gekostet haben. Einiger oder viel Witz, der jedoch gepreßt erscheinen möchte, wird auch darin sein, die Gedichte sind aber gewiß höchst erbärmlich, eben weil der Poetenjude Reisen schreibt". Man erkennt schon aus dieser ersten Aeußerung eine entschieden feindselige Gesinnung Grabbes gegen Heine, die, man mag die Sache noch so milde beurteilen, keinen anderen Grund als kleinlichen Neid auf die Erfolge des Genossen hatte. Diese Ansicht wird auch durch die Mitteilungen aus den folgenden Jahren bestärkt. Sein Verleger macht ihm den Vorschlag, doch auch „ein in die Zeit sich fügendes Werk" zu schaffen. Darauf antwortet Grabbe am 20. Oktober 1831: „Das letztere hält bei mir freilich schwer, denn so ganz kann ich mich nicht überwinden, bloß um ein paar Groschen schneller zu verdienen, geniale Flugblätter zu Bänden zu füllen, und weiter sind z. B. Börnes und Heines neue Schriften doch nichts. Etwas muß ich doch auch selbst an meinen Sachen lieb haben. Ich glaube, wir stehen auf dauerhafteren Füßen als diese Sommervögel". — Und ein Jahr darauf, am 9. Juli 1832, schrieb er wieder an Kettenbeil: „Ich glaube, andere benutzen ihre Talente mehr als ich, quia, weil sie es nötig haben. Heine und Börne leben von Buchhändlern und Zeitungsschreiben. Darum sind sie liberal, würden übrigens, wenn ich Kaiser würde und es der Mühe wert hielte, sie köpfen zu lassen, Fußleckerei lernen und sehr kaiserlich sein". Und an einen anderen Verleger, Schreiner, der ihm einige Bücher von Heine geliehen, schreibt er aus Düsseldorf etwa ein Jahr später in einem bisher wenig bekannten Briefe, der sich im Besitze des Dichters Eduard Grisebach befindet: „Heine ist ein magerer, kleiner, häßlicher Jude, der nie Weiber genossen hat, sich deshalb alles einbildet. Sein Schmerz, so unnatürlich er ist, mag wirklich sein. Poesien sind seine Gedichte aber nicht. — — Ich kann das Zeug nicht weiter lesen, Betrug, Lug und Dummheit. Man muß

nachdenken, wie man trotzt und dazwischen wirkt. Der »Phönix« hat mich wo erwähnt. Taugt doch nichts".

Vergleicht man nun mit diesen Aeußerungen Grabbes die Art und Weise, wie Heine sich über diesen Genossen seiner „süßen, blöden Jugendeseleien" ausgesprochen, so wird die Sympathie sich entschieden auf seine Seite neigen. So oft er den Namen Grabbe erwähnt, immer geschieht es mit voller Anerkennung seiner großen Genialität und mit innigem Bedauern über sein Unglück im Leben. In den Aufsätzen über „Shakespeares Mädchen und Frauen" nennt er ihn einen „höchst begabten Schriftsteller", und sein Lustspiel: „Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung" belustigt ihn „auf das Ergötzlichste". Dasselbe Lustspiel erwähnt er auch in seinen „Elementargeistern" mit Anerkennung, indem er Grabbe unmittelbar nach Goethe erwähnt und von ihm sagt: „Einer der ersten deutschen Schriftsteller, der in seinen Mängeln ebenso großartig ist wie in seinen Vorzügen, jedenfalls aber zu den Dichtern ersten Ranges gezählt werden muß, Herr Grabbe, hat den Teufel in jeder Beziehung ebenfalls vortrefflich gezeichnet!" Ja, er bedauert es lebhaft, daß er in seinen Schriften über „Die romantische Schule" seinen verstorbenen Freund „Christian Grabbe, einen Dichter von großem Genie, einen Riesen, wenn man ihn mit den Schriftstellern der romantischen Schule vergleiche", den er neben Kleist und Immermann zu den ausgezeichnetsten Poeten Deutschlands rechnet, des Zusammenhangs wegen mit Schweigen übergehen muß. Dies hindert ihn jedoch nicht, Grabbes „Gothland" ebenso gerecht wie scharf zu beurteilen. In Heines Aufzeichnungen findet sich darüber folgende Bemerkung: „Zuweilen eine Reihe fürchterlicher und häßlicher Gedanken, wie ein Zug Galeerensklaven, jeder gebrandmarkt — der Dichter führt sie an der Kette in das Lager der Poesie".

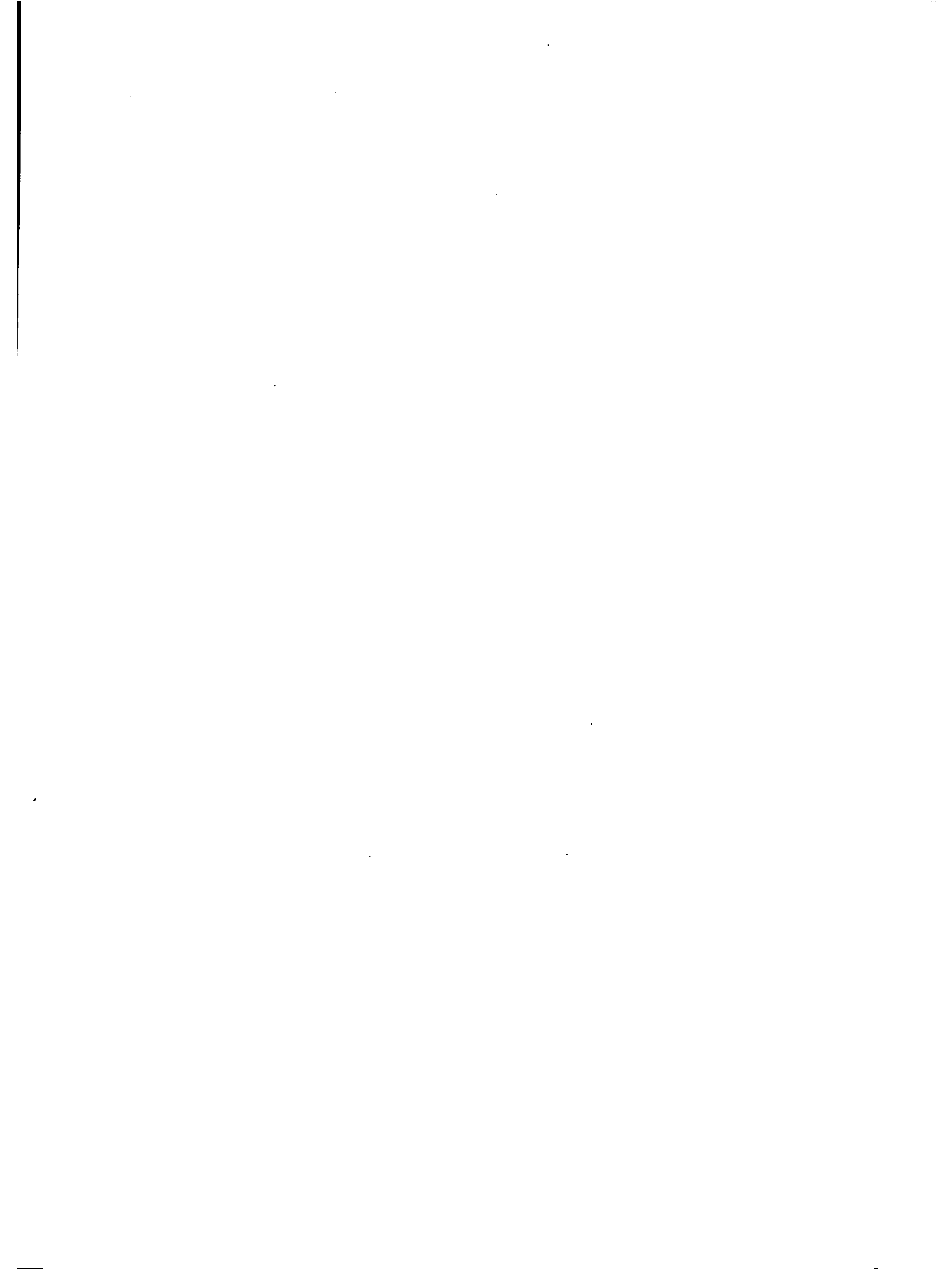
Während Grabbe sich noch in seinen letzten Lebensjahren so feindselig wie möglich gegen Heine aussprach und auch nicht einmal von Immermann sich dahin beeinflussen ließ, dem ehemaligen Berliner Freunde gerecht zu werden, schwankte Heine nicht einen Augenblick in der vollen Anerkennung der Bedeutung und der genialen Naturkraft Grabbes. Es ist überaus charakteristisch, wenn wir in einem Briefe Grabbes an Immermann aus Düsseldorf vom 22. Januar 1835 über das Drama Immermanns „Andreas Hofer" lesen: „Die Beurteilung des Dramas ist mir Wollust, einige Scherze werde ich aber nicht unterdrücken können, natürlich auf fremde Kosten. Ich glaube, das ist das einzige, was ich von Heine als probat für die Menge annehmen kann. Er hat in seinen »Reisebildern« mehreres aus meinen Reden und dem »Gothland« auch angenommen, unwillkürlich wohl".

Ist es wohl zu glauben, daß, wenn Grabbe ehrlich gewesen wäre, ihm die Beurteilung von Immermanns „Andreas Hofer" mehr Wollust geboten hätte als die von Heines „Reisebildern"? Und dann: es mag sein, daß Heine in seinen



Karl August Varnhagen von Ense.

Gezeichnet von Wilhelm Hensel 1822.



„Reisebildern“ manche Redensarten Grabbes aufgenommen hat, von der Wüstheit und dem Schwulst des „Gothland“ wird man aber wohl vergeblich auch nur eine Spur darin suchen.

Noch aus Grabbes letzten Lebenstagen berichtet Heinrich Laube eine komische Aeußerung über dessen Verhältnis zu Heine. Schon in Berlin hatte Grabbe wiederholt versucht, Heine „anzurempeln“. Dies mißlang ihm jedoch. Heine, der die rohe Lebensart Grabbes kannte, nahm keine Notiz von ihm, noch von den Beleidigungen, die dieser gegen ihn häufte. Das konnte ihm Grabbe bis in die letzten Lebenstage nicht vergessen, und er äußerte seinen Zorn darüber auch gegen Laube, als dieser ihn einmal besuchte. „Aber was sollte Heine mit Ihnen thun?“ fragte Laube, „sollte er Sie fordern?“ „Nein, derartig war die Sache nicht!“ „Sollte er Sie denn prügeln oder, da er körperlich der Schwächere war, auch prügeln lassen?“ „Nein, das war alles unzureichend“, erwiderte Grabbe, „er mußte mich morden!“

Wie vorteilhaft sticht das Benehmen Heines von dem wüsten, renommistischen Ton ab, den Grabbe gegen ihn zeitlebens anzuschlagen beliebte! Kaum war Grabbe tot, so beschäftigte sich Heine angelegentlich mit der Idee, eine Charakteristik seines Schaffens zu schreiben. Wir wissen bereits, daß er ihn als einen der genialsten Dichter betrachtet hat; sicher hätte die Charakteristik, die er für August Lewalds „Europa“ bestimmt hatte, ein Zeugnis für diese Wertschätzung abgelegt. Am 10. April 1837 schreibt er an Lewald: „An den Grabbe habe ich bereits Hand gelegt; aber ich werde nicht weiter schreiben, ehe ich Dullers Biographie des Unglücklichen gelesen“. Bei jeder Gelegenheit erinnert er sich des alten Freundes. In seinen Memoiren will er ihm einen hervorragenden Platz anweisen; bei einer Vervollständigung seiner Arbeiten über die deutsche Litteratur denkt er besonders an Grabbe, Immermann, Kleist und Oehlenschläger, „die vier großen dramatischen Dichter, von denen ich schändlicherweise nicht gesprochen habe, und über die ich doch so viel zu sagen hätte“. In einer Chrestomathie der deutschen Litteratur, die er mit J. H. Detmold herauszugeben gedenkt, will er Grabbe einen der ersten Plätze anweisen, und noch zwei Jahre vor seinem Tode beschäftigt er sich angelegentlichst mit diesem. Julius Campe hatte ihm im Frühjahr 1854 das Manuskript von Karl Zieglers biographischem Werke über das Leben Grabbes zur Beurteilung zugesandt. Heine las es aufmerksam durch und schrieb darüber an seinen Verleger am 10. März 1854: „Das Manuskript über Grabbe, das ich Ihnen zurückgesandt, ist höchst merkwürdig für die Litteraturgeschichte und würde auch außerdem viel Aufsehen erregen. Aber es sind doch für den Verleger, wenn er mit seinem Gewissen sich abfinden will, sehr häklige Dinge darin, über die ich mich ein anderes Mal äußern will. Gedruckt muß das Manuskript werden so wie es ist, sonst

geht sein Wert verloren; doch es ist die Frage, ob solches noch bei Lebzeiten der Frau geschehen kann".

In dem Memoirenfragment Heines, welches vor einigen Jahren das Licht der Welt erblickt hat, finden wir eine ziemlich ausführliche Notiz über Grabbe, die augenscheinlich kurz nach der Lektüre jenes Manuskripts von Ziegler entstanden ist, da sie Grabbe gegen einen Vorwurf verteidigt, den Ziegler in unverblümter Weise zuerst ausgesprochen hat. Diese Notiz ist für die Beurteilung, die Heine dem ehemaligen Jugendfreunde Grabbe angedeihen ließ, höchst charakteristisch; es ist vielleicht nicht zu viel gesagt, wenn man behauptet, daß sie auch an sich wohl das interessanteste Stück aus diesem Memoirenfragment bildet, da sie von dem Zartsinn Heines Kunde giebt, der die erste sich ihm darbietende Gelegenheit ergreift, die verunglimpfte Mutter seines Freundes in der öffentlichen Meinung wieder zu Ehren zu bringen. Hören wir zum Schluß, was Heine hierüber mitzuteilen weiß: „Ich las einmal in der Biographie des armen Dietrich Grabbe, daß das Laster des Trunks, woran derselbe zu Grunde gegangen, ihm durch seine eigene Mutter bereits eingepflanzt worden sei, indem sie dem Knaben, ja dem Kinde, Branntwein zu trinken gegeben habe. Diese Erklärung, die der Herausgeber der Biographie aus dem Munde feindseliger Verwandten erfahren, scheint grundfalsch, wenn ich mich der Worte erinnere, womit der selige Grabbe mehrmals von seiner Mutter sprach, die ihn oft gegen das »Supen« mit den nachdrücklichsten Worten verwarnte. Sie war eine rohe Dame, die Frau eines Gefängniswärters, und wenn sie ihren Jungen »Wolf Dietrich« karessierte, mag sie ihn wohl manchmal mit den Tatzen einer Wölfin auch ein bißchen gekratzt haben. Aber sie hatte doch ein echtes Mutterherz und bewährte solches, als ihr Sohn nach Berlin reiste, um dort zu studieren. Beim Abschied, erzählte mir Grabbe, drückte sie ihm ein Paket in die Hand, worin weich umwickelt mit Baumwolle sich ein halbes Dutzend silberne Löffel nebst sechs dito kleinen Kaffeelöffeln und ein großer dito Potagelöffel befand, ein stolzer Hausschatz, dessen die Frauen aus dem Volke sich nie ohne Herzbluten entäußern, da sie gleichsam eine silberne Dekoration sind, wodurch sie sich von dem gewöhnlichen zinnernen Pöbel zu unterscheiden glauben. Als ich Grabbe kennen lernte, hatte er bereits den Potagelöffel, den Goliath, wie er ihn nannte, aufgezehrt. Befragte ich ihn manchmal, wie es ihm gehe, antwortete er mit bewölkter Stirn lakonisch: »Ich bin an meinem dritten Löffel, oder, ich bin an meinem vierten Löffel. Die großen gehen dahin, seufzte er einst, und es wird sehr schmale Bissen geben, wenn die kleinen, die Kaffeelöffelchen, an die Reihe kommen, und wenn diese dahin sind, giebt's gar keine Bissen mehr«. — Leider hatte er recht, und je weniger er zu essen hatte, desto mehr legte er sich aufs Trinken und ward ein Trunkenbold. Anfangs Elend und später häuslicher Gram trieben den Unglück-

lichen, im Rausche Erheiterung oder Vergessenheit zu suchen, und zuletzt mochte er wohl zur Flasche gegriffen haben, wie andere zur Pistole, um dem Jammertum ein Ende zu machen. »Glauben Sie mir«, sagte mir einst ein naiver westfälischer Landsmann Grabbes, »der konnte viel vertragen und wäre nicht gestorben, weil er trank, sondern er trank, weil er sterben wollte; er starb durch Selbsttrunk«.

Obige Ehrenrettung einer Mutter ist gewiß nie am unrechten Platz; ich versäumte bis jetzt, sie zur Sprache zu bringen, da ich sie in einer Charakteristik Grabbes aufzeichnen wollte; diese kam nie zu stande, und auch in meinem Buche »De l'Allemagne« konnte ich Grabbes nur flüchtig erwähnen. Obige Notiz ist mehr an den deutschen als an den französischen Leser gerichtet, und für letztern will ich hier nur bemerken, daß besagter Dietrich Grabbe einer der größten deutschen Dichter war und von allen unseren dramatischen Dichtern wohl als derjenige genannt werden darf, der die meiste Verwandtschaft mit Shakespeare hat. Er mag weniger Saiten auf seiner Leier haben als andere, die dadurch vielleicht ihn überragen; aber die Saiten, die er besitzt, haben einen Klang, der nur bei dem großen Briten gefunden wird. Er hat dieselben Plötzlichkeiten, dieselben Naturlaute, womit uns Shakespeare erschreckt, erschüttert, entzückt. Aber alle seine Vorzüge sind verdunkelt durch eine Geschmacklosigkeit, einen Cynismus und eine Ausgelassenheit, die das Tollste und Abscheulichste überbieten, das je ein Gehirn zu Tage gefördert. Es ist aber nicht Krankheit, etwa Fieber oder Blödsinn, was dergleichen hervorbrachte, sondern eine geistige Intoxikation des Genies. Wie Plato den Diogenes sehr treffend einen wahnsinnigen Sokrates nannte, so könnte man unsern Grabbe leider mit doppeltem Rechte einen betrunkenen Shakespeare nennen."

Die Beurteilung Grabbes schwankt bekanntlich in unserer Litteraturgeschichte noch immer zwischen einseitiger Bewunderung und vollständiger Verdammung hin und her. Die einen halten ihn für einen gänzlichen Dilettanten, die andern für eine titanisch-urgewaltige Kraft; das Richtige scheint mit seinem feinen Scharfblick auch hier Heine zuerst erkannt zu haben. Zweifellos war die dichterische Anlage Grabbes eine sehr bedeutende, seine poetische Kraft eine durchaus originelle, sein dramatisches Talent ein wirklich produktives. Wenn auch Julian Schmidt sein Drama „Napoleon" „vollständig verwildert" nennt, so wissen wir doch heute, daß es von allen historischen Tragödien der romantischen Epoche vielleicht das bedeutendste ist und durch seine plastische Wahrheit, sowie durch seine geistige Auffassung der Zeitgeschichte auch von hervorragender Bedeutung bleiben wird. Ein wüstes und cynisches Leben hatte bei Grabbe alle edleren Keime zerstört, seine sittliche Natur befand sich in völliger Verwahrlosung, und er selbst arbeitete unermüdlich an der Zerstörung und Auflösung aller besseren Empfindungen seines Herzens. Heine hatte wohl Fehler, aber er gab sich doch nie selbst auf; er verlor sich nur selten

in den Abgründen des Lebens, und im entscheidenden Momente fand er immer wieder die Rückkehr auf den rechten Weg. Er hatte, wenn man so sagen darf, den Instinkt des Ethos; so oft er diesem folgte, ebenso oft zeigte er sich als ein treuer Freund, als ein zuverlässiger Genosse und als ein gerechter Beurteiler nicht nur seiner eigenen Freunde, sondern aller derer, deren Begabung auf irgend einem Gebiete er aus eigener Ueberzeugung zu achten wußte. Heines Bedeutung erhebt sich weit über das Niveau, welches ihm unsere zünftigen Litteraturhistoriker anweisen, wenn wir ihn vielen seiner Zeitgenossen, vor allem aber einem Grabbe gegenüberstellen.

Achtes Kapitel. Dramatische Pläne.

Oft und viel hat sich Heinrich Heine mit dem Theater beschäftigt. Wie wir schon aus dem vorhergehenden Abschnitt wissen, haben ihn die weltbedeutenden Bretter in jungen Jahren sehr gefesselt, und zeitlebens hat den ungezogenen Liebling der Grazien der Ehrgeiz auf den Lorbeer eines dramatischen Dichters erfüllt.

Als Student schrieb Heine, wie bereits erwähnt, in Berlin und Göttingen (1821—1822) seine Tragödien „Almansor" und „William Ratcliff". Die hohe Meinung, die er von den beiden Tragödien hegte, welche ja ganz im Geiste der Müller-Wernerschen Richtung gehalten sind, haben die Kritik und das Publikum weder damals noch später bestätigt. Ja, der „Almansor" erlebte bei seiner ersten Aufführung am Hoftheater zu Braunschweig trotz der guten Bühneneinrichtung August Klingemanns eine herbe Ablehnung. Wie heute, suchten die Autoren auch damals schon die Gründe eines solchen Durchfalls mit Vorliebe außerhalb der Bühne. Gern glaubte Heine die ihm von Freunden mitgeteilte Geschichte, daß die Ablehnung auf einem albernen Mißverständnis beruhte: man habe nämlich einen Pferdehändler und Wucherer Namens Heine in Braunschweig für den Autor gehalten, und diesen habe man ausgezischt! Und auch dies fiel Heine nicht schwer zu glauben, daß sein ehemaliger Freund und Genosse von der im vorigen Abschnitt geschilderten Berliner Tafelrunde bei Lutter & Wegener, Dr. Karl Köchy, der später Intendanturrat und Dramaturg des Braunschweiger Hoftheaters wurde, gegen ihn intriguiert und die Aufführung seines zweiten Stückes sogar verhindert habe, während thatsächlich, wie aus den Akten hervorgeht, das Gegenteil der Fall gewesen ist. Gerade Köchy war es, der die Aufführung des „Almansor" in Braunschweig befürwortete und der Klingemann auch zur Aufführung des „Ratcliff" zu bewegen suchte. Der Mißerfolg der ersten verhinderte auch natürlich die Aufführung der zweiten Tragödie, die übrigens dramatisch ungleich wirksamer erscheint als jene

und die deshalb in den letzten Jahren wiederholt Gegenstand dramatischer Versuche gewesen ist. Mascagnis Oper „Ratcliff" ist seit Jahren auf dem Repertoire der hervorragendsten Bühnen.

Aber alle seine Mißerfolge konnten es nicht hindern, daß der junge Poet das Haschen nach dramatischen Lorbeerkränzen unverdrossen fortsetzte. Mancherlei dramatische Projekte und Entwürfe schwirrten namentlich in jungen Jahren, aber auch später durch seinen Kopf, ohne jedoch jemals Gestaltungskraft zu erlangen. Es ist ja zweifellos von Interesse, in die Geisteswerkstatt eines großen Dichters hineinzuschauen und auch die Pläne, Entwürfe und Fragmente kennen zu lernen. Solche Betrachtung hat sogar oft größeren Nutzen für die Erkenntnis eines Dichters zu Tage gefördert, als das Studium seiner vollendeten Werke. Dies ist nun allerdings bei Heines dramatischen Plänen nicht der Fall, aber interessant sind sie darum doch nicht minder. „Man gewinne einen Schriftsteller nur erst lieb", sagt Lessing, „und die geringste Kleinigkeit, die ihn betrifft, die einige Beziehung auf ihn haben kann, hört auf, uns gleichgültig zu sein." Und wie Lessing dann weiter sagt, nachdem er berichtet, daß von den letzten Stücken des Sophokles nur die Titel auf uns gekommen, „doch auch diese Titel werden diejenigen nicht ohne Nutzen studieren, welche Stoff zu Trauerspielen suchen", so wird man, ohne etwa einen Vergleich zwischen Heine und Sophokles anstellen zu müssen, doch wohl aus dem gleichen Beweggrunde auch seine dramatischen Pläne gern kennen lernen.

Gerade in der Zeit, wo der „Almansor" in Braunschweig aufgeführt und ausgepfiffen wurde, im Spätsommer 1823, beschäftigte Heine sehr lebhaft die Idee einer „venetianischen Tragödie". In einem Briefe aus Lüneburg an Joseph Lehmann, in dem er Rechenschaft über seine Arbeiten während des Jahres giebt, berichtet Heine am 26. Juni 1823: „Eine ganze, neue, fünfaktige und gewiß in jeder Hinsicht originelle Tragödie steht dämmernd, doch mit ihren Hauptumrissen vor mir". Darauf reiste Heine ins Seebad nach Cuxhaven, und von dort schrieb er an seinen intimsten Freund und litterarischen Beichtiger Moses Moser am 23. August in einem auch sonst bedeutungsvollen und interessanten Briefe: „Meine Nerven sind sehr gestärkt, und wenn die Kopfschmerzen nachlassen, werde ich noch in diesem Jahre viel Kräftiges schreiben. Die Tragödie ist im Kopfe ausgearbeitet, ich gebe mich ans Niederschreiben, sobald ich kann und Ruhe hab'. Sie wird sehr tief und düster, Naturmystik. Weißt du nicht, wo ich etwas über Liebeszauber und Zauberei überhaupt lesen kann? Ich habe nämlich eine alte Italienerin, die Zauberei treibt, zu schildern. Ich lese viel über Italien. Denk an mich, wenn dir etwas in die Hände fällt, was Venedig betrifft, besonders den venetianischen Karneval".

Heine war in jenen Tagen sehr schaffenslustig. Sogar einen Operntext „Der Batavier" soll er damals für den bekannten Komponisten Bernhard Klein geschrieben haben. Doch hat sich davon nichts erhalten. Er ahnte freilich nicht, als er jene Zeilen schrieb, daß sein „milder, heller Almansor" zwei Tage vorher so jämmerlich durchgefallen war. Telegraphische Theaterdepeschen gab es damals noch nicht, und als ihn auf dem Schneckenwege der Post die traurige Kunde erreichte, hat sie den jungen Dichter sicher so verstimmt, daß er zunächst auch die Arbeit an der neuen Tragödie wohl kaum fortzusetzen geneigt war. Erst nach zwei Monaten erhalten wir wieder eine neue Nachricht über diese, abermals in einem Briefe an Moser. „Ich schreibe jetzt zwar nichts Poetisches, doch drängt es mich, meine Tragödie zu schreiben. Es hängt alles von meinem Kopfe ab. Wenigstens das weiß ich, daß ich so bald nichts drucken lasse. Denk an die Notizen über Liebeszauber." Und am 9. Januar 1824 schreibt Heine an denselben Freund kurz und klar: „Von meiner neuen Tragödie ist noch keine Zeile geschrieben". Gleichwohl ließ er den Plan nicht fallen; ja, noch im nächsten Jahre, inmitten der Vorarbeiten zum juristischen Examen, beschäftigte ihn, wie wir aus dem Tagebuche seines Freundes, des späteren hannöverschen Amtsrichters Dr. Eduard Wedekind, erfahren, die venetianische Tragödie, von der er aber gar nicht sprach. Das ist die letzte Nachricht über den Plan, von dem später nie wieder die Rede war. Nur eine mündliche Mitteilung seines Bruders Maximilian Heine kann ich hier noch anführen, die er mir 1872 mit großer Bestimmtheit machte und die mit diesem Plane sicher zusammenhängt. Jener Mitteilung zufolge hat Heine im Jahre 1823 seinem Bruder schon die Exposition über die erste Szene einer Tragödie vorgelesen, in der die von ihm anderweitig geschilderte Hexe von Goch und das „blasse, verfehmte Kind Josepha", die Nichte des Düsseldorfer Scharfrichters, als italienische Zauberweiber dargestellt waren. Zu der alten Italienerin, von der Heine in dem oben erwähnten Briefe an Moser schreibt, hätte also die Muhme Zippel Modell gesessen. Indes möchte ich auf diese Mitteilung nicht allzugroßen Wert legen. Max Heine hat es nur zu oft versucht, seinem alternden Gedächtnis in freier Weise nachzuhelfen, und er selbst berichtete später, daß Heine in jungen Jahren aus diesem Stoff eine Novelle gemacht habe, die bei dem Hamburger Brand im Hause seiner Mutter mit den übrigen Papieren verbrannt sei. Entweder liegt hier also ein Irrtum vor, oder Heine hat den sicher dankbaren Stoff zuerst in einer Tragödie und, als diese nicht recht von statten gehen wollte, in einer Novelle behandelt.

Ungleich mehr als von seiner venetianischen wissen wir dagegen von einer deutschen Tragödie, die Heine in jungen Jahren plante. Er wollte nämlich nichts mehr und nichts weniger als einen neuen Faust schreiben. Darf man diesmal

Max Heine Glauben schenken, so hat am 1. Oktober 1824 folgendes Gespräch in Goethes Arbeitszimmer zu Weimar stattgefunden:

Goethe: „Womit beschäftigen Sie sich jetzt?"
Heine: „Mit einem Faust!"
Goethe: „Haben Sie weiter keine Geschäfte in Weimar, Herr Heine?"
Heine: „Mit meinem Fuß über die Schwelle Euer Excellenz sind alle meine Geschäfte in Weimar beendet."

Ob nun dieses Gespräch wahr oder erdacht, so viel ist gewiß, daß Heine unmittelbar nach der Rückkehr von der Reise, die ihn unter anderem auch nach Weimar geführt, von seiner Faustidee den Berliner Freunden Mitteilung gemacht hat. Schon am 25. Oktober 1824 schrieb er an Moser: „Im Geiste dämmern mir viele schöne Gedichte, unter anderem -- ein Faust. Ich habe schon an dem Karton gearbeitet". Am 1. April 1825 berichtet er: „Im Grunde ist mir die ganze jetzige Litteratur zuwider. Und darum schleppe ich mich auch mehr mit Ideen zu Büchern, die für die Folge berechnet sind, als mit solchen, die für die Gegenwart passen, z. B. ein angefangener Faust".

Nähere Mitteilungen über diesen Faustplan erhalten wir jedoch nicht von Heine, sondern von seinem bereits oben erwähnten Göttinger Kommilitonen Eduard Wedekind. Am 30. Januar 1824 hatte sich Heine in Göttingen zum zweitenmale immatrikulieren lassen. Unter seinen damaligen Freunden nimmt Dr. Eduard Wedekind aus Osnabrück, später Amtsrichter in Hannover und Rechtsanwalt in Uslar, eine hervorragende Stelle ein. Er hat über jene Studentenzeit ein Tagebuch geführt, aus dem Adolf Strodtmann interessante Mitteilungen machen konnte. In diesem Tagebuch heißt es am 20. Juni 1824: „Wir kamen auf Goethes Faust zu sprechen. »Ich denke auch einen zu schreiben!« sagte er; »nicht, um mit Goethe zu rivalisieren, nein, nein, jeder Mensch sollte einen Faust schreiben«. — Da möchte ich Ihnen raten, es nicht drucken zu lassen, sonst würde das Publikum ... »Ach, hören Sie«, unterbrach er mich, »an das Publikum darf man sich gar nicht kehren, alles, was dasselbe über mich gesagt hat, habe ich nur immer so nebenher von andern erfahren«. — Freilich haben Sie insofern recht, als man sich nicht durch das Publikum irremachen lassen, noch nach seiner Gunst haschen soll; aber man soll es auch nicht im voraus gegen sich einnehmen, um ihm ein unbefangenes Urteil zu lassen, und Sie würden es gewiß einigermaßen gegen sich einnehmen, wenn Sie nach Goethe einen Faust schrieben. Das Publikum würde Sie für arrogant halten; es würde Ihnen eine Eigenschaft unterlegen, die Sie gar nicht besitzen. — »Nun, so wähle ich einen andern Titel.« — Das ist gut, dann vermeiden Sie jeden Nachteil. Klingemann und de la Motte Fouqué hätten das auch bedenken sollen." Am 16. Juli heißt es

dann weiter in diesem Tagebuch: „Heine gedenkt einen Faust zu schreiben. Wir sprachen viel darüber, und seine Idee dabei gefällt mir sehr gut. Heines Faust wird genau das Gegenteil von dem Goethes werden. Bei Goethe handelt Faust immer, er ist es, welcher dem Mephistopheles befiehlt, das und das zu thun. Bei Heine soll Mephistopheles das handelnde Prinzip sein, er soll den Faust zu allen Teufeleien verführen. Bei Goethe ist der Teufel ein negatives Prinzip, bei Heine soll er positiv werden. — Heines Faust soll ein Göttinger Professor sein, der sich in seiner Gelehrsamkeit ennuyiert. Da kommt der Teufel zu ihm und belegt ein Kolleg, erzählt ihm, wie es in der Welt aussieht, und macht den Professor kirre, so daß dieser nun anfängt, liederlich zu werden. Die Studenten auf dem Ulrich fangen an, darüber zu witzeln. »Unser Professor geht auf dem Strich«, sagen sie, »unser Professor wird liederlich«, heißt es immer allgemeiner, bis der Herr Professor die Stadt verlassen muß und mit dem Teufel auf Reisen geht. — Auf den Sternen haben die Engel inzwischen Theegesellschaften, zu denen sich auch Mephistopheles einfindet, und dort beratschlagen sie über den Faust. Gott soll ganz aus dem Spiel bleiben. Der Teufel schließt mit den guten Engeln eine Wette über Faust. Die guten Engel liebt Mephistopheles sehr, und diese Liebe, besonders zum Engel Gabriel, denkt Heine so zu schildern, daß sie ein Mittelding zwischen der Liebe guter Freunde und der Liebe der Geschlechter wird, die bei den Engeln nicht sind. Diese Theegesellschaften sollen sich durch das ganze Stück ziehen. Ueber das Ende ist sich Heine nicht gewiß, vielleicht will er den Professor durch Mephistopheles, der sich zum Schinder gemacht hat, hängen lassen, vielleicht will er gar kein Ende machen, weil er dadurch den Vorteil erhält, manches in das Stück hineinbringen zu können, was eigentlich nicht hineingehört. Mir däucht, dieser Faust muß sehr viel werden, nur fürchte ich und Heine ebenfalls, daß durch die Theegesellschaften zu wenig Handlung hineinkommt".

Eine Woche später, am 23. Juli, schreibt Wedekind zum letztenmale über den Heineschen Faust: „Mit seinem Plane ist er sehr zurückhaltend. Ueber seinen Faust spricht er viel mit mir, vielleicht aus eigener Lust, vielleicht, weil er auch von mir etwas lernen zu können glaubt, vielleicht aber auch, weil er nicht die ernstliche Absicht hat, ihn auszuführen, denn von seiner Novelle und dem Trauerspiel, das er jetzt vorhat, spricht er gar nicht. Den Professor in seinem Faust wollte er zu einem Professor der Theologie machen. Ich riet ihm aber, einen Philosophen zu nehmen, schon weil er dann für seine Parodie ein viel weiteres Feld hätte, was er auch angenommen hat".

Das ist so ziemlich alles, was wir über Heines Faustplan aus dem Tagebuche seines Freundes erfahren. Aber dieser war im Irrtum, wenn er glaubte, Heine habe nicht die ernstliche Absicht gehabt, dieses Drama auszuführen. Noch ein Jahr darauf berichtet er einem neuen Freunde, Friedrich Merckel aus Norderney, daß seine

Phantasie dort im Anblick des Meeres manches begonnene Gedicht verarbeite, so „Seebilder und neue Szenen zu meinem Faust". Heine mußte also damals — im Juli 1826 — schon mitten in der Arbeit stecken. In einem Briefe an Varnhagen von Ense schreibt er kurz vorher: „Bei Ihnen ist es nicht hinreichend, daß ich zeige, wieviel Töne ich auf meiner Leyer habe, sondern Sie wollen auch die Verbindung aller dieser Töne zu einem großen Konzert — und das soll der Faust werden, den ich für Sie schreibe".

Dann wird es auf einmal still von dem Faustplan, und nichts mehr ist davon zu hören, bis Heine nach mehr als zwanzig Jahren (1847) für den englischen Theaterdirektor Benjamin Lumley sein Ballettgedicht „Der Doktor Faust" schreibt, in dem sich aber auch keine Spur von jenem ursprünglichen Plan vorfindet.

Den Wunsch, ein Stück zu schreiben, wurde der Dichter auch im späteren Leben nicht mehr los. Ja, wie es scheint, hat er im Jahre 1832 sogar ein Stück von Heinrich von Kleist für die französische Bühne übersetzt oder bearbeitet. Die Angelegenheit ist nur aus einem etwas unklar gehaltenen Briefe an den französischen Schauspieler P. M. Bocage vom 7. Mai 1834 bekannt, und alle Nachforschungen über dieses Unternehmen sind bis jetzt leider resultatlos geblieben. Alexander Dumas der Aeltere scheint der Vermittler in der Sache gewesen zu sein und diese nach seiner Art verbummelt zu haben.

Aber in der zweiten Periode seines Lebens wollte Heine überhaupt nicht mehr ein Drama, sondern vielmehr ein Lustspiel schreiben. Am 11. April 1833, inmitten seiner heißesten Liebeswerbungen um Mathilde, das schöne Dorfkind aus der Normandie, schrieb er seinem Freunde August Lewald nach Stuttgart: „Warten Sie nur, in kurzem geht eine Veränderung mit mir vor, und dann will ich auch, wie Sie es wünschen, für die Komödianten schreiben; und die Stücke werden gewiß aufgeführt werden können, wenn man nur die Vorsicht braucht, meine Tragödien als Komödien und meine Komödien als Tragödien auf dem Zettel anzukündigen". Indes trug er sich in jenen Jahren doch mit ernsthaften Theatergedanken. „Er hat eine Menge Stoffe und Szenen daliegen, die nur der Zusammenfügung und Belebung zu einem dramatischen Ganzen harren", berichtete 1832 August Lewald. „Schon längst hatte er im Sinne, der Bühne ein Geschenk damit zu machen". Ueber seine weiteren Pläne sind wir leider nicht unterrichtet; wir wissen nur aus dem Munde glaubwürdiger Zeugen, daß er sich in den dreißiger und vierziger Jahren sehr lebhaft mit solchen Ideen beschäftigte. Der erste dieser klassischen Zeugen ist Theodor Mundt, der Heine im Jahre 1837 in Paris sah und von ihm berichtet: „Er schien selbst große Lust zu haben, sich noch einmal der Bühne zuzuwenden, auf der die deutsche Poesie freilich das Höchste vollbringen könnte, wenn sie könnte".

Aehnliches berichtet der zweite Zeuge, nämlich Heinrich Laube, der Heine 1839 zum erstenmale in Paris aufsuchte: „Ich habe im Gespräch mit ihm oft mit Staunen bemerkt, welch eine Teilnahme für dramatische Form er zeigte, wie er eigentlich danach schmachtete, ein Stück schreiben zu können, welches aufgeführt würde. Er peinigte mich mit der wiederholten Frage, ob denn sein »Almansor« und »Ratcliff« wirklich nicht aufführbar wären. Mir war diese Sehnsucht nach dramatischer Form ein merkwürdig Zeichen, ein Zeichen, daß auf dem Grunde seines Talents das Drama geruht hätte. Ruhige Kraft, Gerechtigkeit des Sinnes und Geduld der Entsagung auf persönliche Gelüste hat ihm gefehlt; er hat sein dramatisches Talent für Monologe verbraucht, und so ist seine schriftstellerische Form entstanden, welche eine wilde Ehe von Gegensätzen zeigt".

Am weitesten gehen aber die Mitteilungen des dritten Zeugen, den ich für Heines dramatische Pläne ins Feld zu führen habe. Es ist dies Eduard Schmidt-Weißenfels, der Heine und dessen Freund Gérard de Nerval 1850 kennen lernte. Dieser erzählt uns nun folgendes: „Heinrich Heine hatte noch in der Zeit seiner Gesundheit die Idee, neben dem Ruhm als Lyriker auch den Lorbeer eines Dramatikers zu erreichen. Dieser Ehrgeiz quälte ihn, wie Gérard de Nerval sagte, bis er endlich seinem Freunde das Manuskript einer Komödie übergab, um einzelne von Heine deutsch abgefaßte Szenen derselben zu übersetzen. Gérard gab ihm einige Tage später die gewünschte Arbeit zurück. Als er etwa zwei Monate später dem Dichter begegnete, fragte er ihn, ob seine Komödie angenommen sei. Heine schüttelte mißmutig mit dem Kopf und sagte, daß er zu viel Angst habe, die Coulissen in Versuchung zu setzen.... Gérard machte ihm den Vorschlag, die Komödie anonym an Arsène Houssaye einzusenden. Heine übergab darauf von neuem Gérard sein Theaterstück und beauftragte ihn, dasselbe der Direktion des Odeon oder des Théâtre français zu übergeben. Einige Wochen waren darüber hingegangen, als Heine seinem Freunde einen Besuch abstattete. Seine erste Frage war, ob er bereits eine Antwort in betreff seiner Komödie erhalten habe. Gérard reichte stumm das Manuskript seinem Autor zurück und teilte ihm den Bescheid Arsène Houssayes mit, welcher die Annahme des eingereichten Stückes verweigert hatte. Heine wurde so mißmutig darüber, daß er ohne einen Augenblick des Zögerns das Heft in den Kamin warf. — »Mein Gott, was machen Sie?« rief Gérard betroffen aus. »Lassen Sie das Ding brennen«, erwiderte Heine, »es würde mich ärgern, wenn ich diese Arbeit wieder ansehen müßte. Offen gestanden, es ist mir auch so am liebsten, denn ich möchte in meinen Jahren nicht mehr mit mir Komödie spielen«".

Soweit die Mitteilungen Schmidt-Weißenfels'. Ob die Relation des unglücklichen Gérard de Nerval authentisch ist oder nicht, läßt sich heute kaum noch feststellen. In der oben mitgeteilten Form darf man sie wohl billig bezweifeln. Heine

hätte doch wohl auch noch irgend einem andern Mitteilung von seinem Lustspiel gemacht. Außerdem hätte er sicher zuvor sein Glück auf der deutschen Bühne versucht. Auch Houssaye, der Heine hochschätzte und noch später eine französische Uebersetzung seiner Gedichte einleitete, hätte dort oder in seinen »Confessions« etwas darüber erzählt.

In jedem Falle aber beweist auch diese wie die vorhergegangenen Mitteilungen, daß Heine zeitlebens sich mit dramatischen Plänen getragen hat. Man muß es beklagen, daß ihm Zeit, Gelegenheit und Ruhe fehlten, um diese dramatischen Keime zu einer großen und reifen Schöpfung auszugestalten.

Neuntes Kapitel. Psalter und Harfe.

Wir kehren nach dieser Abschweifung auf die weltbedeutenden Bretter noch einmal zu Heines Jugendzeit wieder. Aus seinen vielbewegten Studentenjahren ist ja im großen und ganzen bisher nicht allzuviel bekannt geworden. Einiges hat Ad. Strodtmann nach den obenerwähnten Aufzeichnungen von Eduard Wedekind veröffentlicht. Anderes ist von Hermann Hüffer in seinem vortrefflichen Buche über Heine aus den Bonner Universitätsakten publiziert worden. Gleichwohl bleiben noch viele Lücken, namentlich über den Aufenthalt Heines in Göttingen. Heine war zweimal in Göttingen, zunächst vom Oktober 1820 bis Februar 1821, dann vom Januar 1824 bis August 1825, als Studiosus der Rechte. Er hielt sich zu der Zeit zu der Landsmannschaft „Westfalia"; eigentliche Corps gab es damals noch nicht. An dem gewöhnlichen Studententreiben nahm er wenig Anteil; er wohnte zwar anfangs manchen Duellen als Sekundant, Zeuge, Unparteiischer oder Zuschauer bei, weil er keinen besseren Zeitvertreib hatte, doch später hielt er sich von solchen blutigen Schauspielen immer fern. Nur ein kleiner Kreis von Studenten sammelte sich um ihn, der schon damals seine Bedeutung erkannte. Auch seine Lust an Mystifikationen und Foppereien war schon zu jener Zeit sehr oft rege. Eduard Wedekind rühmt in seinem Tagebuche ebenso oft seine Liebenswürdigkeit, wie er seine wechselnde Laune, seinen beißenden Witz und seine vernichtende Ironie wiederholt zu tadeln hat.

Nach beiden Richtungen bietet ein Buch, in dem man am wenigsten Aufschlüsse über Heine erwarten sollte, willkommenes Material zur Jugendgeschichte des Dichters. Es ist dies eine Ausgabe der berühmten Gedichtsammlung „Psalter und Harfe" von Philipp Spitta (1801—1859), dem gefeierten protestantischen Dichter, die als 25. Band der „Bibliothek theologischer Klassiker" mit einer biographischen Einleitung von Ludwig Spitta erschienen ist.

Wie kommt nun Heine in die „Bibliothek theologischer Klassiker"?

Im zweiten Bande der „Reisebilder“, in dem Buch „Le Grand“, einem Buche, in dem Fallstricke und Fußeisen für die Kommentatoren liegen, teilt Heine gratis und zum Heile der Litteratur eine wichtige Erfindung mit; er sagt da: „Ich halte es nämlich für ratsam, alle obskuren Autoren mit ihrer Hausnummer zu zitieren. Diese guten Leute und schlechten Musikanten (so wird im „Ponce de Léon“ das Orchester angeredet), diese obskuren Autoren besitzen doch immer selbst noch ein Exemplärchen ihres längst verschollenen Büchleins, und um dieses aufzutreiben, muß man also ihre Hausnummer wissen. Wollte ich z. B. Spittas „Sangbüchlein für Handwerksburschen“ zitieren — meine liebe Madame, wo wollten Sie dieses finden? Zitiere ich aber:

Vid. „Sangbüchlein für Handwerksburschen“ von P. Spitta, Lüneburg, auf der Lünerstraße Nr. 2, rechts um die Ecke —

so können Sie, Madame, wenn Sie es der Mühe wert halten, das Büchlein auftreiben. Es ist aber nicht der Mühe wert.“

Daß da irgend eine Bosheit versteckt liege, hat wohl jeder erraten; aber keiner von den Herausgebern Heinescher Werke, auch der Verfasser dieses Buches nicht, hatte eine Ahnung davon, daß diese allerliebste kleine Bosheit auf einen Jugendfreund des Dichters, noch weniger, daß sie auf den Sänger frommer und inniger Lieder gemünzt sei.

Darüber giebt uns nun die Biographie Ludwig Spittas einige Auskunft. Im Mai 1821 wurde Philipp Spitta als Student der Theologie in Göttingen immatrikuliert. Dort blieb er bis zum März 1824, und dort machte er auch die Bekanntschaft zweier Studenten, deren Talente damals bereits in weiteren Kreisen gewürdigt wurden: Heinrich Heines und Johann Peter Eckermanns, des späteren Privatsekretärs von Goethe. (Die Thatsache, daß Heine und Eckermann zusammen in Göttingen studiert haben, war ebenfalls bis jetzt unbekannt; sie erklärt uns nunmehr die verschiedenen Scherze, die Heine auch über diesen gemacht.)

Mit Spitta verband Heine das gleiche poetische Streben; auch dieser schwärmte für Freiheit, auch dieser kam bei seinen poetischen Studien auf den Volksliederton in des „Knaben Wunderhorn“, der ihn seltsam anheimelte; auch dieser wendete namentlich Byron ein reges Interesse zu. Spitta war eine edle, sinnige, liebenswürdige Natur; er zog alle die an, die ihn näher kennen lernten, so auch — trotz aller Verschiedenheit in den Charakteren — Heinrich Heine. Sein Harfenspiel wurde von dem ganzen Kreise seiner Freunde mit wärmster Anteilnahme begleitet.

Es ist sehr interessant, zu hören, daß es nun gerade Heine war, der Spitta die vier Louisdor zur Anschaffung einer Harfe geliehen hat, obwohl, wie der Biograph bemerkt, „es selbstverständlich nie zu einer näheren Geistesgemeinschaft zwischen diesen beiden so grundverschiedenen Geistern kommen konnte und ersterer

(nämlich Heine) überhaupt die meisten jungen Poeten seiner Bekanntschaft mehr mit vornehmer Miene von oben herab zu betrachten pflegte".

Philipp Spitta bildete damals den Mittelpunkt eines kleinen Kreises von sechs bis acht Studiosen verschiedener Fakultäten, die sich zur Aufgabe setzten, „Gesang- und Dichtkunst ihrerseits zu pflegen, um insonderheit dem Volksgesange frische Nahrung, neues Blut zuzuführen". Es erscheint außer Frage, daß auch Heine dieser „Tafelrunde" nicht ganz fremd geblieben ist, obwohl es der Biograph liebevoll verschweigt. Die jungen Poeten nahmen ihre Aufgabe sehr ernst; schon 1824 gaben sie das von Spitta allein verfaßte „Sangbüchlein der Liebe für Handwerksleute" (Heine hat also falsch zitiert) heraus, welches das Motto trägt:

> Soll ich die beste Harfe dir nennen?
> Das ist ein fröhlich reines Herz!
> Willst du den besten Spielmann kennen?
> Das ist die Lieb' in Lust und Schmerz.

— ein Buch, das heute eine bibliographische Seltenheit geworden ist. Spitta war damals noch kein frommer Psalmensänger; seine poetischen Schöpfungen aus der Burschenzeit sind Gedichte in einfacher Liedform oder kunstvolle Balladen und Romanzen von ergreifender Volkstümlichkeit, tiefer Empfindung und einem Wohllaut der Sprache, daß man sie sofort singen möchte. Die Gleichheit des Strebens bei Spitta wie bei Heine ist in jener Zeit eine unverkennbare, und es ist interessant, daß Heine die Bedeutung Spittas damals unumwunden und freudig anerkannte.

Ein gemeinsamer Freund beider, der an Spitta mit wahrer Bewunderung hing, während er von Heine vielfach mystifiziert wurde, Adolf Peters (1803—1876, aus Hamburg), machte den Vermittler zwischen den beiden Dichtern. Als Spitta zu Ostern 1824 als Hauslehrer nach Lüne übersiedelte, blieben Heine und Peters noch in Göttingen; aus den Briefen, welche Peters nunmehr mit dem hinweggezogenen Freunde wechselte, geht deutlich hervor, daß Heine für den von ihm so grundverschiedenen Spitta in der That eine lebhafte Zuneigung empfunden hat. Da heißt es unter anderm: „Ich las Heine deinen »Pferdedieb« vor, der ihm unbedingt gefiel und außerordentlich ansprach. Er hat sehr viel Achtung und Zuneigung für dich. Herzliche Grüße von der Tafelrunde, vorzüglich von Heine." (Man sieht also, daß Heine Mitglied der „Tafelrunde" war.) „Heine hat mir mehrere Mal gesagt, daß er deinen Genius achte und schätze, er grüßt dich auf das allerherzlichste und verbindlichste." „Heine läßt dich recht sehr und abermals sehr grüßen; er äußert sich sehr häufig mit äußerster Achtung über dich und deine Dichtung." So meldete Peters in seinen Briefen an Spitta, und dieser erwiderte allemal um so aufrichtiger „mit Dank und Gegengruß", als er Heine in der That gleichfalls seine Teilnahme nicht versagen konnte. Seiner Empfindung für den

Jugendgenossen, seinem Schmerz über dessen zwiespältige Natur hat Spitta damals in folgendem Gedicht Ausdruck gegeben:

Es geht der Teufel wandern
Durch Feld und Stadt und Land,
Da hat er sich unter anderm
Zu einer Hütte gewandt.

Das war eine stille Klause
Und doch ein Freudensaal,
Da war die Liebe zu Hause
Mit Engeln ohne Zahl.

Die Liebe fing an zu kranken
Und legte sich hin zur Ruh',
Doch deckten mit Blütenranken
Die lieben Engel sie zu.

Und unter Thränengeträufel
Schliefen sie endlich selbst ein,
Da trat just der leidige Teufel
In die stille Hütte hinein.

Er will sich immer erfrischen
An der bleichenden Liebe Bild,
Es singen die Engel dazwischen
Im Schlafe so wundermild.

Und wer in die Hütte mag schauen,
Dem wird so wohl und so bang:
Er sieht den Teufel mit Grauen
Und hört doch den Engelsgesang.

Als Peters Heine dies Lied Spittas vorlas, fand dieser es schön, und als er erfuhr, wem es gelte, da traten ihm die hellen Thränen in die Augen. „Mein Bild ist getroffen", sagte er, wurde sehr weich und wünschte eine Abschrift, die ihm gegeben ward.

Aber wenn der Biograph Spittas den eigentlichen Grund des Bruches zwischen beiden Freunden nur in dem Hohn Heines über das, was Spitta heilig und teuer war, erblicken möchte, so scheint mir das doch nicht so ganz unbedingt richtig zu sein. Es ist ja klar, daß zwei so grundverschiedene Menschen wie diese beiden Dichter doch kaum länger hätten zusammengehen können. Aber ebenso sicher scheint es mir, daß irgend ein äußerer Grund zum Bruche vorhanden gewesen sein muß. Vielleicht hat sich Heine darüber geärgert, daß die „Tafelrunde" Spittas „Sangbüchlein der Liebe für Handwerksleute" anstatt seiner Gedichte herausgegeben hat. Vielleicht hat es ihn verdrossen, daß sein ehemaliger Freund, J. B. Rousseau, in derselben „Rheinischen Flora" von 1825, in welcher er einige der schönsten Lieder Heines abdruckte, über das „Sangbüchlein" urteilte, die darin enthaltenen Volkslieder seien das Vortrefflichste, was wir in diesem Genre neben Goethe und Uhland besäßen.

Genug, es kam zum Bruch, der beide Dichter für immer entfremdete. Adolph Peters versäumt zwar nicht, immer wieder von Heine zu berichten; ja es scheint sogar, daß Heine selbst das vielberufene „Sangbüchlein" an Rousseau zur Besprechung überschickt hat, denn in einem Briefe Rousseaus an Heine vom 20. Februar 1825 heißt es: „Für das überschickte »Sangbüchlein der Liebe für Handwerksleute« meinen verbindlichsten Dank. Ich wüßte unter allem, was ich seit längerer Zeit Poetisches gelesen, nichts, was mich so sehr erbaut und ergötzt hätte, als diese himmlisch schönen Lieder. Jede Zeile ist Gold wert". Gleichwohl

sah sich Spitta bewogen, die Bahn der weltlichen Dichtkunst zu verlassen, wie sein Biograph behauptet, aus Furcht, jenen Regungen der Seele zum Opfer zu fallen, welchen der Jugendgenosse Heine Zaum und Zügel schießen ließ. Spitta ging als Hauslehrer nach Lüne, wo er vier und ein halbes Jahr blieb, dann trat er Ende 1828 in das Pfarramt ein, dem er in Beschaulichkeit und Ueberzeugung, „ein einsamer Hirt im Walde“ bis zu seinem Tode oblag. Seine Gedichtsammlung „Psalter und Harfe“ ist in protestantischen Kreisen zu hoher Beliebtheit gelangt.

Heine hat er wohl nie wieder gesehen, aber er bewahrte ihm, wie allen Universitätsfreunden, eine treue Erinnerung. Schon als er die Universität verlassen „und mit seinem Christentum vollen Ernst gemacht hatte“, waren ihm manche Jugendgenossen entfremdet, so daß er einmal in herzlicher Wehmut schrieb: „Es scheint, als wolle sich die Zahl der lange gekannten Freunde immer mehr verringern, je näher mir der lange verkannte himmlische Freund meiner Seele kommt.“ Sollte das nicht im Hinblick auf Heinrich Heine geschrieben sein?

Ganz anders als das Verhältnis zu Philipp Spitta waren die Beziehungen des Dichters zu einem anderen Jugendgenossen, zu dem bereits genannten Adolph Peters, der den Vermittler zwischen beiden spielte. Peters war ein Hamburger, also ein halber Landsmann von Heine, mit dem er sich, als er 1822 die Universität Göttingen bezog, schnell befreundete. Peters studierte in Göttingen Mathematik, war dann fast fünfzig Jahr lang Lehrer der Mathematik an einem Gymnasium in Dresden und hierauf an der durch Lessing berühmt gewordenen Landesschule zu St. Afra in Meißen, wo er am 5. Juni 1876 gestorben ist. Er hat auch Gedichte veröffentlicht: „Gesänge der Liebe“ (1850), „Natur und Gottheit“ (1859). Es ist lyrisches Mittelgut von sehr anständiger Empfindung, aber nur selten von wirklicher poetischer Kraft.

Peters wohnte Heine gegenüber auf der Gronerstraße in Göttingen. Dort war also der Schauplatz aller Mystifikationen und Foppereien, deren Opfer der ernste, liebenswürdige junge Mann war, in dem kein Arg und kein Tropfen Galle gewesen. Diesen Scherzen folgte regelmäßig eine sehr gemütvolle Aussöhnung, so daß die „Tafelrunde“ lang in inniger Harmonie zusammenblieb. Erst später kam auch in dieses Verhältnis der große Riß.

In einem Briefe an Spitta schildert Peters Heine folgendermaßen: „Heine spielt Karten mit seinen tieferen Gefühlen; es ist Münze, die er ausgiebt, nichts scheint ihm heilig genug zu sein, um es nicht dem Witze und seiner verhaßten Ironie zu opfern, und sein immer wiederkehrendes, gewöhnlich höhnisches Selbstauslachen am Schlusse verletzt mich. Ich schaudere, wenn dem Blitze, der das Herz entzündet, sogleich ein kalter, löschender Schlag folgt. Aber man muß ihm

auch nicht zu wehe thun, er ist bei all seinem leichtfertigen, boshaften und übermütigen Witze in den letzten Gründen ein sehr tieffühlender, weicher Mensch, den man durch ernste Vorwürfe leicht bis zu Thränen rührt".

Dieses Urteil ist ein vernünftiges und, wie es scheint, wahres; denn auch Eduard Wedekind berichtet in seinen Tagebuchaufzeichnungen aus Göttingen über Heine: „Er hat eine unglaubliche Lust, jeden zu mystifizieren, und spielt daher jedem das Widerpart .... ein wahrer Freund kann er mir nie werden; ich gehe aber doch recht gerne mit ihm um. Unsere Ansichten sind meistenteils sehr verschieden, und das giebt viel zu sprechen; nur weiß ich manchmal nicht recht, ob ich das, was er sagt, für seine eigentliche Meinung zu nehmen habe, oder ob er mich mystifizieren will. Merke ich das, so sage ich es gerade heraus und breche das Gespräch gleich ab. Er thut es indes selten bei mir".

Desto mehr aber bei anderen, und am meisten bei dem armen Adolph Peters. Eine seltsame Mitteilung, die Peters selbst in einem Briefe an Spitta macht, beruht ganz entschieden auf einer solchen Mystifikation, die der arme Junge gar nicht merkte. „Ich legte ihm" — schreibt Peters einmal an Spitta — „einst meine Ansicht über das Strebeziel des wahren Künstlers dar, er aber geriet in eine Art Wahnbegeisterung. Wir standen zufällig mitten im Zimmer. Da trat er vor mich hin und rief in einem fürchterlichen Tone: »Ruhm!« — als ob er ihn von mir fordere. Ich stand wie erschrocken, hinten übergebogen, er mit aufgehobener Hand vor mir."

Auch über Heines Harzreise und seinen Besuch bei Goethe berichtet Peters, daß jener „bei der Rückkehr nach Göttingen den ihn einholenden Kommilitonen gegenüber ganz unverhohlen seinem Verdruß darüber freien Lauf ließ, daß Se. Exzellenz ihn eigentlich nur ungebührlich kalt empfangen habe".

Das Ergötzlichste aber aus dem Zusammenleben Heines mit Peters berichtet Maximilian Heine in seinen Erinnerungen, ohne den Namen des damals noch lebenden Peters zu nennen. Wenn Heine sich amüsieren wollte oder nicht schlafen konnte, so öffnete er sein Fenster und rief mit lauter Stimme über die ganze Straße: „Adolph!", lud ihn zu sich ein und bat ihn, seine Gedichte mitzubringen. Unmittelbar darauf erschien Adolph Peters mit großen Heften unter dem Arme und begann seine Vorlesung. Nach jedem Gedichte sagte Heine: „Weißt du, Adolph, das ist dein Bestes". So ging es mit allen Gedichten von Peters, nur beim letzten Gedichte hieß es: „Adolph, das ist dein Allerbestes". Einst hatte Heine eine lustige Studentengesellschaft bei sich; die Rede kam auf empfindsame Poeten. „Wollt ihr ein kapitales Exemplar dieser Sorte sehen", sagte Heine, „so kann ich damit aufwarten." Heine rief über die Straße hin: „Adolph!", und Adolph erschien sofort mit der großen Gedichtmappe.

Es ist natürlich, daß dem armen Peters schließlich doch auch der Strick seiner Geduld gerissen ist. Freilich, seine Rache war keine besonders gelungene. Kaum hatte er Göttingen verlassen, so schrieb er für den „Gesellschafter" (bekanntlich „die Wiege von Heines Ruhm") eine Kritik (Nr. 3 vom 19. Januar 1825) über Heine als Dichter, welche in der That sehr unbedeutend war und nur über den Mißbrauch der dem Dichter verliehenen Witzesgabe klagte.

Aus einem Briefe Heines an seinen Freund Moses Moser vom 1. April 1825 erfahren wir, wie Heine über diese Kritik dachte. Er schreibt da: „Wenn das, was ein gewisser Peters über mich im »Gesellschafter« geschrieben, dir im mindesten gefiel, so thut mir das sehr leid, und zwar nur um deinetwillen. Es ist der fadeste und lächerlichste Kerl auf Gottes Erde, ein Esel mit Rosinensauce, den ich zur Lust und zum Ergötzen meiner Freunde zuweilen zum Narren habe. Nun ist es auch noch das Allerergötzlichste, daß dieser Kerl meine Werke beurteilt, und zwar öffentlich, wie er oft drohte, und wie ich ihm gerne, sogar selbstbefördernd, erlaubte, indem ich ihn auf sein Verlangen Gubitzen empfahl. Wirklich, man muß eine gute Dosis Ironiearsenik im Leibe haben, um nicht über die Anmaßung und das Dummhämische eines solchen Kerls unwillig zu werden und sich gern auf diese Weise am Publikum gerächt zu sehen".

Damit waren wohl auch die Beziehungen zwischen Heine und Peters zu Ende. Es steht dem Ueberlebenden nicht die Befugnis zu, in dieser Sache Recht zu sprechen. Aber wenn Heine Peters hier und da unrecht gethan hat, so wird man dies bei dem Charakter beider begreiflich finden. In einem Briefe Peters' an Spitta befindet sich der folgende Vers:

> Der wunderbarste, unbegreiflichste
> Von allen Menschen, Philipp, ist der Dichter!
> Vergangenheit ist seine Gegenwart,
> Wo, Bienen gleich, er schwebt und Blüten, süße,
> Aus allen himmlischen Minuten saugt,
> Die hingefloh'n.

Vielleicht erklärt dies Gedicht manches.

Ich habe nur noch hinzuzufügen, daß Adolph Peters in der „Tafelrunde" den Namen „Frauenhold" führte, und daß diese „Tafelrunde" längere Zeit (und sicher auf Anregung Heines) ein humoristisches Witzblatt mit Illustrationen herausgegeben hat, das leider verschollen ist.

Die biographische Einleitung, welche Ludwig Spitta dem Werke seines Vaters beigegeben, erwähnt auch noch eines dritten gemeinsamen Freundes, des Geheimen Ober-Justizrats A. Meyer in Hannover, der Spitta sein Lebenlang in inniger Freundschaft zugethan blieb, während er mit Heine allerdings nur in den Universitätsjahren freundschaftlich verkehrte. Meyer studierte ebenfalls zu jener

Zeit in Göttingen und scheint Mitglied der „Tafelrunde" gewesen zu sein. An ihn ist das in meiner Briefausgabe (Band 8, Seite 343) enthaltene Billet folgenden Inhalts gerichtet:

„An den Stud. juris A. Meyer.

Zweitens muß ich dir sagen, daß Wimmer mich gebeten hat, schon diesen Abend zu lesen. Ich bin's zufrieden. Kann Er auch kommen? Ich bitte Ew. Wohlgeboren, mir das zu sagen, sowie auch die Stunde zu bestimmen. Du kannst Schlegels „Charakteristiken" mitbringen. Hat Er mich verstanden? Ich bleibe Ew. Wohlgeboren herzlich liebender

H. Heine,
königl. hannov. Consil.

Göttingen, den 1. Febr. 1821."

Dieses Billet eröffnet uns einen Einblick in den Göttinger Freundeskreis, der sich mit gemeinsamer Lektüre anregend zu beschäftigen wußte. Der in dem Billet genannte „Wimmer" war ein Kommilitone Heines, H. Straube, dessen „Jahrbuch für Freunde altdeutscher Kunst" Heine die wertvollsten Anregungen zu seinen ersten Gedichten gegeben und an den er eines seiner Freskosonette gerichtet hat. Der witzige Titel, den sich Heine in diesem Billet beigelegt, hat folgende Begründung: Consiliarius war im Hannoverschen früher der Titel für Rechtsanwälte; hier ist es eine Anspielung auf das Consilium abeundi, mit welchem Heine am 23. Januar wegen eines beabsichtigten Pistolenduells mit dem Studenten Wilhelm Wiebel aus Eutin belegt worden war.

Bald nach dieser Verweisung verließ Heine Göttingen. In seiner „Harzreise" hat er dem dortigen Universitätsleben eine köstliche Schilderung angedeihen lassen. Die Universität zu Göttingen hatte ihre Blütezeit bereits lange überschritten, als Heine dort studierte. Unerschütterlich fest, gleich den Pyramiden Aegyptens, saßen die alten Professoren auf ihren Kathedern, er aber hörte schon das Rauschen eines neuen Frühlings, und in seinen Liedern hatte er schon die Morgenröte einer neuen Zeit zu verkünden angefangen, die er über Deutschland heraufziehen sah. Gleichwohl werden wir nicht vergessen dürfen, daß wir es dort mit der satirischen Schilderung eines jugendlichen Stürmers zu thun haben. Gerade der Umstand, daß Heine nicht nur damals, sondern auch später und bis an sein Lebensende immer und immer auf Göttingen zurückkommt, beweist doch wohl zur Genüge, daß sein Aufenthalt in der alten Universitätsstadt tiefere Spuren in seinem Herzen zurückgelassen und vielleicht auch auf seinen ganzen Lebensgang eine größere Einwirkung gehabt hat, als er es selbst glauben oder sich zugestehen mochte.

Die Geschichte der Beziehungen Heines zu Spitta hat aber noch ein Nachspiel, und leider ein recht häßliches. Vor mehreren Jahren tauchte urplötzlich in einem hannöverschen Blatte die mehr als seltsame Nachricht auf, Heine habe die freundschaftlichen Beziehungen zu Spitta einfach dahin ausgenutzt, daß er diesem das Gedicht „Du bist wie eine Blume“ geradezu aus der Manuskriptenmappe gestohlen habe! Und für diese ungeheuerliche Beschuldigung berief sich jenes Blatt sogar auf den eigenen Sohn des frommen Dichters. Allerdings mußte es kurz darauf eine Erklärung des inzwischen auch verstorbenen Berliner Professors Dr. Spitta bringen, welche klipp und klar folgendermaßen lautete:

„Eine Notiz in einem hannoverschen Blatte, nach welcher das Gedicht »Du bist wie eine Blume« nicht von Heine, sondern von meinem Vater herrühren sollte, ist zu meiner Kenntnis gekommen und hat meine Verwunderung erregt. Mit dem Sohne, der über jene auffallende Thatsache 1860 in Göttingen sich geäußert haben soll, kann nur ich gemeint sein. Ich halte aber das umstrittene Gedicht bis heute für ein echt Heinesches. Es sind mir weder äußere noch innere Zeugnisse bekannt geworden, welche die Urheberschaft meines Vaters beweisen könnten. Ich erinnere mich auch nicht, je eine Aeußerung des Inhalts gethan zu haben. Es kann sich hier nur um ein Mißverständnis handeln. Sollte es scheinen, als sei die Berufung des Einsenders jener Notiz auf mich durch eine Anregung unserer Familie veranlaßt worden, so möchte ich auch diese Annahme als gänzlich irrig bezeichnen.“

Diese Erklärung des bekannten Musikschriftstellers ließ, so sollte man wenigstens meinen, an Deutlichkeit und Entschiedenheit nichts zu wünschen übrig. Sie ging auch damals durch alle deutschen Blätter. Aber sollte man es wohl glauben, daß jene alberne Verdächtigung nichtsdestoweniger auch heute noch in Blättern und Büchern wiederkehrt, die Heine feindlich gegenüberstehen? Ach ja, das alte Sprichwort, daß Lügen kurze Beine haben, ist auch außer Mode gekommen in dieser neuen Zeit!

Es erscheint deshalb auch heute noch nicht überflüssig, bei diesem Anlasse zu wiederholen, was ich vor mehr als fünfundzwanzig Jahren aus dem Munde Karl v. Holtei's — ich darf heute diese Quelle nennen, was damals nicht gewünscht wurde — über die Entstehung jener wundervollen Strophen vernommen habe.

Das Gedicht „Du bist wie eine Blume“ ist 1823 in Berlin entstanden, wo Heine auf einem Spaziergang ein junges, schönes Mädchen traf, das von Dieben ihrer spärlichen Habe beraubt worden war. Heine brachte die schwarzäugige Mirjam sofort zu seiner Freundin Rahel Varnhagen, und diese nahm sich des jungen Mädchens gern mit dem ihr eigenen Eifer an. Aber ihre schwarzen Augen wurden dem empfänglichen Herzen des jungen Poeten bald gefährlich, so daß

Frau von Varnhagen hemmend dazwischen treten und das Mädchen daran erinnern mußte, daß in ihrer Heimat — nämlich in Gnesen — ein liebevoll sehnender Bräutigam ihrer harre. Und an dieses kleine Mädchen hat Heine bei ihrem Scheiden von Berlin vielleicht sein schönstes, jedenfalls aber sein innigstes Gedicht gerichtet:

Du bist wie eine Blume So hold und schön und rein, Ich schau' dich an, und Wehmut Schleicht mir ins Herz hinein.	Mir ist, als ob ich die Hände Aufs Haupt dir legen sollt', Betend, daß Gott dich erhalte So rein und schön und hold.

Im Sommer desselben Jahres unternahm Heine die bekannte Ferienreise mit seinem polnischen Freunde, dem Grafen Eugen von Breza, auf dessen Gut bei Gnesen, und dort soll er sein kleines poetisches Mädchen wie eine Rebekka am Brunnen wieder getroffen haben.

So lautet die ursprüngliche Version, wie sie auch im Varnhagenschen Kreise seit Jahrzehnten von Mund zu Mund sich fortpflanzte. Aber ich muß doch noch von einer anderen Version berichten, die ich gleichfalls schon vor sieben Jahren veröffentlicht habe, und die nicht geringeren Anspruch auf Authentizität erhebt, da sie in der Familie des Grafen Breza heimisch und dort sich bis auf den heutigen Tag erhalten hat.

Nach dieser Version soll Heine die schöne Mirjam, die Tochter des Rabbi von Gnesen, überhaupt erst dort kennen gelernt haben, als er seinen „köstlichsten Freund" auf dem Gute des Grafen Walwich in Dzyalin bei Gnesen besuchte, der ein Schwager Brezas war. Von hier aus machte er Ausflüge in die Umgebung, und dort lernte er eines Tages am Marktbrunnen Gnesens die schwarzäugige Mirjam kennen — und lieben. Beim Abschied aus jener Gegend soll er ihr das Gedicht „Du bist wie eine Blume" gewidmet haben.

Die schöne Mirjam heiratete hernach einen in bescheidenen Verhältnissen lebenden Kaufmann in ihrer Heimat, mit dem sie aber nicht glücklich lebte. Sie konnte Heine nicht vergessen. Breza unterstützte später die arme Frau. „Sie hatte nicht Glück noch Stern." Ich vermag nicht zu entscheiden, welche von beiden Versionen mehr Wahrscheinlichkeit für sich hat. Etwas anderes ist über die Entstehung des Gedichtes nicht bekannt. Seltsam bleibt es immerhin, daß Heine es nicht in das „Lyrische Intermezzo" aufgenommen, das 1823 erschienen, sondern erst den Liedern der „Heimkehr" angereiht hat. Das Gedicht erschien zuerst in Nr. 26 der „Rheinischen Flora" vom 13. Februar 1825 mit der Ueberschrift „Lied von H. Heine". Es ist nicht weniger als 160 Mal komponiert worden, darunter von Burgmüller, Dorn, Dreyschock, Hauptmann, Henschel, Köhler, Kücken, Liszt, Reinecke, Taubert, Rubinstein und Schumann.

Ich will nur noch bemerken, daß Heine, wie ich von Freunden, die ihm nahegestanden, besonders von Ferdinand Hiller, gehört, auf dieses Gedicht immer ganz besonderen Wert gelegt und, als es ihm der Kölner Männergesangverein 1853 an seinem Krankenbette zum ersten Male vorgesungen, heiße Thränen geweint hat. Und nun wage es noch jemand, zu sagen, daß Heine nicht der Dichter dieses Liedes sei!

Wie häßlich, daß man diesen Anspruch aber erst noch zu beweisen und verteidigen hat! Unter allen Jugendfreundschaften Heines mutet uns kaum eine sympathischer und liebenswürdiger an als die zu Philipp Spitta. War es durchaus notwendig, auch dieses Verhältnis in den Staub zu zerren?

Um mit einer freundlichen Erinnerung zu schließen, will ich hier noch als Nachtrag zu obigen Mitteilungen über das Freundschaftsverhältnis der beiden Dichter eine Stelle aus den ungedruckten Memoiren von Maximilian Heine anfügen. Sie bezieht sich auf den gemeinsamen Aufenthalt in Lüneburg und lautet:

„Eine andere bedeutende Bekanntschaft, die wir durch Heinrich machten, war Philipp Spitta, der Dichter so ausgezeichneter geistlicher Lieder. Welch ein körperlicher und geistiger Gegensatz zu Rudolph Christiani, dem schönen Redner und Schönredner! Damals lebte Spitta (ich bemerke gelegentlich, daß der in der medizinischen Litteratur bekannte Professor Spitta in Rostock sein Bruder war) bei dem Amtmann Jochmus in Klosterlüne, nur durch eine Allee mit der Stadt verbunden, als Hauslehrer so fromm, so still, so gemütlich, wie es seinem liebenswürdigen Charakter entsprach. In seinem Gartenstübchen saßen Heinrich und ich manche Stunde, besonders an freien Sonnabendnachmittagen, und hörten mit wahrer Andacht dem Vorlesen seiner Gedichte zu, von denen die meisten in der Sammlung »Psalter und Harfe« später erschienen sind. Seine einfache Sprache hatte einen Wohllaut, der tief ins Herz drang. Wie eigentümlich! Von allen diesen schönen, frommen Gedichten ist mir keines im Gedächtnis geblieben, als nur ein ganz weltliches unter dem Titel »Der Pferdedieb«, bis jetzt ungedruckt. Vierzig Jahre lang habe ich die poetische Erinnerung an dieses Gedicht und an seinen Verfasser, den späteren Superindenten, warm bewahrt. Gleich beim ersten Mal machte dieses Gedicht auf mich einen unaussprechlichen Eindruck. Es ist die alte Geschichte, die, dem sie just passiert, das Herz entzwei bricht: Ein junger Mensch voll heißer Liebe wandelt vor dem Fenster seines holden Mädchens auf und ab. Da kommt ein stattlicher Offizier angesprengt, steigt vom Pferde und giebt es dem jungen Menschen zu halten. Ihm wird die Zeit zu lang und das Herz zu bang; er steigt aufs Roß, um am Fenster der Geliebten zu lauschen; da sieht er sein Mädchen in den Armen des fremden Mannes. Es erfaßt unsäglicher Schmerz seine Seele, willenlos spornt er das Pferd und eilt wie ein Sturmwind davon. Er wird als Pferdedieb ergriffen und — gehängt.“

Zehntes Kapitel. Das Buch der Lieder.

Wenn der Psalter Spittas, des Jugendfreundes, ein Erbauungsbuch der frommen Gemeinde geworden, so ist Heines „Buch der Lieder“ ein Gesangbuch der modernen Gesellschaft geblieben, deren Freuden und Sorgen, deren Qual und Sehnsucht der Dichter verstanden hat, wie kein Zweiter neben ihm. Seine Furcht, daß diese Lieder jemals ihren süßen jungfräulichen Reiz verlieren würden, hat sich als unbegründet erwiesen — il morto Enrico poetava ancora! Der tote Heinrich Heine singt noch immer, und solange deutsche Lieder klingen, so lange wird das deutsche Volk den Zaubertönen lauschen, die aus dem „Buch der Lieder“ hervorrauschen.

Unabhängig von dem Streit, der seit Jahren um die Person und den politischen Charakter des Dichters entbrannt ist, steht die Thatsache fest, daß dieses „Buch der Lieder“ diejenige Gedichtsammlung ist, die — die Gedichte Schillers und Goethes ausgenommen — in diesem Jahrhundert die größte Popularität erlangt hat. Natürlich ist das „Buch der Lieder“ im Zusammenhang mit der poetischen Eigenart Heines überhaupt oft und von allen Standpunkten aus Gegenstand der ästhetischen und kritischen Behandlung gewesen. Eine Betrachtung über dieses Buch vom bibliographischen Gesichtspunkte aus, die bisher noch nicht versucht wurde, dürfte aber doch noch manche interessante Einzelheiten bieten, die bisher nicht allgemein bekannt sind. Vor mir liegt die erste Ausgabe dieses „Buches der Lieder“. Sie ist so einfach als möglich, ja vom heutigen Standpunkt aus noch einfacher als möglich, und selbst für den damaligen Standpunkt deutscher Buchausstattungen viel zu einfach. Wir geben eine Abbildung des Titelblattes dieser ersten Ausgabe nebenstehend.

Das Papier ist ein recht ordinäres, grau, ohne jede Widerstandsfähigkeit, der Einband ein einfacher Pappdeckel ohne den geringsten künstlerischen Schmuck und ohne jedes Ornament. Dagegen ist der Druck, obwohl fast in Petitschrift gehalten, doch auch heute noch, nach zweiundsiebzig Jahren, klar und leserlich.

Druck und Papier stammen aus der Campeschen Offizin in Nürnberg. Aus einer litterarischen Anzeige am Schlusse entnehmen wir, daß auch Exemplare auf „feinem Velinpapier“ hergestellt wurden. Die gewöhnlichen Exemplare kosteten 1 Reichsthaler, die besseren 1 Reichsthaler 12 Groschen.

Wie ist nun diese erste Ausgabe entstanden? Es sind dabei vom bibliographischen Standpunkt folgende beide Thatsachen interessant: 1. Das „Buch der Lieder“ enthält kein einziges Gedicht, das Heine nicht schon früher veröffentlicht hatte. Ihre Popularität haben diese „Frühlingslieder der modernen Gesellschaft“ aber doch erst durch jene Sammlung erlangt. 2. Heine hat für sein „Buch der Lieder“ kein Honorar bekommen!

Buch der Lieder



von

H. Heine.

Hamburg
bei Hoffmann und Campe.
1827.

Titelblatt der ersten Ausgabe des Buches der Lieder.

Schon im Winter 1826 hatte Heine an seinen Freund, den Kaufmann Friedrich Merckel, geschrieben: „Einige Freunde dringen darauf, daß ich eine auserlesene Gedichtsammlung, chronologisch geordnet und streng gewählt, herausgeben soll, und glauben, daß sie ebenso populär wie die Bürgersche, Goethesche, Uhlandsche rc. werden wird .... Ich würde einen Teil meiner ersten Gedichte aufnehmen, ich darf es ruhig thun, da mir Maurer keinen Pfennig Honorar gegeben hat; ich nehme fast das ganze »Intermezzo« — könnte Dümmler mir nicht verargen — und dann die späteren Gedichte, wenn Campe, von dem ich keinen Schilling verlangen würde, wenn er das Buch verlegen wollte, nicht fürchtet, daß die »Reisebilder« dadurch beeinträchtigt würden. Wie gesagt, ich wollte für dieses Buch keinen Schilling verlangen. Die Wohlfeilheit und die anderen Erfordernisse des Populärwerdens wären meine einzigen Rücksichten ... Hör' doch mal aus Campe heraus, ob ihm solch' ein Plan nicht mißfällt und ob er solchem Buch — es wär' keine gewöhnliche Gedichtsammlung — Absatz verspricht ...." Nun muß gesagt werden, daß Julius Campe diesem Plan von vornherein gar nicht geneigt war. Er liebte nicht den Verlag von Gedichten; erst nach langem Zureden entschloß er sich nach Zusicherung sämtlicher künftiger Auflagen des „Buches der Lieder", über ein Darlehen von 50 Louisdors, das Heine im Frühjahr bei ihm gemacht und auf dessen Rückgabe er wohl ohnedies nicht mehr gerechnet, zu quittieren.

Die geringen Erwartungen, die Campe hegte, teilten sich auch Heine mit. Mitte Oktober 1827, sobald Heine nach Hamburg kam, begann der Druck. Es soll nicht unerwähnt bleiben, daß Heine damals auf Druck und Ausstattung seiner Werke großes Gewicht legte und sich deshalb oft in Streitigkeiten mit seinem Verleger verwickelte. Ja, beim zweiten Band der „Reisebilder" verstand er sich sogar zu einer Honorarverkürzung von 30 Louisdors, einer für die damaligen Verhältnisse Heines sehr bedeutenden Summe, damit das Buch auf besserem Papier gedruckt werden könnte.

Sehr interessant sind die Korrekturen, welche er machte. So schreibt er einmal an seinen Freund Merckel, der den Druck überwachte, aus Lüneburg: „Du mußt in den Seebildern »ausschilt« statt des unrichtigen »ausschalt« setzen, auch kannst Du »gottbefruchtete Jungfrau« statt »gottgeschwängerte« lesen. Uebrigens bezieht sich das auf die Königstochter, die Juno immer verfolgte, wenn Jupiter sie geschwängert hatte, wie sie denn auch den Herkules, den Zwölf-Wunderthäter, als solchen Gottessohn verfolgte" ..... „Ist das Wort »Josty-baisers« nicht richtig geschrieben, so ändere es".

Mitte Oktober wurde das Buch versandt. Heine schrieb Ende des Monats an seinen Freund Moser: „Durch Buchhändlergelegenheit habe ich das Buch schon an Dich von Hamburg aus abgeschickt. Es ist wunderschön ausgerüstet und wird

wie ein harmloses Kauffahrteischiff unter dem Schutz des zweiten Reisebilderbandes ruhig ins Meer der Vergangenheit hinabsegeln".

Der Erfolg sollte diese schlimmen Prophezeiungen jedoch glänzend widerlegen. Allerdings war dieser Erfolg nur ein langsamer. Sowohl die Kritik wie das Publikum ließen sich sehr lange Zeit, ehe sie das Buch nach seiner vollen Bedeutung würdigten. Die erste Auflage, die Campe in 5000 Exemplaren drucken ließ, brauchte zehn Jahre, ehe sie vergriffen war, während der erste Band der „Reisebilder", gleichfalls in 5000 Exemplaren, schon nach einem Jahre vergriffen gewesen ist.

Die zweite Auflage erschien 1837, die dritte 1839, die vierte 1841, die fünfte 1844. Bis zu dieser fünften Auflage hat Heine stetig an seinem Buche gefeilt und geändert. Bis zum Tode des Dichters erschienen im ganzen dreizehn starke Auflagen.

Die Ausgaben, die Heine selbst im einzelnen nicht durchgesehen, enthalten viele Druckfehler. Sie datieren aus den Jahren 1849, 1851, 1854, 1855, 1857, 1858, 1859, 1860, 1864, 1870, 1871, 1872, 1874, 1875, 1876, 1877, 1878, 1885. Bis zu dem Zeitpunkte, wo die Werke Heines nach unserem deutschen Gesetz frei wurden, hatte Campe also über 50 große Auflagen des „Buches der Lieder" gedruckt. Besonders gesetzte Auflagen (von den gesamten Ausgaben) mögen im ganzen etwa fünfzehn erschienen sein, von denen in späterer Zeit größere Quantitäten, so von einem Neusatz 10 000 Exemplare mit drei laufenden Auflagebezeichnungen gedruckt wurden. Später traten Stereotypplatten ein. Das „Buch der Lieder" ist sechsmal neu stereotypiert worden, die Platten der Gesamtausgaben wurden auch zu Einzeldrucken benutzt.

Von Interesse dürfte es für den Bibliophilen sein, daß ein einziges Exemplar in Broner-Druck existiert. Es ist von der Offizin Holzhausen in Wien hergestellt und befindet sich in den Händen des Verlagsbuchhändlers Julius Campe (Sohn) als ein Geschenk der Offizin: also eine Auflage in einem Exemplar.

Auch das ist nicht uninteressant für den Bibliophilen, daß eine Ausgabe aus dem „Buch der Lieder", aus den „Neuen Gedichten" und dem „Romanzero" (für Frauen) unter dem Gesamttitel „Neuer Frühling" gedruckt wurde, die zwar keinen Anklang gefunden, gleichwohl aber sehr selten geworden ist.

Ehe ich von dieser Ausgabe zu den kastrierten Editionen übergehe, möchte ich noch einen Punkt erledigen, der allerdings mehr für die Bibliomanie von Interesse zu sein pflegt, nämlich den etwaiger komischer oder seltsamer Abnormitäten. Solche existieren meines Wissens im „Buch der Lieder" nicht. Auch Julius Campe, den ich darnach befragte, sind sie nicht bekannt; nicht einmal die Druckfehler enthalten Kuriosa.

Viel interessanter sind die Korrekturen und Verbesserungen, die Heine vor dem Druck angebracht; aber ich weiß nicht, ob auch diese Dinge sich noch in das

Kapitel der Bibliographie unterbringen lassen. Deshalb will ich sie nur im Fluge berühren und Feinschmecker, die sich für solche „Gedichtmanuskripte avant la lettre“ (wenn es gestattet ist, diesen Ausdruck zu gebrauchen) interessieren, auf die 2. und 3. Beilage hinweisen, wo einige der reizendsten und einschmeichelndsten Gedichte Heines sozusagen im Negligé des Dichters faksimiliert worden sind.



Julius Campe.

Man erkennt hier, wie emsig Heine an Form und Gedanken seiner kleinen, scheinbar leicht hingehauchten Lieder gefeilt hat.

Das Studium der Manuskripte Heines ist nach dieser Richtung ein sehr lehrreiches für die, welche einen Einblick in die Werkstatt eines großen Dichters thun wollen.

Was speziell die Manuskripte des „Buches der Lieder“ anbetrifft, so bemerke ich, daß sich wohl der größte Teil derselben, soweit sie noch vorhanden sind, im

Besitze des Herrn Verlagsbuchhändlers Campe befinden dürfte. Aber auch in verschiedenen Autographensammlungen, wie in denen der Herren Karl Meinert in Dessau, Alexander Meyer-Cohn in Berlin, ferner im Nachlasse des Amtsgerichtsrats Sethe, bei der Freifrau Elise von König-Warthausen, in öffentlichen Bibliotheken u. a. finden sich noch Manuskripte des Werkes vor. (Siehe die 2. und 3. Beilage.)

Die meisten Kastrierungen hat wohl das „Buch der Lieder" durch die Censur erlitten. Ich kann allerdings nicht bestimmt sagen, welchem Censor das Buch vorgelegen und ob es überhaupt in der ersten Auflage sich einer Censur zu unterwerfen hatte. Jedenfalls hat diese Censur keine interessanten oder komischen Verbrechen an den Werken begangen, die der Erwähnung wert wären. Geschulte Bibliographen werden den Versuch, der neuerdings wiederholt unternommen worden und dessen auch ich mich hier anzuklagen habe, nämlich den einer kastrierten Ausgabe von Heines Gedichten für die Frauenwelt oder in usum tironum, kaum in dieses Kapitel stellen, und doch gehört er, wenn man es streng nehmen will, hierher. Ich hatte, als ich diesen Versuch zuerst wagte, die feste Ueberzeugung, daß Heine selbst eine solche kastrierte Ausgabe gebilligt hätte, wie merkwürdig dies auch klingt. Er hatte ja in den letzten Jahren die Absicht, alles, was aus der früheren blasphematischen Periode noch vorhanden war, die schönsten „Giftblumen" aus seinen poetischen Werken, mit entschlossener Hand auszureißen. Den Ausschlag gab bei mir der Wunsch, auch jenen Kreisen ein anderes Bild, und zwar ein besseres von der dichterischen Individualität Heines vorzuführen, als das ist, welches man bisher für das allein wahre ausgegeben hat. Ich kann nicht gerade sagen, daß mein Versuch geglückt ist; beim Publikum wohl, bei der Kritik jedoch durchaus nicht, und ein deutscher Dichter, der auf den Namen Hugo Andriessen hört, hat sogar in Heines Manier auf diese kastrierte Ausgabe ein, ich muß es objektiv sagen: recht hübsches, wenn auch etwas frivoles Gedicht gemacht.

Ein besonderes Interesse gewähren die Worte, die Heine in der Vorrede zur zweiten Auflage seines „Buches der Lieder" über den Anblick, den die erste Auflage in ihm erweckt, mitteilt. Er sagt dort, er habe fast ein ganzes Jahr gezaudert, ehe er sich zur flüchtigen Durchsicht des Büchleins habe entschließen können. „Sein Anblick erweckte in mir nur jenes Unbehagen, das mir einst vor zehn Jahren bei der ersten Publikation die Seele beklemmte. Verstehen wird diese Empfindung nur der Dichter oder Dichterling, der seine ersten Gedichte gedruckt sah. Erste Gedichte! Sie müssen auf nachlässigen, verblichenen Blättern geschrieben sein, dazwischen hie und da müssen welke Blumen liegen oder eine blonde Locke oder ein verfärbtes Stückchen Band, und an mancher Stelle muß noch die Spur einer Thräne sichtbar sein....... Erste Gedichte aber, die gedruckt sind, grell schwarz

gedruckt auf entsetzlich glattem Papier, diese haben ihren süßesten jungfräulichsten Reiz verloren und erregen bei dem Verfasser einen schauerlichen Mißmut."

Was Heine von dem entsetzlich glatten Papier berichtet, ist eigentlich nur euphemistisch zu verstehen, denn das Papier dieser ersten Auflage ist nichts weniger als glatt. Ja, wenn Heine die Ausgaben des „Buches der Lieder" hätte sehen können, die in den letzten zehn Jahren, seit das Monopol auf Heines Werke aufgehört hat, in allen möglichen und unmöglichen Ausstattungen und Formaten von Quart durch Oktav und Diamant bis zu Duodez und Sedez herab, ja sogar in Elzevier erschienen sind, dann würde er verwundert die Hände über dem Kopfe zusammengeschlagen und zu seinen Gedichten gesagt haben: Ich kenne euch nicht mehr! Das alles aber ist erst Material für den Sammeleifer des Bibliophilen der Zukunft. Er wird Prachtausgabendrucke auf Velin, vielleicht sogar auf Pergament, auf farbigem Papier oder aus anderen gewöhnlicheren Stoffen mit den kostbarsten Einbänden finden. In allen Ausgaben für Bücherfreunde steht ja Heines „Buch der Lieder" so ziemlich obenan, aber eine Bibliographie dieser verschiedenen Ausgaben ist heute noch nicht von nöten, da sie in jedem Buchhändlerkatalog zu finden ist.

Viel interessanter wäre eine bibliographische Uebersicht der Illustrationen und Bilder, die zu Heines „Buch der Lieder" oder im Anschluß an dieses entstanden sind. Die ganze Sammlung ist von Paul Thumann in seiner schlicht idealisierenden Weise sehr hübsch illustriert worden, ebenso von Grot-Johann und von Friedrich Stahl, von letzterem sogar in recht geistreicher und, soweit ich es beurteilen kann, auch dem Geiste der Gedichte am meisten entsprechender Manier. Hübsche Schattenrisse nach Art der Konewkaschen sind von H. Krüger zu den lustigsten der Heineschen Gedichte in flotter und kecker Manier entworfen worden. Wir besitzen sogar seit mehreren Jahren eine illustrierte Gesamtausgabe von Heines Werken. Die Illustrationen stammen, wie auf dem Titelblatt angegeben, von Wiener Künstlern, die aber nicht genannt sind. Das Werk wird sicher einmal für den Bibliographen von Interesse sein, und zwar aus zwei Gründen: erstens, weil auf dem Titelblatt „Herausgegeben von Heinrich Laube" steht, von dieser Herausgeberthätigkeit aber nicht die leiseste Spur in den gesamten sechs Bänden zu finden ist und auch das am Schlusse angeführte Leben Heines von einem jüngeren Autor, Alfred Klar, herrührt; zweitens, weil von den „Wiener Künstlern", wie gesagt, kein einziger mit Namen angeführt ist, und weil — eine seltsame Verirrung — fast bei allen Gedichten des „Buches der Lieder" in der dazugehörigen Illustration das Gesicht Heinrich Heines selbst in den mitunter komischsten Variationen erscheint. Dagegen fühle ich mich ganz inkompetent, auch nur eine Skizze der Bilder zu geben, die Motive aus dem „Buche

der Lieder" entnommen haben; ich kann hier nur die Heinegalerie nach den Gemälden von C. Ehrenberg und mit Text von Ludwig Pietsch anführen.

Auch das Verhältnis der Musik zum „Buch der Lieder" bin ich nicht in der Lage, genauer zu erörtern. Ich möchte aber in dieser Beziehung auf Challiers ausgezeichneten Liederkatalog (Berlin 1885) hinweisen, wo sich die ergiebigsten Nachweise über Kompositionen und Komponisten von Heineliedern vorfinden, und nur noch erwähnen, daß das Gedicht „Du bist wie eine Blume" 160mal, „Leise zieht durch mein Gemüt" 83mal, „Ein Fichtenbaum steht einsam" 77mal, „Und wüßten's die Blumen, die kleinen" 74mal, „Du schönes Fischermädchen" nicht weniger als 51mal komponiert worden sind. Was Schumann, Mendelssohn und Schubert, was Kücken, Rubinstein, Franz, Brahms, Lachner, Liszt, Löwe, Dreyschock u. a. für Heines Lieder gethan haben, darf ich als bekannt voraussetzen.

Unzweifelhaft werden auch einige von den Uebersetzungen des „Buches der Lieder", welches, wie sich von selbst versteht, fast seit einem halben Jahrhundert in alle lebenden und mehrere toten Sprachen übertragen worden, einen besonderen bibliographischen Reiz haben, vor allem die eine, welche gegen Ende der dreißiger Jahre — in Nangasaki — in japanischer Sprache erschienen ist. Ueber diese heute sehr wertvolle Ausgabe sagt Heine selbst in seinen „Geständnissen": „Keiner meiner Landsleute hat in so frühem Alter wie ich den Lorbeer errungen; und wenn mein Kollege Wolfgang Goethe wohlgefällig davon singt, daß der Chinese mit zitternder Hand »Werthern und Lotte auf Glas malt«, so kann ich, soll doch einmal geprahlt werden, dem chinesischen Ruhm einen noch weit fabelhafteren, nämlich einen japanischen entgegensetzen. Als ich mich vor etwa zwölf Jahren hier im Hotel des Princes bei meinem Freunde H. Wohrmann aus Riga befand, stellte mir derselbe einen Holländer vor, der eben aus Japan gekommen, dreißig Jahre dort in Nangasaki zugebracht und begierig wünschte, meine Bekanntschaft zu machen. Es war der Dr. Berger, der jetzt in Leyden mit dem Gelehrten Seybold das große Werk über Japan herausgiebt. Der Holländer erzählte mir, daß er einen jungen Japanesen Deutsch gelehrt, der später meine Gedichte in japanischer Uebersetzung drucken ließ, und dieses sei das erste europäische Buch gewesen, das in japanischer Sprache erschien".

Der Artikel über Bibliomanie in Brockhaus' Konversationslexikon belehrt mich, daß zu den „durch Schicksal merkwürdigen Büchern" auch solche gehören, die den eingeschriebenen Namen ihrer früheren Besitzer enthalten oder einst berühmten Besitzern angehörten. In dieser Beziehung dürften zwei Exemplare des „Buches der Lieder" besonderes Interesse erwecken.

Zunächst das, welches ich selbst einmal auf dem Salontisch der Frau Charlotte Embden, der Schwester des Dichters, in Hamburg gesehen und das eine eigen-

händige Eintragung Heines enthält, noch mehr aber das, welches sich nach einer Mitteilung von A. Englert (Vierteljahrsschrift für deutsche Litteraturgeschichte, Bd. 5, S. 328) im Besitze der Witwe von Karl Heine in Paris befinden soll. In dieses ist nach der Versicherung jenes Autors ein im September 1825 in Norderney verfaßtes humoristisches Gedicht von Heine zum Geburtstag seiner Tante, Frau Betty Heine, eingetragen, welches „Sonnenaufgang" betitelt und in dem freien Rhythmus der Nordseebilder gehalten ist. Dieses Gedicht ist leider bisher unbekannt geblieben, und nur den Anfang hat A. Englert in dankenswerter Weise mitgeteilt. Er lautet:

Sonne, purpurgeborne,
Glänzend im Glanz der Rubinenkron
Steigst du empor
Aus deinem Palast von Krystall;
Vor dir, wie Blumenmädchen am Festtag,
Tanzen die jungen Morgenlichter
Und streuen dir Rosenblätter,
Und unter Triumphportalen,
Gewölbt aus Wolkenmarmor,
Wandelst du siegreich
Ueber die leuchtende Wasserbahn,
Und wohin du gelangst,
Entflieht die Nacht
Mit hastigem Schattenschritt,
Und lichtgeweckt erschließen sich freudig
Die bunten Augen der Blumen
Und die lieben Herzen der Menschen,
Und aus den grünen Dornen erschallt
Befiederte Jubelmusik.

Dieser Anfang läßt es mehr als lebhaft bedauern, daß das merkwürdige Exemplar vielleicht für immer verloren gegangen ist; denn auf meine wiederholten Bitten, zunächst direkt, dann durch eine hochangesehene Mittelsperson, welche der jüngst verstorbenen Dame sehr nahe stand, ließ mir diese bestimmt und feierlichst erklären, „daß sie weder ein Buch von Heine, noch auch nur eine einzige von ihm geschriebene Zeile besitze!" Wo ist ein bibliographischer Oerindur, der dieses Rätsel lösen könnte?

Es bleibt nur noch ein kleines Kuriosum oder, wenn man will, ein hübscher Scherz zu erwähnen übrig. Ein Buch, das zugleich ein Monument ist, dürfte gewiß die größte bibliographische Seltenheit sein. Das „Buch der Lieder" ist aber ein solches, denn Maximilian Heine, der Bruder des Dichters, erzählt in seinen „Erinnerungen" (Berlin 1868, S. 87) von einer unvergeßlichen Stunde, die er in Paris am Krankenbette seines Bruders verbracht und in der auch die Rede darauf kam, ob der Dichter jemals ein Monument in seinem Heimatlande erhalten werde.

„In Hamburg habe ich schon eins“, unterbrach ihn mit satirischem Lächeln der Dichter.

„Wo?“ rief Maximilian erstaunt aus.

„Wenn du von dem Börsenplatz dich links hältst, so siehst du ein großes Haus, das dem Verleger meiner »Reisebilder«, Herrn Julius Campe, gehört. Das ist ein prachtvolles Monument aus Stein, in dankbarer Erinnerung an die vielen und großen Auflagen meines »Buches der Lieder«!“

An diesem Hause befindet sich jetzt auch eine Gedenktafel mit einem Relief für den Dichter des „Buches der Lieder“.

Elftes Kapitel. Heine contra Maßmann.

Vielleicht mehr noch als durch seine Bemühungen um das Turnen und seine Arbeiten in der mittelhochdeutschen Litteratur ist Maßmann durch die Angriffe Heinrich Heines bekannt geworden und geblieben. Vom Jahre 1828 ab bis zu seinem Tode verfolgte Heine Maßmann mit seinem bittersten Spott. Zum ersten Male begegnen wir ihm in den „Reisebildern“ in dem Kapitel „Reise von München nach Genua“. Dort wird er als der „Demagog des neuen Athens“ in folgender Weise geschildert:

„Ich kann der Versuchung nicht widerstehen, die Figur .... etwas genauer zu bezeichnen. Ob diese Figur mit Recht behauptet, daß ihr Kopf etwas Menschliches habe und sie daher juristisch befugt sei, sich für einen Menschen auszugeben, das lasse ich dahingestellt sein. Ich würde diesen Kopf vielmehr für den eines Affen halten; nur aus Courtoisie will ich ihn für menschlich passieren lassen. Seine Bedeckung bestand aus einer Tuchmütze, in der Form ähnlich dem Helm des Mambrin, und steifschwarze Haare hingen lang herab und waren vorn à l'enfant gescheitelt. Auf diese Vorderseite des Kopfes, die sich für ein Gesicht ausgab, hatte die Göttin der Gemeinheit ihren Stempel gedrückt, und zwar so stark, daß die dort befindliche Nase fast zerquetscht worden; die niedergeschlagenen Augen schienen diese Nase vergebens zu suchen und deshalb betrübt zu sein; ein übelriechendes Lächeln spielte um den Mund, der überaus liebreizend war und durch eine gewisse frappante Aehnlichkeit unseren griechischen Afterdichter zu den zartesten Ghaselen begeistern konnte. Die Bekleidung war ein altdeutscher Rock, zwar schon etwas modifiziert nach den dringendsten Anforderungen der neueuropäischen Civilisation, aber im Schnitt noch immer erinnernd an den, welchen Arminius im Teutoburger Walde getragen, und dessen Urform sich unter einer patriotischen Schneidergesellschaft ebenso geheimnisvoll-traditionell erhalten hat wie einst die gotische Baukunst unter einer

mystischen Maurergilde. Ein weißgewaschener Lappen, der mit dem bloßen, altdeutschen Halse tiefbedeutsam kontrastierte, bedeckte den Kragen dieses famosen Rockes, aus seinen langen Aermeln hingen lange, schmutzige Hände, zwischen diesen zeigte sich ein langweiliger Leib, woran wieder zwei kurzweilige Beine schlotterten — die ganze Gestalt war eine katzenjämmerliche Parodie des Apoll von Belvedere."

Dieser äußeren Schilderung entspricht auch die des inneren Menschen: „Er ist zu allem zu gebrauchen, wozu Springen, Kriechen, Gemüt, Fressen, Frömmigkeit, viel Altdeutsch, wenig Latein und gar kein Griechisch nötig ist. Er springt wirklich sehr gut übern Stock, macht auch Tabellen von allen möglichen Sprüngen und Verzeichnisse von allen möglichen Lesarten altdeutscher Gedichte. Dazu repräsentiert er die Vaterlandsliebe, ohne im mindesten gefährlich zu sein".

Ich lasse vorläufig dahingestellt, ob diese Schilderung des „letzten Demagogen" auf Maßmann wirklich paßte. Aber sie bildet den Grundstock der Angriffe Heines, die dieser, wie gesagt, mit einer auffallenden Hartnäckigkeit fortsetzte. Im „Atta Troll" schildert er seinen Helden als die Blüte der Bildung, der nur die Muttersprache spricht und den Jargon des Hellenen und des Römlings nimmer liebt.

„Frisch und frei und fromm und fröhlich,
Ist verhaßt ihm alle Seife,
Luxus, das moderne Waschen
Wie dem Turnkunstmeister Maßmann."

In dem Wintermärchen „Deutschland" kommt er abermals auf diesen Gegenstand zurück: „Gottlob, der Maßmann spricht kein Latein". In seiner „Lutetia" fordert er Maßmann auf: „Springe deine vaterländisch freudigsten Sprünge, weil Jenny Lind kein römisches Rotwelsch, sondern Gotisch, Skandinavisch, das deutscheste Deutsch spricht. Und du kannst sie als Landsmännin begrüßen, nur mußt du dich waschen, ehe du ihr deine Hand reichst".

Mit der Zeit werden die Angriffe auf Maßmann bei Heine förmlich zu einer Manie. Am häufigsten kehren sie in „Romanzero" wieder. In dem Gedicht auf den „Ex-Nachtwächter" beklagt er München, das so viele treffliche Männer in letzter Zeit verloren:

Wär' der Maßmann nur geblieben!
Dieser hätte wohl am End'
Jenen Trübsinn Dir vertrieben
Durch sein Purzelbaumtalent.

In den „Lamentationen" kommt Maßmanns Nase und sein mangelhaftes Latein immer wieder zum Vorschein. In einem der letzten Gedichte „Die Menge thut es" erkundigt er sich noch einmal nach Maßmann, ob er noch lebe.

O, mag er noch lange im Lebenslicht
Hintrippeln auf seinen kurzen Beinchen;
Das Wurzelmännchen, das Alräunchen
Mit dem Hängewanst, o diese Figur
War meine Lieblingskreatur
So lange Zeit — ich sehe sie noch —
So klein sie war, sie soff wie ein Loch
Mit seinen Schülern, die bierentzügelt,
Den armen Turnmeister am Ende geprügelt.
— — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — —
Ich kann, rief ich, Dir nicht versagen
All' meine Bewundrung, wie kannst Du ertragen
So viele Prügel? Du bist ein Brutus!
Doch Maßmann sprach: „Die Menge thut es."

In der That, Maßmann war eine Lieblingskreatur Heines. In dem Nachwort zum „Romanzero" fragt er mit Recht, was, wenn er tot sei, aus dem armen Maßmann werden solle. Bei dieser Gelegenheit gesteht er ein, daß Maßmann Latein verstehe. „Ich habe freilich in meinen Schriften so oft das Gegenteil behauptet, daß niemand mehr meine Behauptung bezweifelte und der Aermste ein Stichblatt der allgemeinen Verhöhnung ward. Die Schulbuben frugen ihn, in welcher Sprache der »Don Quixote« geschrieben sei? und wenn mein armer Maßmann antwortete: »In spanischer Sprache« erwiderten sie, er irre sich, derselbe sei lateinisch geschrieben und das käme ihm so spanisch vor. Sogar die eigene Gattin war grausam genug, bei häuslichen Mißverhältnissen auszurufen, sie wundere sich sehr, daß ihr Mann sie nicht verstehe, da sie doch Deutsch und kein Latein gesprochen habe. Die Maßmännische Großmutter, eine Wäscherin von unbescholtener Sittlichkeit, und die einst für Friedrich den Großen gewaschen, hat sich über die Schmach ihres Enkels zu Tode gegrämt; der Onkel, ein wackerer, altpreußischer Schuhflicker, bildete sich ein, die ganze Familie sei schimpfiert, und vor Verdruß ergab er sich dem Trunk. Ich bedauere, daß meine jugendliche Unbesonnenheit solches Unheil angerichtet. Die würdige Waschfrau kann ich leider nicht wieder ins Leben zurückrufen, und den zartfühlenden Oheim, der jetzt zu Berlin in der Gosse liegt, kann ich nicht mehr des Schnapses entwöhnen; aber ihn selbst, meinen armen Hanswurst Maßmann, will ich in der öffentlichen Meinung wieder rehabilitieren, indem ich alles, was ich über seine Lateinlosigkeit, seine lateinische Impotenz, seine magna linguae romanae ignorantia jemals geäußert habe, feierlich widerrufe."

Sehr ernst ist es ja nun Heine allerdings mit diesem Widerruf nicht gewesen, sonst hätte er ihn wahrscheinlich anders gefaßt. Man sieht aber daraus, daß er Maßmann bis an die Schwelle des eigenen Grabes verfolgte; und ich habe ab-

sichtlich all seine Angriffe zusammengestellt, weil sie zeigen, daß darin ein gewisses System waltete. Heine scheint über seine Feinde förmlich Buch geführt zu haben; eine bestimmte Anzahl von ihnen kehrt regelmäßig in seinen Prosaschriften wie in den Gedichten wieder. Er selbst rühmte sich einmal, daß er aus seinen Feinden Dukaten schlage, in der Art, daß er selbst die Dukaten, seine Feinde aber die Schläge bekämen. Doch ist dies nur in sehr bedingter Weise richtig. Gar oft hat er sich durch seine Angriffe leider selbst die empfindlichsten Schläge beigebracht. Durch die Art, wie er seiner glänzenden Polemik die schärfsten persönlichen Angriffe beimischte, hat er unzweifelhaft der guten Sache, die er vertrat, oft mehr geschadet als genützt. Es muß dies heute mit voller Offenheit ausgesprochen werden.

Woher rührte aber der Haß Heines gegen Maßmann? Die Frage ist bis jetzt nicht einmal untersucht, geschweige denn beantwortet worden. Und doch wäre es wohl der Mühe wert, auf den Ursprung dieser tiefen Abneigung, die ja unzweifelhaft einen persönlichen Hintergrund hatte, zu gelangen.

Eine Bemerkung in seinem Buche über Börne führt uns vielleicht auf die Spur jenes Hasses, mit dem Heine den harmlosen Maßmann zeitlebens verfolgt hat. Er spricht dort über das Wartburgfest der deutschen Burschenschaft und kommt dann auf die sogenannten Altdeutschen zu sprechen. Dann sagt er weiter: „Im Bierkeller zu Göttingen mußte ich einst bewundern, mit welcher Gründlichkeit meine altdeutschen Freunde die Proskriptionsliste anfertigten, für den Tag, wo sie zur Herrschaft gelangen würden. Wer nur im siebenten Glied von einem Franzosen, Juden oder Slawen abstammte, war zum Exil verurteilt; wer nur im mindesten etwas gegen Jahn und überhaupt gegen altdeutsche Lächerlichkeiten geschrieben hatte, konnte sich auf den Tod gefaßt machen und zwar auf den Tod durchs Beil, nicht durch die Guillotine, obgleich diese ursprünglich eine deutsche Erfindung und schon im Mittelalter bekannt war unter dem Namen: »Die welsche Falle.« Ich erinnere mich bei dieser Gelegenheit, daß man ganz ernsthaft debattierte: ob man einen gewissen Berliner Schriftsteller, der sich im ersten Bande seines Werkes gegen die Turnkunst ausgesprochen hatte, bereits auf die erwähnte Proskriptionsliste setzen dürfe: denn der letzte Band seines Buches sei noch nicht erschienen, und in diesem letzten Band könne der Autor vielleicht Dinge sagen, die den inkriminierten Aeußerungen des ersten Bandes eine ganz andere Bedeutung erteilen".

Der Ursprung des Hasses, den Heine gegen Maßmann unzweifelhaft hegte, scheint mir also in Göttingen und in Heines Beziehungen zur Burschenschaft zu liegen. In Bonn hielt sich Heine zu der Burschenschaft, und die Eindrücke, die er in diesem Kreise empfangen, haben auf sein Schaffen bestimmend eingewirkt. Karl Hessel hat dies in seinem Essay: „Heinrich Heine und die Burschenschaft" eingehend nachgewiesen. Anders war die Sache in Göttingen. Dort hielt sich, wie

schon erwähnt, Heine von allen burschenschaftlichen Bestrebungen fern. „Die altdeutschen Narren“ sagte er einmal später im „Wintermärchen“, verdarben ihm schon in der Burschenschaft die Lust an den seinem Herzen einst so teuren schwarz-rot-goldenen Farben. Es ist wohl bestimmt anzunehmen, daß in Göttingen etwas vorgefallen sein muß, was Heine mit der Burschenschaft entzweite, und ich vermute, daß gerade Maßmann dabei beteiligt gewesen ist. Karl Goedeke sagt in seinem „Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung“ (Bd. III. S. 439): „Seines Bleibens war nicht lange in Göttingen, da er hier, durch das rohe Studentenwesen verletzt, zum Duell getrieben wurde, freilich, da die Sache verraten wurde, nicht auf die Mensur kam, aber schon am 23. Januar 1821 mit dem consilium abeundi auf ein halbes Jahr belegt wurde. In dieser Angelegenheit war es, als ihn die Burschenschaft ausstieß, und die Krankheit, die er vorgeschützt haben soll, um noch einen Aufenthalt von einigen Wochen in Göttingen zu erwirken, war keineswegs fingiert, vielmehr der Grund jener Ausstoßung“.

Heine soll also aus der Burschenschaft ausgestoßen worden sein und zwar, weil er das Sittlichkeitsprinzip derselben verletzt habe. Kein einziger Biograph hat diese Thatsache kontrolliert, aber, da Goedeke sie mit solcher Sicherheit ausgesprochen, habe ich mich wiederholt mit der dringenden Bitte an ihn gewendet, mir doch die Quelle anzugeben, aus welcher jene Mitteilungen ihm zugeflossen, da dies ja von großer Bedeutung für die Lebensgeschichte Heines sei. Während Goedeke sonst jeden meiner Briefe und alle Fragen mit der größten Pünktlichkeit und so genau wie möglich beantwortet, hat er auf zwei Schreiben über diesen Punkt auch nicht mit einer Zeile erwidert! Auch sonst habe ich aus Göttingen trotz eifrigster Bemühungen keine bestimmte Nachricht über diese Frage erlangen können. Es handelt sich also wahrscheinlich nur um eine Vermutung, die aber, wo es sich um Heine handelt, selbst von so zuverlässigen und gewissenhaften Forschern wie Goedeke mit apodiktischer Sicherheit als Thatsache hingestellt wird. Mag dies eine Beispiel für viele andere genügen, um den Nachweis zu erbringen, daß die Abneigung Heines gegen gewisse Kreise keine ganz unberechtigte gewesen ist, wenn man auch die Art und Weise, in der er ihr Ausdruck gegeben, nicht immer billigen kann.

Ob nun Maßmann bei der ganzen Affaire beteiligt gewesen oder nicht, wird wohl kaum noch festzustellen sein, aber wenn dies der Fall, so ist es begreiflich, daß der Anblick des altdeutschen Turners, als Heine ihn 1827 in München wiedertraf, nicht besonders anmutend auf diesen wirken mußte. Ob auch dort etwas vorgefallen, was die Abneigung gegen Maßmann noch verstärkte, ist nicht bekannt. Aber es scheint doch der Fall gewesen zu sein, denn Thatsache ist es, daß die Professur für deutsche Litteraturgeschichte, die Heine durch die Vermittelung Schenks und anderer einflußreicher Freunde von König Ludwig I. bestimmt zu erhalten

hoffte, daß diese Professur, sage ich, ein Jahr darauf (1829) gerade Maßmann übertragen wurde.

Doch sind dies alles nur Vermutungen, die den ungewöhnlichen Haß erklären sollen, den Heine zeitlebens gegen Maßmann gehegt hat.



Hans Ferdinand Maßmann.

Eine andere Frage ist freilich die, die wohl jeder Leser bereits aufgeworfen: Inwiefern entspricht das Bild, das Heine von Maßmann gegeben, der Wirklichkeit? Vor mehreren Jahren hat ein deutscher Schriftsteller, August Mühlhausen, in der „Allgemeinen konservativen Monatsschrift“ (1894 S. 851 f.) in einem Aufsatz: „Der Maßmann Heinrich Heines und der historische“ diese Frage eingehend zu beantworten versucht und zwar mit einer gewissen Genauigkeit, denn er schildert auch die Körpergröße, die Nase, die Kleidung Maßmanns ꝛc. eingehend. Er bespricht

dessen lateinische Kenntnisse, die Neigung für Fremdwörter, für das Altdeutsche und das Turnen, die Stellung als Lehrer, endlich die Vorwürfe der Völlerei und der Speichelleckerei, die Heine ihm gemacht. Von allen diesen Vorwürfen bleibt in der That nur wenig bestehen, und dieses Wenige bezieht sich rein auf Aeußerlichkeiten. Maßman war in der That klein und häßlich und sonderbar. Er wollte, wie Wilhelm Scherer in seinem Nekrolog auf Maßmann richtig bemerkt, sozusagen ein Mensch auf eigne Hand sein, aber er brachte es doch nur zu einer wunderlichen Originalität. Seine Sonderbarkeiten waren die der Turnerkreise und der altdeutschen Burschenschafter überhaupt, aber er war doch ein braver Mann, ein zuverlässiger Charakter und ein gewissenhafter Forscher. Alexander von Humboldt hat im Jahre 1846, als es sich darum handelte, Maßmann eine Professur in Berlin zu verschaffen, an Friedrich Wilhelm IV. über ihn geschrieben: „Er hat mich eben verlassen, und er hat mir einen herrlichen Eindruck von Gediegenheit, Klarheit der Ideen, begeisterter Kraft und Wirkung auf die Jugend gelassen. Wie man Maßmanns Verdienst um die Poesie der Hohenstaufischen Zeit und sein Talent des Vortrages im Universitätsleben hat vergessen können, wundert mich. Wie sollte ein Mann der Jugend gefährlich sein, den der König von Bayern bei der Erziehung der Prinzen angestellt, von dem der Kronprinz sich rühmt, die wohlthätigsten Anregungen zu geistiger Freiheit und Ausübung künftiger Regentenpflichten empfangen zu haben!“

Das Urteil Humboldts über Maßmann ist unzweifelhaft treffender als das Heines. Aber wenn man der Sache auf den Grund geht, so wird man doch zu der Ueberzeugung gelangen, daß Heine eigentlich nicht den Maßmann, sondern, wenn ich so sagen darf, die Maßmänner verfolgte, daß er in Maßmann das Prototyp jener Teutomanen sah, die der neuen Opposition während der politischen Sturm- und Drangperiode so gefährlich waren. „In Revolutionszeiten bleibt uns nur die Wahl, zu töten oder zu sterben“, sagt Heine bei der Beurteilung dieser Partei. Er zog es vor, andere zu töten, aber er fügt bald darauf hinzu: „Es ist unmöglich, die Worte und Thaten solcher Zeiten während der Windstille einer Friedensperiode zu beurteilen“. Und mit diesen Worten hat er uns selbst den richtigen Maßstab für die Beurteilung der Angriffe gegeben, die er gegen Maßmann zeitlebens gerichtet hat.

Zwölftes Kapitel. München.

Als Heine in den letzten Oktobertagen des Jahres 1827 nach München ging, um dort die Redaktion der „Neuen Allgemeinen Politischen Annalen" zu übernehmen, begann eigentlich eine neue Lebensperiode für ihn. Aus dem Kreise der Litteraten und Komödianten, in dem er die letzten Jahre hindurch hauptsächlich verkehrte, trat er nunmehr in das Foyer der großen Gesellschaft ein, die in ihm den gefeierten Dichter, den geistvollen Schriftsteller begrüßte.

Schon auf der Reise hatte er Gelegenheit, seine Popularität kennen zu lernen, und zwar im guten wie im schlimmen Sinn. In Göttingen wurde er von seinem früheren Lehrer, Prof. Georg Sartorius, sehr freundlich aufgenommen; in Kassel, wo er acht Tage blieb, begrüßten ihn Jakob und Wilhelm Grimm mit herzlicher Teilnahme, und deren Bruder Ludwig, der schon damals als Zeichner sich einen großen Ruf erworben hatte, entwarf ein Porträt Heines, das einige für ein Meisterstück der Radierkunst ausgeben, während es andere für theatralisch und idealisiert halten. Es ist das einzige vollständig en profil gezeichnete Bild des Dichters und jedenfalls sehr ähnlich. In Frankfurt a. M. verlebte er mit Börne einige sehr vergnügte Tage, und in Stuttgart war er der Gast Wolfgang Menzels. Nur in Heidelberg hatte er Gelegenheit, die Kehrseite dieser Popularität kennen zu lernen. Er besuchte seinen dort studierenden Bruder Max und machte mit diesem und einigen anderen Studenten einen Ausflug. Da trat ein württembergischer Polizeibeamter auf ihn zu und fragte ihn, ob er die Ehre habe, den Dichter Heine vor sich zu sehen. Dieser schien angenehm berührt und meinte, der Herr würde ihm nun seine Huldigung darbringen. Aber er wurde bitter enttäuscht, als der Mann ihn im Namen des Gesetzes für verhaftet erklärte und über die Grenze brachte.

Auch dieses Erlebnis mag wohl dazu beigetragen haben, jene kühnen Gedanken und Anschauungen zu befestigen, mit denen Heine nach München ging. In der bayrischen Hauptstadt wurde Heine alsbald sehr gut aufgenommen. Er verkehrte in den verschiedensten Kreisen: mit dem Minister Eduard von Schenk, mit Johann Friedrich von Cotta und seiner Frau, mit Leo von Klenze und Friedrich Thiersch und am meisten mit dem Baron Feodor Iwanowitsch Tjutscheff, einem russischen Diplomaten, der sich auch für deutsche Litteratur interessierte.

In diesem Kreise fühlte sich Heine am wohlsten. In einem Brief Heines an Varnhagen vom 1. April 1828 findet sich der folgende in den bisherigen Briefausgaben nicht veröffentlichte Passus: „A propos! Kennen Sie die Töchter des Grafen Bothmer, wo Sie doch oft gewesen sind? Eine derselben, schon nicht

mehr ganz jung, aber unendlich reizend, und heimlich vermählt mit meinem liebsten Freunde hier, einem jungen russischen Diplomaten Namens Tutschew, und die noch sehr junge, wunderschöne Schwester derselben sind die beiden Damen, womit ich den komfortabelsten und hübschesten Umgang habe. Diese beiden, mein Freund Tutschew und ich, essen oft partie carrée des Mittags zusammen und den Abend, wo ich noch einige Schönen dort finde, schwatze ich nach Herzenslust, meist Gespenstergeschichten. Ich weiß überall in der Lebenswüste irgend eine schöne



Heinrich Heine. Gezeichnet von Gottl. Gassen in München 1828.

Oase zu entdecken". Auch in den Ateliers junger Künstler verkehrte Heine in jener Zeit mit Vorliebe. Namentlich sein Hausgenosse, der Maler Theophil (Gottlieb) Gassen, führte ihn in diese Kreise. Gassen hat Heine wiederholt gezeichnet. Das obenstehende Bild ist nach einer leicht hingeworfenen Bleistiftskizze ausgeführt. Aber auch ein Oelbild Heines hat er begonnen, das jedoch infolge von Mißhelligkeiten beiseite gestellt wurde. Dort fand es ein anderer Hausgenosse, Dr. Lottich, und erbat es sich zum Geschenk. Ferner kopierte Gassen für Heine ein kleines Genrebild von Rotari, das der Dichter für die beiden schönen Schwestern Bothmer als Geschenk bestimmt hatte: ein über dem Lesen eingeschlafenes Mädchen, welches ein Jüngling mit einer Kornähre kitzelt.

Außerdem wurde Heine, wie Strodtmann berichtet, kurz vor seiner Abreise aus München von dem Porträtmaler Reichmann gezeichnet. Das Bild soll für die Mutter bestimmt gewesen sein und bei dem großen Brande in Hamburg 1842 ein Raub der Flammen geworden sein. In der That meldet er Moser schon aus Italien am 6. September, daß er sich in München, wo er ein köstliches Leben geführt habe, „von einem der besten Porträtmaler habe abkonterfeien lassen". Das Bild ließ er über Berlin nach Hamburg reisen, damit es die Freunde dort sähen.

Der einzige Wermutstropfen in diesem köstlichen Münchner Leben waren die häßlichen Angriffe der Klerisei auf ihn und seine Werke. „Männiglich bekannt" — schrieb Heine später — „sind die giftigen Jämmerlichkeiten, welche die ultramontane, aristokratische Propaganda in München gegen mich und meine Freunde ausübte."

Schon in Frankfurt a. M. hatte ihm Ludwig Börne beim Abschied ins Ohr geflüstert: „Hüten Sie sich, in München mit den Pfaffen zu kollidieren!" Heine mag wohl über diese Warnung gelacht haben, aber es zeigte sich doch bald darauf, daß der vorsichtige Börne recht hatte. Heine hat in späteren Jahren dies selbst zugestanden; aber seine Klagen über die Angriffe und Ränke der Jesuiten gegen ihn waren, wenn man so sagen darf, bisher nicht substanziiert, das heißt, man vermochte nicht, die Berechtigung derselben zu erkennen, man wußte nicht, worauf sich diese Klagen beziehen.

Der Aufenthalt Heines in München ist überhaupt bis jetzt eine der wenig bekannten Episoden im Leben des Dichters. Jeder neue Beitrag zur Aufhellung dieses für die Entwickelung Heines so wichtigen Zeitabschnittes wird daher mit Dank aufgenommen werden dürfen. Aber kaum dürfte jemand in einer ausführlichen Biographie des berühmten Theologen Ignaz v. Döllinger von dem altkatholischen Professor J. Friedrich in München neue Aufschlüsse über Heinrich Heines Leben erwartet haben. Diese Mitteilungen sind um so interessanter, als sie uns den Schlüssel zum Verständnis eines Heineschen Gedichtes bieten, in dem ein starker Haß gegen Döllinger zum Ausdruck kommt.

Wer sich mit Heines Leben eingehend beschäftigt hat, der ist sicher zu der Ueberzeugung gelangt, daß die meisten seiner Angriffe auf persönlichen Eindrücken und Animositäten beruhen. Es ist dies eine keineswegs erfreuliche Wahrnehmung, aber es wäre thöricht, sie zu vertuschen oder in Abrede stellen zu wollen. Schon längst hatte ich die Ueberzeugung, daß Heine irgendwo und irgendwie einmal mit Döllinger in Kollision geraten sein mußte.

Ein Zufall verschaffte mir darüber Gewißheit, aber ehe ich dazu gelangte, die Akten des Prozesses Heine contra Döllinger zu veröffentlichen, kam mir Professor Friedrich, der berühmte altkatholische Theologe, mit seiner Biographie Döllingers zuvor, indem er diesen Beziehungen den größten Teil des sechsten Kapitels im ersten

Bande gewidmet hat. Indes glaube ich doch, manches aus meinen eigenen Aufzeichnungen hinzufügen und manches auch berichtigen zu können, so daß eine zusammenhängende Darstellung dieses Falles schon um der beiden Namen willen sicher auf allgemeines Interesse zählen darf.

Heines Auftreten in München hat, wie man sich leicht denken kann, die katholische Partei daselbst arg verschnupft. Der Dichter der „Reisebilder", von denen bereits die ersten zwei Bände erschienen waren, trat ja als ein geschworener Feind der Klerisei auf, die denn auch in ihren Blättern gegen ihn sofort Front zu machen sich bemühte. Görres, Moy, Baader, Ringseis und andere hatten damals ein wenig gelesenes Journal: „Eos, Münchener Blätter für Poesie, Litteratur und Kunst" als ihr Eigentum erworben und einen Konvertiten, Dr. Goldmann, zum Redakteur derselben bestellt. Diese „Eos" ist ein sehr interessantes Blatt. Friedrich Schlegel, Adam Müller und andere Romantiker und Politiker haben dort ihre interessantesten Bekenntnisse niedergelegt. Die Artikel von Görres sind von flammender Begeisterung getragen; die Beteiligung Döllingers an diesem Unternehmen war jedoch bis jetzt wenig oder gar nicht bekannt, und doch ist er neben Görres der eigentliche Inspirator der „Eos" gewesen, ein Umstand, der ihn beinahe das Lehramt an der Universität gekostet hätte.

Nach dem sachkundigen Urteil Friedrichs ist es heute schwer, die Artikel und Artikelchen noch anzugeben, die Döllinger für die „Eos" geschrieben; nur einige seien noch an den mit seiner neueren Kirchengeschichte gleichlautenden Phrasen, an seinem Stil und an manchen ihm noch im Alter geläufigen Wendungen erkennbar. Einer der interessantesten dieser Artikel richtet sich nun gegen Heinrich Heine. Er findet sich in der „Eos" vom 18. August 1828 (Nr. 132) und führt die Aufschrift: „Die neuen politischen Annalen und einer ihrer Herausgeber". In diesem Artikel heißt es: „Herr Heine ist kürzlich als Dichter aufgetreten mit einer ansehnlichen Sammlung von Reimereien, die er, mit Prosa untermischt, unter dem Titel »Reisebilder« herausgegeben hat". Nach dieser wenig freundlichen Einleitung folgt ein Citat aus Heines „Reisebildern" über ein Madonnenbild, das man immerhin mit Döllinger als wenig geschmackvoll bezeichnen kann. Dann heißt es weiter: „Während andere seiner Stammesgenossen ihre israelitische Abkunft sorgfältig zu verbergen suchen, giebt sich unser Herr Politiker ganz unverhohlen als Juden zu erkennen und wählt für dieses Bekenntnis das passendste Vehikel: Lästerung dessen, was dem Christen das Heiligste ist. Man sieht, Herr Cotta weiß seine Leute zu wählen, und Herr Heine besitzt doch wenigstens die erste einem politischen Schriftsteller des Tages notwendige Eigenschaft: Frechheit und Unverschämtheit. Er ist indessen nicht so ganz Jude, daß er nicht auch an den heiligen Geist glaubte, nämlich an den, der, wie es Seite 186 heißt, die Zwingherrnburgen zerbrach und

das alte Recht erneut, daß alle Menschen, gleichgeboren, ein adeliges Geschlecht seien. Dieser neuentdeckte heilige Geist hat, wie ebendaselbst zu lesen ist, seine wohlgewappneten Ritter, unter die sich auch Herr Heine zählt. Wir geben ihm indessen zu bedenken, ob er bei einer solchen allgemeinen Baronisierung des ganzen Menschengeschlechtes, vom Hottentotten an bis hinauf zu den Monarchenfamilien Europas, wirklich etwas gewinnen dürfte; denn sein Stammbaum, der schnurgerade bis auf Abraham zurückführt, ist ja doch begreiflich viel älter als der des ersten Barons der Christenheit".

Ob diese Kampfesweise, die den Schriftsteller vernichten sollte und nur den Juden traf, eine vornehme und edle war, darüber wird man auch heute noch streiten müssen. Wenn aber auch jetzt noch Professor Friedrich von Heine sagt, daß er „von Gift und Galle gegen die katholische Kirche geschwollen war, sie mit Hohn und Spott verfolgte und alles, was den Katholiken heilig oder ehrwürdig ist, mit seinen Sottisen begeiferte", so muß man doch sagen, daß der gelehrte Herr mit den neueren Ergebnissen der Heine-Forschung ganz und gar nicht vertraut ist. Er hätte sonst vielleicht eher das Gegenteil behaupten können, daß Heine zeitlebens, namentlich aber in jüngern Jahren, eine gewisse romantische Schwärmerei und eine ganz bestimmte Vorliebe gerade für die katholische Religion gezeigt und diese niemals mehr ironisiert hat als die protestantische oder jüdische.

Nein, die Kampfesweise Döllingers war in diesem Falle keine edle, denn nachdem er den Juden Heine angegriffen, geht er gegen den Bürgerlichen los. Heine hatte in seiner Verteidigung von J. H. Voß gegen Menzel vermutet, daß dieser letztere nie gefühlt habe, „wie tief ein ungeschlachtes niedersächsisches Bauernherz verwundet werden kann von dem freundschaftlichen Stich einer feinen, glatten, hochadeligen Viper". Und Döllinger antwortet darauf mehr gehässig als satirisch: „Wie in aller Welt mag Herr Heine in so nahe Berührung mit einer hochadeligen Viper gekommen sein? Wir sollten denken, zwischen ihm und dem hohen Adel müsse noch wenig Verkehr stattgefunden haben. Hat ihm vielleicht ein Edelmann auf einem Balle auf den Fuß getreten oder ihm eine Unverschämtheit etwas derb verwiesen? Oder fühlt sich der Ritter schon dadurch gekränkt, daß die Aristokratie der alten christlichen Familien sich gegen den neuen jüdischen Geldadel so spröde und zurückhaltend bezeigt? Die Kirche soll — so versichert Herr Heine — von der Aristokratie wenigstens hier und da besoldet sein. Die Kirche befindet sich also gegen den Adel etwa in demselben Verhältnis, in welchem Herr Heine zu Herrn Cotta steht. Für seine Fassungskraft ist freilich diese Erklärung die natürlichste; bezahlen — was könnte es für Leute, die den Glauben an die Allmacht des Geldes mit der Muttermilch eingesogen, Einleuchtenderes geben? Möge Herr Heine sich bald auch in dem Fache der Geschichte versuchen, — er hat den Schlüssel



Verdrossnen Sinn im kalten Herzen hegend,
Schau ich verdrießlich in die kalte Welt; u.s.w.
H. Heine

Heinrich Heine.

Gezeichnet von Ludw. Grimm 1827.



zu allen großen Begebenheiten der Mit- und Vorzeit gefunden. Wer sich aber eigentlich von den Adeligen bezahlen lasse, ob die Pfarrer oder die armen Kapläne oder die Bischöfe oder gar der Papst selbst —, darüber schweigt Herr Heine; wir erwarten seine näheren Aufschlüsse. Traurig ist die Sache in der That; man denke nur an die möglichen Folgen! Am Ende könnte es gar noch der Judenschaft, mit dem Hause Rothschild & Komp. voran, einfallen, die Geistlichkeit in ihren Sold zu nehmen; die Mittel dazu hätten sie, und zwar prompter noch und klingender als der Adel. Wehe dann dem Christentum! ... Mit seiner angeborenen Antipathie gegen die alten Elemente der Staaten: Klerus, Adel, Bürger- und Bauernstand, und mit seinem gleichfalls angeborenen Talent für die alles beherrschenden finanziellen Verhältnisse kann Herr Heine mit der Zeit noch aus einem theoretischen und schreibenden ein tüchtiger praktischer Politikus werden".

So weit Döllinger. Man sieht, der Judenhaß hat in den letzten sechzig Jahren wenig oder gar nichts gelernt, denn er arbeitete damals so gut wie heute mit denselben Mitteln. Ich bin überzeugt, daß Döllinger in späteren Jahren und bei reiferer Entwickelung diese Kampfesart selbst entschieden gemißbilligt hätte.

Die „Eos" setzte aber ihren Kampf gegen Heine unentwegt fort, obwohl dieser selbst gar nicht antwortete. Vielleicht hatte er auch nicht einmal Kenntnis von diesen Angriffen, denn er war damals auf seiner italienischen Reise gerade in Livorno angekommen, wo er sehr vergnügt lebte. Aber ein Freund war für ihn eingetreten: Dr. Ignaz Lautenbacher aus Bamberg, den Heine an Cotta empfohlen hatte. Dieser schrieb gegen den erwähnten Artikel der „Eos" anonym den satirischen Aufsatz: „Neueste Judenverbrennung im deutschen Athen" (Abdruck in der „Flora", Nr. 180, vom 9. September 1828). Auch heute noch wird man diesen geistvollen Artikel nicht ohne Interesse lesen können.

In dem Leitartikel der Nr. 1 von 1829 kommt Döllinger in der „Eos" wieder auf Heine zurück. Er macht seine Witze über das Eingehen der „Annalen", möchte aber doch Heine in den Reihen der Streiter gegen die Kirche nicht vermissen. Er ist diesmal so gerecht, anzuerkennen, daß Heine so gut wie alle Liberalen auf die katholische Kirche schimpfe, „aber er thut es nicht wie diese mit plumper Derbheit, sondern mit einer gewissen (freilich etwas judaisierenden) Grazie, und auf ihn möchte der Vers des Sophokles passen, den Plutarch auf den Timoleon anwendet: Welche Venus, welcher Liebesgott legte Hand an alles, was er that!"

Nicht so mild beurteilte Döllinger die nächste Veröffentlichung Heines, den er, wie wir sehen, unermüdlich verfolgte, nämlich dessen Reisebriefe aus Italien, die im Cottaschen „Morgenblatt" damals zur Veröffentlichung gelangten. Das 11. Kapitel dieser Reise (Nr. 288 des „Morgenblattes") erregte besonders den Zorn Döllingers, der wahrscheinlich schon durch das Kapitel IX gegen die modernen Jesuiten

in Harnisch geraten war. Heine spricht dort seine Ansicht über die Tiroler aus, die er für schön, heiter, ehrlich, brav und von unergründlicher Geistesbeschränktheit hält. Sie seien auch eine gesunde Menschenrasse, vielleicht weil sie zu dumm sind, um krank sein zu können. Was ihnen fehle, das sei das Gefühl von Würde der Persönlichkeit; der Tiroler habe eine Sorte von lächelndem, humoristischem Servilismus, der fast eine ironische Färbung trägt, aber doch grundehrlich gemeint ist. Wer Tirol und die Tiroler kennt, wird zugestehen, daß diese Charakteristik nicht falsch ist und auch heute noch zutrifft. Döllinger urteilt natürlich von seinem Standpunkte darüber anders. Wiederum greift er Heine zunächst in persönlicher Weise an, indem er ihm vorwirft, er habe sich das Land nur vom Reisewagen aus besehen und hauptsächlich mit Kutschern und Gastwirten verkehrt. Dann kommt wieder Heines Judentum an die Reihe, und es wird ihm der Vorwurf ins Gesicht geschleudert, daß er weder Religion noch Vaterland habe. „Die Religion ist ihm dadurch abhanden gekommen, daß er laut eigenem Geständnis in der Kluft, die zwischen der Ablegung des alten Glaubens und der Annahme eines neuen liegt, stecken geblieben; er hat nämlich das beschränkte und beschränkende Judentum abgeschworen, den Christenglauben aber nicht angenommen und behilft sich nun, so gut es gehen will, ohne Religion."

Am schärfsten geht Döllinger gegen Heines Geschichtsbetrachtung über den Aufstand von 1809 vor. Er versucht es, den Dichter zu persiflieren, indem er den Wunsch ausspricht, daß Heine einmal in dieser beliebten Manier eine Uebersicht der gesamten Universalgeschichte geben möchte, und Döllinger schließt seinen Artikel wiederum mit einer, man muß sagen, recht häßlichen, persönlichen Bemerkung über „die zahlreichen Liebesabenteuer des Herrn Heine, die er so selbstgefällig erzählt". Wenn nun Professor Friedrich, der in dieser Sache entschieden Partei gegen Heine nimmt, behauptet, der Hieb habe fest gesessen, so ist das ein Irrtum, ein großer Irrtum sogar. Denn hätte der Hieb wirklich fest gesessen, so wäre es Heine wohl nicht schwer gefallen, alsbald eine Antwort zu geben, die an Geist, Witz und Schärfe die gesamten Werke Döllingers sicher weit in den Hintergrund gestellt hätte. Es steht nicht einmal fest, daß er von diesem Angriff damals überhaupt etwas gewußt hat, und nur ein Freund, wahrscheinlich wieder der oben bereits erwähnte Dr. Lautenbacher, nahm sich des abwesenden Dichters auch gegen diese Angriffe der „Eos" an. Friedrich teilt diese Entgegnung nicht mit, aber ich bin in der Lage, sie aus meinen Aufzeichnungen citieren zu können.

Es heißt nämlich in der „Flora", Nr. 169, folgendermaßen: „Die Nr. 132 der »Eos« greift den Dr. Heinrich Heine in einer Weise an, welche bloß durch die allbekannte Tendenz dieses Blattes erklärlich ist. Ohne auf den Aufsatz selbst einzugehen, kann nicht unbemerkt bleiben, daß es zum mindesten feig ist, den Ab-

wesenden auf eine so inhumane und schmähliche Weise zu verunglimpfen. Die »Eos« weiß recht gut, daß ihre erkalteten Strahlen nicht in fremde Länder dringen, und hat darum durch Beschimpfung hinter dem Rücken versucht, sich der wohlverdienten und unausbleiblichen Geißelung zu entziehen. S."

Einen solchen Vorwurf konnte Döllinger nicht auf sich sitzen lassen, und er gab in Nr. 137 der „Eos" (27. August 1829) eine „einstweilige Erwiderung", in der er sagte: „Als ob die momentane Abwesenheit eines solchen Schriftstellers irgend eine Bedeutung hätte! — Die Tendenz der »Eos« ist allerdings ganz und gar nicht jene des Herrn Dr. Heine; ob aber hier eine so recht renommistisch imputierte Feigheit inzwischen liege, wird die Folge lehren. Einstweilen lebt man der Ueberzeugung, daß Herr S., nachdem er von einer unausbleiblichen Geißelung spricht, ein echter Stammgenosse seines zur Zeit Verschollenen sei". Also immer und immer wieder der Jude! Die Folge lehrte übrigens gar nichts, was den Vorwurf entkräftet hätte, den die „Flora" gegen die „Eos" erhoben hat, höchstens, daß Döllinger noch einmal sein Kampfesroß gegen Heine sattelte und in einem Artikel der „Eos" mit sarkastischen Glossen auseinandersetzte: „Wie Herr Heine den Beweis führt, daß er guter Protestant sei".

Inzwischen hatte sich etwas sehr Wichtiges zugetragen. Heine hatte, als er von München abreiste, von dem Minister Eduard von Schenk gewissermaßen ein festes Versprechen erhalten, daß er ihm eine Professur an der Münchener Universität verschaffen werde. Es ist bekannt, daß Heine wochenlang auf das Ernennungsdekret vergeblich in Florenz gewartet hat. Seine frommen Gegner waren inzwischen eifrig am Werke. Sie waren es, die seine Ernennung hintertrieben hatten, und die Klage Heines war vollauf berechtigt, daß Schenk ihn damals „den Jesuiten sakrifiziert habe". Man muß sich, um den Aerger, ja den Zorn des Dichters zu begreifen, vergegenwärtigen, welche Gehässigkeiten von München aus, auf der einen Seite von der katholischen Partei mit Döllinger an der Spitze, auf der andern Seite von einer Dichterclique mit dem Grafen Platen an der Tête, damals gegen ihn in die Welt gesetzt wurden. Als er von seiner italienischen Reise zurückkehrte, empfing er die Nachricht von dem Tode seines Vaters. Erst nach längerer Zeit entschloß er sich wieder zu einer größeren Arbeit. Mit fliegender Hast schrieb er die letzten Kapitel des dritten Bandes seiner „Reisebilder". Es muß dies besonders stark betont werden, weil gerade jene letzten Kapitel die Polemik gegen den Grafen Platen enthalten, die Heine sicher bei ruhiger Ueberlegung erheblich gemildert hätte.

In diesem Kapitel hielt er auch Abrechnung mit Döllinger. Döllinger war damals noch nicht so bekannt, daß es Heine gelohnt hätte, seinen Namen zu nennen. Die „Geißelung" war daher keine persönliche, sondern eine allgemeine.

Sie richtete sich hauptsächlich gegen die beiden ersten Artikel der „Eos", in denen er wegen einiger arglosen Witze „zuerst mit Kot und Dummheit" angegriffen worden sei.

Es heißt dort: „Was die heiligen Männer betrifft, deren fromme Wut sich zu gleicher Zeit gegen mich kundgab, und nicht bloß meiner anticölibatischen Gedichte wegen, sondern auch wegen der „Politischen Annalen", die ich damals herausgab, so konnte ich ebenfalls nur gewinnen, wenn man deutlich sah, daß ich keiner der ihrigen sei. Wenn ich hiermit andeute, daß man nichts Gutes von ihnen sagt, so sage ich darum noch nichts Böses von ihnen. Ich bin sogar der Meinung, daß sie, nur aus Liebe zum Guten, durch frommen Betrug und gottgefällige Verleumdung das Wort der Bösen entkräftigen möchten, und daß sie diesen, nur für einen solchen edlen Zweck, der jedes Mittel heiligt, nicht bloß die geistigen Lebensquellen, sondern auch die materiellen zu verschütten suchen. Man hat jene guten Leute, die sich in München sogar öffentlich als Kongregation präsentierten, thörichterweise mit dem Namen Jesuiten beehrt. Sie sind wahrlich keine Jesuiten, sonst hätten sie eingesehen, daß zum Beispiel ich, einer von den Bösen, schlimmstenfalls die litterarisch-alchimistische Kunst verstehe, aus meinen Feinden selbst Dukaten zu schlagen, dergestalt, daß ich dabei die Dukaten bekomme und meine Feinde die Schläge; — sie hätten eingesehen, daß solche Schläge nichts von ihrem Gehalte verlieren, wenn man auch den Namen des Schlagenden avilieret, wie der arme Sünder den Staubbesen nicht minder stark fühlt, obgleich der Scharfrichter, der ihn erteilt, für unehrlich erklärt wird; — und, was die Hauptsache ist, sie hätten eingesehen, daß etwas Vorliebe für den anti-aristokratischen Voß und einige arglose Muttergotteswitze, weshalb sie mich zuerst mit Kot und Dummheit angriffen, nicht aus antikatholischem Eifer hervorgegangen".

Heine war ein guter Hasser. Er hielt sich zu denen, die der Meinung sind, daß die Rache eine Speise sei, die kalt genossen werden müsse, und jahrelang konnte er warten, bis er irgend einem Gegner die wohlverdiente Züchtigung angedeihen ließ. Ein solches Verfahren mag nicht edel sein, aber seine Gegner waren auch nicht edel gegen ihn. Man kann dies noch heute beobachten. Selbst ein so vorurteilsloser und humaner Mann wie Professor Friedrich giebt in seinem Buche hierfür ein Beispiel, indem er unter anderem sagt, daß Heine in der „Romantischen Schule" und in dem Gedicht „Einem Abtrünnigen" Rache an der „Kongregation" in München genommen habe. Nun hätte sich der gelehrte Forscher aber schon durch einen Blick in meine Heine-Ausgabe überzeugen können, daß jenes auf die Taufe seines Freundes Eduard Gans sich beziehende Gedicht 1826 in Lüneburg verfaßt und damals nur seinem intimsten Freunde Moses Moser mitgeteilt worden war (Gesammelte Werke Bd. I, S. 195), zu einer Zeit also, wo

er noch keine Ahnung von der Existenz einer Kongregation in München und eines Mannes wie Döllinger haben konnte.

Ein einziges Mal erwähnt Heine den Namen Döllinger, und zwar in seinem „Romanzero“. Dort ist ein Gedicht „Der Ex-Nachtwächter“, welches sich gegen Dingelstedt richtet, eigentlich aber das alte München seiner Zeit satirisch schildert. In diesem Gedicht werden Maßmann, Schelling, Cornelius, Görres, kurz die ganze Kongregation und deren romantische Adepten aufgeführt, und dort finden sich auch die bekannten Verse auf Döllinger:

Apropos! Der erzinfame
Pfaffe Dollingerius —
Das ist ungefähr sein Name —
Lebt er noch am Isarfluß?

Sah ihn am Charfreitag wallen
In dem Zug der Prozession,
Von den dunkeln Männern allen
Wohl die dunkelste Person.

Dieser bleibt mir unvergeßlich!
Bei dem reinen Sonnenlicht!
Niemals schaut' ich solch ein häßlich
Armesünderangesicht.

Ja, Monacho Monachorum
Ist in unsrer Zeit der Sitz
Der Virorum obscurorum,
Die verherrlicht Huttens Witz.

Wenn Professor Friedrich sagt, daß Heine die Lacher auf seiner Seite hatte, so hat er recht; wenn er aber hinzufügt, daß sich noch heute Döllingers Gegner an dieser bitterbösen Persiflage ergötzen, so hat er entschieden unrecht. Soviel ich weiß, hat kein Anderer diese wenig schönen Verse Heines gegen Döllinger je wieder citiert — als gerade dessen jesuitischen Gegner!

Einen Zusammenhang dieser Verse mit der „Eos“ hat allerdings Professor Friedrich jetzt unwiderleglich nachgewiesen. Er hätte noch einen „bitterbösen“ Ausfall Heines gegen Döllinger wegen dessen Rede über die Universitäten in dem Buche: „Zur Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland“ hinzufügen können, wenn er sich die Mühe genommen hätte, in meine Heine-Ausgabe hineinzusehen; aber es kommt schließlich nicht mehr darauf an, und es genügt das, was wir hier vorgeführt haben.

Die Entwickelung Döllingers hat bekanntlich andere Bahnen eingeschlagen, als seine Freunde und Gegner in jener Zeit vermutet hatten. Es unterliegt nicht dem geringsten Zweifel, daß auch Heine die flammende Liebe zur Wahrheit, die hehre Begeisterung für das gute Recht und die tiefe Gelehrsamkeit, zu der sich Ignaz v. Döllinger in seiner zweiten Lebenshälfte erhoben, freudig anerkannt haben würde. Freilich hätte er sicher dabei doch irgend welchen Witz angebracht, aber das war ja sein gutes Recht, ebenso wie es Döllingers gutes Recht war, die Angriffe des Dichters gegen seine religiöse Ueberzeugung abzuwehren.

Dreizehntes Kapitel. Die italienische Reise.

Den Plan zur Reise nach Italien, von der bereits im vorigen Kapitel kurz die Rede war, hegte Heine schon seit 1827. Er hatte sich aus London, wiewohl er dort sehr viel Geld gebraucht hatte, gleichwohl noch 800 Thaler mitgebracht, die er Varnhagen von Ense in Verwahrung gab. Seit seinem Aufenthalt in München scheint der Plan zur Reise gediehen zu sein. Wiederholt kehren kurze Notizen darüber in seinen Briefen an Varnhagen von Ense und Julius Campe wieder. Die erste Notiz in einem Briefe an letztern lautete: „Ich will frei sein, und wenn das Klima (in München) wirklich so fürchterlich ist, wie man mir droht, will ich nicht gefesselt sein; finde ich meine Gesundheit gefährdet, so packe ich meinen Koffer und reise nach Italien". Mit der Lektüre italienischer Reisebeschreibungen scheint sich Heine im Winter von 1827 auf 1828 viel beschäftigt zu haben. Er las Goethes italienische Reise mit Vorliebe und Nutzen; auch das Wilhelm Heinse zugeschriebene Buch „Fiormona, oder Briefe aus Italien" beschäftigte ihn angelegentlich, und in einem Bericht über dieses Buch schreibt er dem jungen J. H. Detmold: „Ich gehe nach Italien, sammle mich, kehre gerüstet nach Norddeutschland zurück und bilde eine Schule. Es thut not, daß einer das Nötige thue".

Das war ein Programm; aber die Energie, mit der Heine es aussprach, verließ ihn in der Folgezeit nur zu oft. Er hat kaum den Mut, seinen Freunden offen einzugestehen, daß er nach Italien reise. Am 12. Februar 1828 schreibt er an Varnhagen über seine persönlichen Verhältnisse: „Auf der einen Seite habe ich viele Schulden, auf der andern Seite will ich etwas thun, wozu ich viel Geld so nötig habe, daß ich es vom Himmel herabstehlen müßte, wenn ich es nicht hätte". Augenscheinlich sind diese Andeutungen auf Italien gemünzt. Im April scheint sich der Plan schon geklärt zu haben, und er schreibt wiederum an Varnhagen: „Da ich nicht weiß, wie bald ich nach Italien reise, so wünsche ich, lieber Varnhagen, daß Sie mir die 800 Thaler herschicken". Noch am 6. Juni aber stellt er in einem Briefe an Varnhagen die eigentümlich klingende Frage: „Werde ich wirklich nach Italien reisen?" Ja, kurz vor seiner Abreise, am 16. Juli 1828, teilt er seinem damaligen Freunde Wolfgang Menzel mit: „Ich bin im Begriffe, ins Gebirge zu reisen. Dort habe ich Muße und schreibe Ihnen vielleicht über das hiesige Leben". Drei Wochen später war er auf der Reise nach Italien.

Dieses Geheimhalten seines Reiseplanes hat etwas Seltsames. War er sich selbst darüber nicht klar, oder wollte er ihn seinen Freunden nicht mitteilen? Man wird unwillkürlich an Goethes heimliche Abreise von Karlsbad erinnert. Soweit

es uns bekannt ist, scheinen die vorläufige Suspendierung der „Neuen politischen Annalen", die Heine mit F. W. Lindner zusammen im Verlage von Cotta damals herausgegeben, sowie die Verzögerung der Ernennung zum Professor, welche, wie bereits erwähnt, Eduard von Schenk für ihn beim Könige Ludwig I. von Bayern durchsetzen wollte, die Beweggründe gewesen zu sein, welche ihn von München forttrieben. Wie oft saß er damals auf der Terrasse von Bogenhausen und betrachtete die schneebedeckten Berge, die „glänzend in Sonnenbeleuchtung, aus eitel Silber gegossen" zu sein schienen! „Wenn ich dort in Gedanken saß, war mir's oft, als sehe ich ein wunderschönes Jünglingsantlitz über jene Berge hervorlauschen, und ich wünschte mir Flügel, um hinzueilen nach seinem Residenzland Italien. Ich fühlte mich auch oft angeweht von Citronen- und Orangedüften, die von den Bergen herüberwogten, schmeichelnd und verheißend, um mich hinzulocken nach Italien. Einst sogar, in der goldenen Abenddämmerung, sah ich auf der Spitze einer Alpe ihn ganz und gar, lebensgroß, den jungen Frühlingsgott, Blumen und Lorbeeren umkränzten das freudige Haupt, und mit lachendem Auge und blühendem Munde rief er: »Ich liebe dich, komm zu mir nach Italien«!"

Sein Bruder Maximilian, der damals in München seine medizinischen Studien fortsetzte, begleitete ihn am 6. August 1828, wie wir jetzt aus seinem neuerdings aufgefundenen Reisepaß genau wissen, eine Tagereise weit bis Bad Kreuth an die Tiroler Grenze. In Tirol verfolgte Heine fortwährend die Erinnerung an Karl Immermann und an dessen Trauerspiel „Andreas Hofer". In Innsbruck kehrte er im „Goldenen Adler" ein, wo auch Hofer gewohnt hat, und plauderte mit dem Gastwirt Niederkirchner über den alten Helden. Innsbruck selbst erschien ihm als eine „unwohnliche, blöde Stadt", und die Standbilder der Hofkirche erweckten nur seine Lachlust. Er blieb nur einen Tag dort. Die zweite größere Stadt, die Heine in Tirol gesehen, war Brixen. Dort sind es wieder die Jesuiten, die ihn stören. Die Tiroler selbst gefallen ihm gut. Sie sind „schön, heiter, ehrlich, brav und von unergründlicher Geistesbeschränktheit. Sie sind eine gesunde Menschenrasse, vielleicht, weil sie zu dumm sind, um krank sein zu können. Sie geben ihre Persönlichkeit preis, ihre Nationalität". Heine erinnert sich bei dieser Gelegenheit der Geschwister Rainer, deren Nachkommen wir noch heute ihre Tiroler Lieder in unseren Konzertsälen singen hören, und die er auch im Sommer vorher in den Konzertsälen der Londoner fashionablen Welt jene Tiroler Lieder mit bitterem Unmut über dieses Preisgeben ihrer Nationalität singen hörte. Die trübe Witterung und seine noch trübere Gemütsstimmung ließen ihn einen rechten Genuß in Tirol nicht erleben. Erst im südlichen Tirol klärte sich das Wetter einigermaßen auf, und die Sonne von Italien ließ schon ihre Nähe fühlen. Befangen in Träumen von Liebe und Wehmut, von Sehnsucht und Hoffnung, von Frühling und Sonnen-

schein, „selbst ein Traum, ging ich nach Italien, und da ich während der Reise so ziemlich vergessen hatte, daß ich dorthin reiste, so erschrak ich fast, als mich all die großen italienischen Augen ansahen, und das buntverwirrte italienische Leben mir leibhaftig, heiß und summend entgegenströmte".

Es war das in der uralten Stadt Trient, wo Heine an einem schönen Sonntagnachmittag, am 10. August, ankam. Er besuchte den alten Dom, schlenderte über den Marktplatz, und es ist charakteristisch, daß ihn alles in der Flucht der neuen Erscheinungen so bekannt und eigentümlich anmutet, als hätte er es in seinen Kinderjahren schon gesehen und erlebt. Die ganze Stadt erscheint ihm nicht anders, denn als eine hübsche Novelle, die er einmal gelesen, vielleicht sogar gedichtet, und er selbst sei jetzt in sein eigenes Gedicht hineingezaubert worden und erschrecke vor dem Gebilde seiner eigenen Schöpfung. Erst die dicke Obstfrau am Marktplatz zu Trient ruft ihn wieder in die Wirklichkeit zurück. Nach einer kurzen Nachtruhe in der „Locanda del Grande Europa" bestieg er am folgenden Morgen das Fuhrwerk eines italienischen Vetturino, und um die Mittagszeit erreichte er Ala, wo die Vetturine damals einige Stunden zu halten pflegten, um die Wagen zu wechseln. Ala, die heutige Zollstation, erschien ihm schon als ein echt italienisches Nest. Die Lage ist pittoresk, an einem Berghang, ein Fluß rauscht vorbei, heiter grüne Weinreben umranken hier und da die übereinander stolpernden, zusammengeflickten Bettelpaläste. An der Ecke des windschiefen Marktes, der so klein ist wie ein Hühnerhof, steht mit großmächtigen Buchstaben: „Piazza di San Marco!" Nachmittags fuhr er rasch hinab in die lombardische Ebene durch das berühmte Berner Loch (Chiusa di Verona), von dem er seltsamerweise nichts zu berichten weiß, und gegen Abend erreichte er die „uralte, weltberühmte" Stadt Verona.

Verona war damals die wichtigste und schönste Stadt des venezianischen Festlandes. Hatte Heine die bunte Gewalt der neuen auf ihn eindringenden Erscheinungen in Trient nur dämmernd und ahnungsvoll bewegt, so erfaßte sie ihn in Verona, der ersten rein italienischen Stadt mit ihren historischen Erinnerungen und herrlichen Denkmälern der Architektur, Skulptur und Malerei, wie „ein mächtiger Fiebertraum voll heißer Farben, scharf bestimmter Formen, gespenstischer Trompetenklänge und fernen Waffengeräusches". Ueberallhin verfolgen ihn diese historischen Erinnerungen, und die Steine und Paläste erzählen ihm die Geschichte der großen Vergangenheit.

Heine blieb nur einen Tag in Verona. Dieser eine Tag verging aber „in beständiger Verwunderung ob des nie Gesehenen". Er bewundert die Grabmäler der Skaliger, er staunt das antike Amphitheater an, in dem gerade Komödie gespielt wurde; er zieht staunend an den mächtigen Palästen vorbei, über die Piazza delle Erbe zu dem römischen Triumphbogen, und die Geister der Ver-

gangenheit werden lebendig in seiner Phantasie. Es ist natürlich, daß in diese Erinnerungen, mit denen sich das Gedächtnis seiner unglücklichen toten Liebe verwebt, auch Romeo und Julia hineinspielen. Er sieht sich den Palast der Capulets an und die Kapelle, worin der Sage nach das unglückliche Liebespaar getraut wurde. Dagegen war ihm glücklicherweise der Anblick der Tomba di Giulietta erspart, dieses hölzernen Trogs, der jetzt geschäftsmäßig für den Sarg der Julia ausgegeben wird. Im Viccolo Franceschine, auf dem rechten Etschufer, liegt in dem Garten einer Seitengasse ein ehemaliges Franziskanerkloster, wo ein mehr als einfacher Sarkophag als Sarg der Julia bezeichnet wird. Der Zugang führt durch eine Kegelbahn, und sowohl die Umgebung, wie der nüchterne Holztrog selbst sind in der That geeignet, auch die schwärmerischste Seele zu enttäuschen. Am Eingang befindet sich ein Kaffeehaus mit der Aufschrift: „Caffé i liquori alla Tomba di Giulietta“.

An einem drückend heißen Augusttage fuhr Heine von Verona nach Mailand mit dem Postwagen, nach seiner Angabe „in Gesellschaft von sechs Banditen“. Er hielt sich nur noch in Brescia, Bergamo und Monza auf. Um Mitternacht kam er in Mailand an und kehrte im Hotel Reichmann ein, welches noch gegenwärtig unter dem Namen „Gran Britannia und Reichmann“ in der Via Torino besteht, und das er für das beste Wirtshaus in Italien hielt. Von den Merkwürdigkeiten Mailands imponierte ihm vor allem der Dom. Er erscheint ihm zwar in der Ferne, als sei er „aus weißem Postpapier geschnitzelt“, aber in der Nähe erschrickt er darüber, daß dieses Schnitzwerk „aus unwiderleglichem Marmor“ bestehe. Auch die Kunstsammlungen der Stadt, die Brera und Ambrosiana, erwecken sein Interesse, da er hier zum erstenmal ein klares Bild italienischer Kunst empfängt.

Nach mehrtägigem Aufenthalt reiste er am 16. August nach Genua. Es ist merkwürdig, daß Genua, welches heute auf den Reisenden einen so großartigen Eindruck ausübt, Heine kalt läßt. „Diese Stadt ist alt ohne Altertümlichkeit, eng ohne Traulichkeit und häßlich über alle Maßen. Sie ist auf einen Felsen gebaut, am Fuße von amphitheatralischen Bergen, die den schönsten Meerbusen gleichsam umarmen. Die Genueser erhielten daher von der Natur den besten und sichersten Hafen. Da, wie gesagt, die ganze Stadt auf einem einzigen Felsen steht, so mußten der Raumersparnis wegen die Häuser sehr hoch und die Straßen sehr eng gebaut werden, so daß diese fast alle dunkel sind und nur auf zweien derselben ein Wagen fahren kann“. Nur von der Seeseite, besonders gegen Abend, gewährt ihm die Stadt einen besseren Anblick. „Da liegt sie am Meere wie das gebleichte Skelett eines ausgeworfenen Riesentiers, dunkle Ameisen, die sich Genueser nennen, kriechen darin herum, die blauen Meereswellen bespülen es plätschernd wie ein Ammen-

lieb; der Mond, das blasse Auge der Nacht, schaut mit Wehmut darauf hinab". Zunächst fesseln ihn in Genua die Paläste der ehemaligen Machthaber der Republik, der Doria, Marcello-Durazzo und anderer. In letzterem Palast sind es hauptsächlich die Bilder, welche sein Interesse erregen, und eine Bemerkung, welche sich nur im Originalbrouillon der italienischen Reise vorfindet, die Heine aber später gestrichen, mag hier als charakteristisch angeführt werden. Sie drängt sich ihm bei dem Bilde von Paul Veronese, „Christus und Magdalena", auf und lautet: „Welche Malerei! Gott verzeih' mir die Sünde, für dieses Bild gebe ich meinen besten Mieris, aber doch noch keinen Jan Steen. Das muß noch viel besser kommen. Nur so viel merke ich: seit ich in Italien bin, werden meine Holländer täglich wohlfeiler. Zwei Stunden lang stand ich vor jener Magdalena". Dieses Urteil ist um so interessanter, als sich gerade in dieser Galerie einige ausgezeichnete Bilder von Rubens, van Dyk und Ruisdael befinden. Uebrigens hat Heine auch in Genua fleißig gearbeitet, wie ich aus einem im Anhange befindlichen, bisher ungedruckten Manuskript nachweisen kann. (Siehe 4. Beilage). Der Aufsatz sollte ein Kapitel, vielleicht das vierunddreißigste, der „Reise von München nach Genua" werden. Heine hat ihn aber nicht vollendet und später vor den Schluß in der Abteilung „Die Stadt Lucca" (Kap. X) gestellt. Der ganze Entwurf ist zugleich charakteristisch für seine Art zu arbeiten.

In Genua hielt sich Heine fünf Tage auf. Wenn wir seinem Briefe an Moser vom 6. September Glauben schenken dürfen, so hat er hier auch ein Abenteuer erlebt. Dieser Bericht klingt allerdings etwas prahlerisch: „In Genua hat ein Schurke bei der Madonna geschworen, mich zu erstechen; die Polizei sogar sagte mir, solche Leute hielten gewissenhaft ihr Wort, und riet mir gleich abzureisen — ich blieb aber sechs Tage und ging, wie gewöhnlich, des Nachts am Meere spazieren. Ich lese alle Abende im Plutarch, und ich sollte mich vor einem modernen Meuchelmörder fürchten?" Etwas Näheres über diese Geschichte, wahrscheinlich ein Liebesabenteuer, erfahren wir aus seinen Mitteilungen nicht. Falls Heine wirklich die Bekanntschaft der viel berufenen Bravos gemacht hätte, würden wir aus seiner Reisebeschreibung doch wohl mehr darüber erfahren haben.

Von Genua ging Heine am 21. August nach Livorno, wo er bis zum 3. September blieb. Aus dieser Stadt besitzen wir seinen ersten Brief, ohne Datum; nach einer Notiz auf der Rückseite desselben ist er wahrscheinlich vom 27. August. Er ist an den Dichter Eduard von Schenk, damals Minister in Bayern, gerichtet und von Interesse für Heines italienische Reise. Schon im Eingang des Briefes spricht er die Hoffnung aus, in zwei bis drei Wochen in Florenz einzutreffen, um dort auf dem Boden zu wandeln, wo Dante, Machiavell, Lionardo da Vinci und Michel Angelo gewandelt. Der Freund ist neugierig, zu erfahren, welchen Eindruck

Italien auf Heine gemacht hat, und dieser schreibt nun: „Was ich über Italien denke, werden Sie spät oder früh gedruckt lesen. Der Mangel an Kenntnis der italienischen Sprache quält mich sehr. Ich verstehe die Leute nicht und kann nicht mit ihnen sprechen. Ich sehe Italien, aber ich höre es nicht. Dennoch bin ich oft nicht ganz ohne Unterhaltung. Hier sprechen die Steine und ich verstehe ihre stumme Sprache, und auch sie scheinen tief zu verstehen, was ich denke. So eine abgebrochene Säule aus der Römerzeit, so ein zerbröckelter Longobardenturm, so ein verwittertes gotisches Pfeilerstück versteht mich recht gut. Bin ich doch selbst eine Ruine, die unter Ruinen wandelt; gleich und gleich versteht sich schon. Manchmal zwar wollen mir die alten Paläste etwas Heimliches zuflüstern, und ich kann es nicht hören vor dem dumpfen Tagesgeräusch; dann komme ich des Nachts wieder, und der Mond ist ein guter Dolmetsch, der den Lapidarstil versteht und in den Dialekt meines Herzens zu übersetzen weiß. Ja, des Nachts kann ich ganz Italien verstehen, dann schläft das junge Volk mit seiner jungen Opernsprache, und die Alten steigen aus ihren kühlen Betten und sprechen mit mir das schönste Latein. Es hat etwas Gespenstisches, wenn man nach einem Lande kommt, wo man die lebende Sprache und das lebende Volk nicht versteht, und statt dessen ganz genau die Sprache kennt, die vor einem Jahrtausend dort geblüht und, längst verstorben, nur noch von mitternächtlichen Geistern geredet wird, eine tote Sprache. Indessen, es giebt eine Sprache, womit man von Kapland bis Japan bei der Hälfte des menschlichen Geschlechts sich verständlich machen kann. Und es ist die schönere Hälfte, die man par excellence das schöne Geschlecht nennt; diese Sprache blüht in Italien ganz besonders. Wozu Worte, wo solche Augen mit ihrer Beredsamkeit einem armen Tedesco so tief ins Herz hineinglänzen; Augen, die besser sprechen als Demosthenes und Cicero; Augen — ich lüge nicht —, die so groß sind wie Sterne in Lebensgröße". Der Brief schließt mit der Versicherung, daß Heine des Dichters des „Belisar" jedesmal gedenke, so oft er Lorbeerbäume sehe. Ein solches Kompliment konnte kaum aufrichtig gemeint sein; es ist auch in der That nichts als eine Schmeichelei für den einflußreichen Minister.

Am 1. September traf Heine in den Bädern von Lucca ein, deren romantische Lage in den Apenninen auch jetzt noch allsommerlich eine große Anzahl von Touristen und Badegästen anlockt. Der Hauptort dieser Bagni di Lucca ist Ponte a Seraglio, welches man zunächst erreicht, und das malerisch an einer Krümmung der Lima liegt. Prächtige, von uralten Bäumen beschattete Alleen führen von hier nach den umliegenden Ortschaften; die Wohnungen sind mit Weinlaub umrankt, die Badeanstalten mit ihren warmen Quellen vortrefflich eingerichtet. Das Thal der Lima mit seinen herabhängenden Kastanienwäldern ist kühl und schattenreich, anmutige Spaziergänge führen aus einer Ortschaft in die andere auf gut-



Die Bäder von Lucca. Panorama.

erhaltenen Wegen, und schöne Ausflüge locken in das nahe Gebirge, von wo aus man an sonnenhellen Tagen das ganze toskanische Land bis zum Meere hin weit überschauen kann. Hier verlebte Heine vier herrliche Wochen, die längste und glücklichste Zeit seines italienischen Aufenthaltes. „Ich habe nie ein reizenderes Thal gesehen", schreibt er, „besonders wenn man von der Terrasse des oberen Bades, wo die ernstgrünen Cypressen stehen, ins Dorf hinabschaut. Man sieht dort die Brücke, die über ein Flüßchen führt, welches Lima heißt und, das Dorf in zwei Teile durchschneidend, an beiden Enden in mäßigen Wasserfällen über Felsenstücke dahinstürzt und ein Geräusch hervorbringt, als wolle es die angenehmsten Dinge sagen und könne vor dem allseitig plaudernden Echo nicht zu Worte kommen. Der Hauptzauber dieses Thales liegt aber gewiß in dem Umstand, daß es nicht zu groß ist und nicht zu klein, daß die Seele des Beschauers nicht gewaltsam erweitert wird, daß die Häupter der Berge selbst, wie die Apenninen überall, nicht abenteuerlich, gotisch erhaben, mißgestaltet sind, gleich den Bergkarikaturen, die wir ebensowohl wie die Menschenkarikaturen in germanischen Ländern finden, sondern daß ihre edelgerundeten, heiter grünenden Formen fast eine Kunstzivilisation aussprechen und gar melodisch mit dem blaßblauen Himmel zusammenklingen."

So Heine über die Bäder von Lucca. Wer wird nun noch eine weitere Schilderung verlangen? Die Natur hat sich ja auch seitdem nicht verändert. Heute wie damals ist das Thal so reizend, sind die Berge so majestätisch, grünt und blüht die Vegetation so üppig, daß wir gern hier verweilen. Angenehmer mag es freilich damals gewesen sein, wo jene gerühmte Kunstzivilisation noch nicht so weit fortgeschritten war wie heute. Die Bäder von Lucca hatten damals sicherlich noch keinen solchen Luxus, aber auch nicht so viele Bequemlichkeiten aufzuweisen wie heute, wo man Wagen und Pferde, Equipagen, Esel, Magazine, kurz alles, was man in größeren Bädern sucht und leider auch findet, in reicher Zahl und natürlich zu sehr hohen Preisen erlangen kann. Man braucht auch nicht lange zu suchen, um dort eine Lady Mathilde, eine Signora Franceska, ja selbst einen Marchese Gumpelino zu finden. Die eisenhaltigen Thermen locken alljährlich Tausende aus allen Weiten an, die in diesem lieblichen Thal sich gesund baden oder gesund trinken wollen und dabei die tausend kleinen Thorheiten und Scherze nicht verschmähen, die das Leben des Sommers mit sich bringt.

Und warum auch nicht!

Die toskanischen Nächte sind heute noch so lieblich und lau wie zu Heines Zeiten, ja selbst wie in den Tagen Dantes; noch immer wölbt sich ein hellblauer Himmel mit großen silbernen Sternen über dem Lande; die wilden Lorbeerbüsche und heimlichen Myrten laden auch heute zu verschwiegenem Glücke ein, und die Nymphen des Apennins umschweben uns so gut wie den Dichter mit ihren bräutlichen Tänzen. Ein Blühen und Flüstern, ein Singen und Klingen geht durch das Thal in stiller Nacht, und ein Gefühl ruhevollen Glückes erfüllt die Brust des Menschen in dieser gottgesegneten Landschaft. Hier und da kichert es immer noch aus den Myrtenbüschen in verschwiegener Sommernacht, und heimliche Seufzer klagender Liebe sind dann zu vernehmen: O süße Thorheit, verlaß uns nicht!

Es wäre eine müßige Untersuchung, nachzuforschen, ob die Signora Franceska und die Lady Mathilde aus Heines „Reisebildern“ wirklich gelebt haben; in jedem Falle hat Heine dort wohl anmutige Frauen von heißem italienischen Blute und kühnem britischen Unternehmungsgeiste kennen gelernt. So schreibt er an Moser: „Diesen Brief erhältst Du aus den Bädern von Lucca, wo ich jetzt bade und mit schönen Frauen schwatze, die Apenninen erklettere und tausenderlei Thorheiten begehe. Ich werde noch vierzehn Tage hier bleiben, dann gehe ich nach Florenz, Bologna, Venedig“. Auch von seinen Plänen berichtet er dem Freunde. Cotta wolle mit ihm ein neues Journal begründen, aber er hat sich noch nicht entschlossen. Er habe keine Freunde, auf deren litterarische Unterstützung er rechnen könnte, er stehe allein; bevor er aber zu einem Entschlusse komme, wolle er sich noch in Italien „herumamüsieren“.

Auch an seinen Oheim Salomon Heine schreibt er aus dem Bade Lucca. Freilich ist dieser Brief weniger vergnügt als die andern, dafür aber um so interessanter. „Die Natur ist hier schön, die Menschen liebenswürdig. In der hohen Bergluft, die man hier einatmet, vergißt man seine kleinen Sorgen und Schmerzen, und die Seele erweitert sich.“ Gleichwohl will er es nicht aufschieben, die Kümmernisse, die sein Herz bedrücken, und die Klagen, die er gegen seine Verwandten zu führen hat, auszusprechen. Diese Klagen sind unberechenbar, denn „sie sind geistiger Art, wurzelnd in der Tiefe schmerzlichster Empfindungen“. So ist dieser Brief eigentlich nur ein Seufzer (nebenbei gesagt, thut es ihm leid, daß er „diesen Seufzer nicht einmal frankieren kann“); aber er zeigt, mit welchen Widerwärtigkeiten Heine in seiner eigenen Familie damals zu kämpfen hatte. Das Bewußtsein, eine Peitsche zu besitzen, „die von der Höhe der Apenninen bis an die Mündung der Elbe hinabreiche“, verläßt ihn freilich nie, zugleich aber auch nicht das drückende Gefühl, von dieser Peitsche aus Rücksicht auf seine Abhängigkeit von dem Oheim keinen Gebrauch machen zu können.

Von Ponte a Seraglio aus unternimmt Heine zweimal die Partie nach der Stadt Lucca selbst. Die Schilderung dieser alten toskanischen Stadt bietet das Fragment: „Die Stadt Lucca“ in anschaulichster Weise. Die Stadt war damals als Herzogsresidenz von größerer Bedeutung und belebter als heute. Der Eindruck aber, den man jetzt, an einem sonnigen Frühlingsmorgen über die Wälle in die Stadt schreitend, empfängt, mag wohl der gleiche sein. Der Dom, die Kirche St. Michele, selbst das Hotel Croce di Malta, in dem Heine, Mathilde und Franceska logiert, sind heute noch wie damals zu sehen, nur daß das Wunderkreuz des heiligen Nicodemus nicht mehr im alten Kloster, sondern in dem kleinen Tempietto von St. Martino aufbewahrt ist, wo es dreimal im Jahre öffentlich ausgestellt wird, und daß auf der Piazza del Duomo nicht mehr österreichisch uniformiertes Militär nach deutschem Kommando manövriert, während der Palazzo Ducale inzwischen zum Palazzo Publico umgewandelt worden ist. Am längsten behielt Heine den Dom in Erinnerung, die schöne einfache Kirche, deren buntmarmorne Fassade mit jenen kurzen, übereinandergebauten Säulchen geziert ist, „die uns so witzig trübe ansehen“. Ein Bild dieser Kirche schenkte er ein Jahr nachher der Gattin seines Freundes August Lewald mit folgendem Vers:

> Die Kirche siehst Du auf diesem Bilde,
> Worin, zu heiliger Stimmung belehrt,
> Signora Franschesta und Lady Mathilde
> Mit Doktor Heine die Messe gehört.

In Lucca verläßt uns Heine. Er reiste von da, wahrscheinlich über Pisa und Empoli, nach Florenz. Sicher hegte er die Absicht, auch seine weitere Reisetour



Die Bäder von Lucca. Der Limafluß mit der Brücke Camaione.

zu beschreiben. Ein Kapitel derselben ist sogar noch im Originalbrouillon erhalten. Dasselbe findet sich in meiner Heine-Ausgabe (Bd. III, S. 357) irrtümlich als Anmerkung zu Kap. VI der „Stadt Lucca". Heine spricht in diesem Kapitel von dem Zusammentreffen mit Signora Franceska in Florenz, von dem Garten Boboli, von Santa Croce, von der Galleria dei Uffizi, von Boccaccio, Aretino, von Gumpelino und anderen Helden seines humoristischen Reiseromans, den er also noch über Florenz hinaus auszudehnen beabsichtigte. Schon am 25. September mußte er seine Zelte in Lucca abbrechen. Nach einem vorübergehenden Aufenthalt in Livorno, das er aber trotzdem nicht geschildert hat, kommt er am 1. Oktober in Florenz an. Sein erstes ist, nach der Post zu eilen, um sich den Brief von Schenk abzuholen, der ihm die Erfüllung seines sehnlichsten Wunsches bringen sollte. Der Brief ist nicht da. Die Post, damals wie heute im Palozzo dei Uffizi, veranlaßt ihn sofort zum Besuch des herrlichen Platzes und der Gemäldesammlung. Am selben Tage noch schreibt er an Schenk einen Brief, in dem er folgendes darüber berichtet: „Der Markt von Florenz ist der herrlichste und der interessanteste Anblick, den nur ein Mensch finden kann; die Altertümlichkeit, die bedeutungsvollen Statuen, die hohen Arkaden, die großartige, dabei dennoch überall echt altflorentinische Gruppierung, überall Blüte des Mediceertums, und gar oben im Palast Uffizi die griechischen Götterwohnungen! Ich will Ihnen freimütig gestehen: im Boudoir

der mediceischen Venus vergaß ich Schenk und seinen Brief. Es war aber doch nicht die uralte, zusammengeflickte Göttin der Liebe, die mich so gewaltig erhob; vielmehr waren es die Augen einer Italienerin, die gar andächtig an sie hinaufsah; ich glaube, die alten Götter werden in Italien noch immer angebetet".

Die Erwartung des Schenkschen Briefes veranlaßt ihn, sieben Wochen in Florenz zu bleiben. Die Unsicherheit seines zukünftigen Lebensschicksals hindert ihn aber doch nicht, Florenz in vollen Zügen zu genießen. Auch an den russischen Diplomaten Feodor Iwanowitsch Tjutscheff schreibt er noch an demselben Tage: „Ich habe schon die Götter und Göttinnen im Palast Uffizi gesehen; ich habe schon die Bekanntschaft einiger Gottheiten gemacht, die ebenso schön und nicht so kalt wie diese sind". Und zum Schluß des Briefes läßt er eine Frau von Krüdener angelegentlichst grüßen, an die er gedacht hat, weil er kurz vorher „Frau von Medicis, vormals Frau von Vulcan, geborene Jupiter" gesehen.

Erst jetzt wissen wir, daß man in Florenz sogar den Versuch gemacht hat, — ihn anzupumpen, wie der nachfolgende in meinem Besitz befindliche Brief nachweist. Er ist geschrieben auf ordinärem Büttenpapier von ehedem, das im Wasserzeichen ein Wappen zeigt und darunter den Namen Gius.e Testa. Das Schriftstück, in französischer Sprache, umfaßt 22 Zeilen, von denen durch den Schreiber bei der Durchsicht etwa zehn ausgestrichen sind. Außerdem fehlt es nicht an Korrekturen; trotzdem ist noch mancher Verstoß gegen Schreibung und Form stehen geblieben. Der Wortlaut ist schließlich so zu lesen:

Je suis bien aise, Mr., que vous savez combien je suis en peine de recevoir les lettres qui me decideront ou de rester ici ou de partir sur le champ. Comme j'ai fait la bêtise d'envoyer la moitié de mon argent à mon frère qui est resté malade dans le chemin pour ici, il ne me reste apresent qu'une bagatelle si modique que je serais encore assez embarassé si j'en dois faire encore des frais de voyage, — jugez donc vous même combien j'ai le droit de me refuser aux demandes pecunières de mes amis. Votre très affligé

(Ich bin recht zufrieden, mein Herr, daß Sie wissen, wie sehr ich in Sorge bin, die Briefe zu empfangen, die mich bestimmen werden, entweder hier zu bleiben oder auf der Stelle abzureisen. Da ich die Thorheit begangen habe, die Hälfte meines Geldes einem Bruder zu schicken, der auf dem Wege nach hier krank liegen geblieben ist, so bleibt mir gegenwärtig nur eine so geringe Kleinigkeit, daß ich ziemlich in Verlegenheit sein würde, wenn ich davon noch Reisekosten bestreiten sollte; — urteilen Sie also selbst, wie sehr ich das Recht habe, auf das Geldverlangen meiner Freunde nicht einzugehen. Ihr sehr betrübter)

Ort, Datum, Unterschrift fehlen. Aber nicht einen Augenblick kann Zweifel auftreten: der Briefschreiber war Heinrich Heine.

Freilich muß es seltsam erscheinen, bei einem beabsichtigten Anlehen dem Dichter die Rolle des Darleihers zugemutet zu sehen. Aber es drängt sich die Frage auf: wer mag dieser naivste aller Bittsteller gewesen sein? Natürlich, wie auch schon aus der Sprache der Antwort sich ergiebt, ein Landsmann nicht. Sollte über ein solches Original nirgends Aufklärung sich finden? Hätte der ehemalige „apprenti



Der Dom zu Lucca.

millionnaire“ Harry aus Stolz oder aus Bescheidenheit die Erwähnung unterlassen? Heine führte damals ein kleines, äußerst einfaches Taschenbüchlein bei sich, das er noch in London erstanden hatte; denn die Blättchen — 3 auf $4^1/_2$ englische Zoll — des geringwertigen Papieres, von denen ich eins besitze, lassen den Schluß des Wasserzeichens erkennen: ... mott; ...... don. Hier notierte er, was ihm gerade einfiel: Witze und boshafte Bemerkungen, die später, wenn Zeit und Ort sich eigneten, improvisiert wurden, oder Adressen: „Venedig, San Giovanni e Paolo, Grabstätte der Dogen“ u. dergl. Auch dieser Reisebegleiter enthält nichts über den geldgierigen Bittsteller. Neben der Handschrift, dem äußeren Beweise,

giebt es aber noch einen inneren für die Autorschaft: wer in aller Welt außer Heinrich Heine könnte es als eine bêtise erklären, dem auf der Reise, im fremden Lande erkrankten Bruder eine, wenn auch nur mit knapper Not entbehrliche Summe Geldes geschickt zu haben?! Hat er wirklich seine Barschaft red- und brüderlich geteilt?

Der erste (bisher nicht gedruckte) Entwurf der „Reisebilder" enthält ein Kapitel mit der Ueberschrift: Montanero. Die — durchstrichenen — Anfangszeilen lauten: „Einige Meilen von Livorno auf einem Gebirgsabhange liegt", und das benutzte Papier zeigt ebenfalls im Wasserzeichen das oben erwähnte Wappen und den Namen Gius. Testa. Dagegen erscheint in dem im Anhang befindlichen Konzept, welchem die Aufschrift Genua gegeben ist, im Wasserzeichen ein anderes Wappen und der Name Giord. Magnani. Mithin ist jener französische Brief auf dem Wege zwischen Livorno, wohin der Dichter von Genua aus den Seeweg gewählt hatte, und Florenz, noch wahrscheinlicher in der Arnostadt selber geschrieben, von wo das Manuskript „Reise von München nach Genua" am 11. November 1828 an den Verleger des „Morgenblattes" abgeschickt wurde.

Sechs Wochen lang hören wir nun nichts von Heine. Aber aus seinem Paß wissen wir jetzt, daß er am 21. November von Florenz abgereist, daß er am 26. in Bologna, am 27. in Ferrara, am 28. in Padua, am 30. in Venedig war. Was er während dieser Zeit getrieben, darüber belehrt uns ein Brief an den Baron Cotta vom 11. September: „Damit Sie nicht glauben, ich sei in eine Tänzerin verliebt und bliebe deshalb hier und wäre echt römisch faul, so habe ich den Anfang meines italienischen Tagebuchs ausgearbeitet, d. h. die starken Worte und Kapitel ausgemerzt, so daß das beikommende Manuskript im »Morgenblatt« (und zwar recht bald) abgedruckt werden kann. Ich habe seitdem in den Bädern von Lucca herrliche Tage verlebt, sowie auch in Livorno. Hier bin ich seit sechs Wochen, warte auf Briefe und studiere schöne Künste, wozu auch das Ballett gehört. Ich mache Sie aber nochmals darauf aufmerksam, daß ich in keine Tänzerin verliebt bin, obgleich sich eine solche Liebe sehr gut mit Schnupfen und Husten verträgt und ein ebenso großes Unglück ist. Im Gegenteil, ich bin fleißig, schreibe sogar ein Buch, lese in Malthus und Bentham und habe eine neue Strafrechtstheorie aus meinem eigenen Kopfe herausgedacht, die Ihnen gefallen wird". Darauf macht Heine Cotta seine Vorschläge in Bezug auf die Fortführung der „Annalen", und schließlich erzählt er noch über seine Begegnung mit dem Baron C. F. von Rumohr, dem bekannten Kunsthistoriker, der ein intimer Freund Platens war. Heine schreibt darüber: „Ich sehe ihn selten; er kann mich nicht ausstehen, ich liebe ihn ebenfalls nicht sonderlich, und trotzdem kann keine rechte Freundschaft zwischen uns aufkommen. Zuletzt sah ich ihn im Foyer der mediceischen Venus, als er eben dem Kronprinzen von Preußen als Cicerone diente". Am selben

Tage schrieb Heine auch einen Brief an Gustav Kolb, ebenfalls über die Fortführung der „Annalen", der darum von besonderem Interesse ist, weil er seine aufrichtigen Gesinnungen enthüllt. Es ist nicht zu bezweifeln, daß Heine die Wahrheit gesagt hat, wenn er in diesem Briefe an Kolb schrieb: „Mein einziger Wunsch war, der liberalen Gesinnung, die wenig geeignete Organe in Deutschland hat, ein Journal zu erhalten. Es ist die Zeit des Ideenkampfes, und Journale sind unsere Festungen. Ich bin gewöhnlich faul und lässig, aber wo, wie hier, ein gesamtes Interesse ganz bestimmt gefördert wird, da wird man mich nie vermissen". Als Motto für die neue Zeitschrift schlägt er den Gedanken vor: „Es giebt in Europa keine Nationen mehr, sondern nur Parteien".

Leider fehlen nun alle folgenden Briefe Heines aus Italien. Erst Mitte März 1829, nachdem er bereits über ein halbes Jahr zurückgekehrt ist, erhalten wir wieder die ersten Briefe. Gleichwohl wissen wir aus seinem Paß, daß es Heine in Florenz so gut gefallen, daß er bis Ende November, fast volle sieben Wochen, dort verweilte. Ob er die Absicht gehabt hat, seine Reise bis nach Rom auszudehnen, oder ob er direkt nach Venedig zurückgehen wollte, ist nicht festzustellen. In seinen letzten Lebensjahren hat er sich Adolf Stahr gegenüber folgendermaßen darüber ausgesprochen: „Denken Sie sich, ich bin nie nach Rom gekommen; ich habe Rom nie gesehen! Es war etwas Wunderbares, daß ich nicht hin kam. Als ich in Oberitalien war, hatte ich nach Rom gewollt und fand dann, daß ich kein Geld hatte, denn daß ich ein ganz Teil englische Banknoten, die ich von London übrig behalten, in Italien verkaufen könne, fiel mir erst ein, als ich wieder in Deutschland war. Das wäre aber noch zu beseitigen gewesen. Indessen mich überfiel eine so plötzliche krankhafte Sehnsucht nach meinem Vater, daß ich es nicht aushalten konnte und mitten darin umkehrte. Es war anscheinend etwas Grundloses, ich konnte mir aber nicht helfen. Unterwegs erhielt ich einen Brief meines Bruders, der mir schrieb, daß unser Vater lebensgefährlich krank sei und daß ich bei Herrn Textor in Würzburg Nachricht finden und das Weitere erfahren würde. Ich fuhr also augenblicklich nach Würzburg, und wie ich dort ankam, war mein Vater tot." In diesen Mitteilungen haben wir zugleich den Bericht über die Rückreise Heines. Die Sehnsucht nach Rom spricht sich aber auch in den folgenden Worten seines Reiseberichts über Mailand aus: „Es war mir immer außerordentlich belehrend, wenn ich mit den Werken einer Schule auch die Originale vergleichen konnte, die ihr als Modell gedient haben; der Charakter der Schule kam mir dann klarer zur Anschauung. So ist mir auf dem Jahrmarkt zu Rotterdam der Jan Steen in seiner göttlichen Heiterkeit plötzlich verständlich geworden; so habe ich späterhin am Lungarno die Formenwahrheit und den tüchtigen Geist der Florentiner und auf dem San Marco die Farbenwahrheit

und die träumerische Oberflächlichkeit der Venetianer begreifen lernen. Geh' nach Rom, liebe Seele, und vielleicht schwingst du dich dort hinauf zur Anschauung der Idealität und zum Verständnis des Raphael!"

Es war Heine nicht beschieden, Rom zu schauen. Ueber Venedig, wo er am 30. November eintraf und fünf Tage blieb, und wo er die Nachricht von der Erkrankung des Vaters erhielt, eilte er auf demselben Wege, wie er gekommen, nach Hause. Am 27. Dezember langte er in Würzburg an, wo er die Trauerbotschaft von dem Tode des Vaters erhielt. Es währte lange, bis er sich sammelte. „Aschaffenburg, den 31. Dezember" lautet die letzte Eintragung im Paß auf bayrischem Boden. Wenige Tage darauf war er in Hamburg, wo er bis zum 20. Februar des folgenden Jahres blieb. Während dieser Zeit, Ende Dezember 1828, soll ihn, wenn Strodtmann recht unterrichtet war, der bekannte Maler Johann Wilhelm Heinrich Tischbein gezeichnet haben, der in der Kunstgeschichte unter dem Namen „der Neapolitaner" bekannt geworden ist. Auch auf diesem Bilde zeigt die Physiognomie des Dichters einen genialen und feinen Ausdruck. Meiner Meinung nach ist dieses in photographischer Nachbildung von Kuntzmann & Comp. in Berlin 1872 herausgegebene Bild das beste Porträt des Dichters aus der Zeit, da er, erfüllt von dem sonnigen italienischen Glück, nach der Heimat zurückkehrte, um hier die alte, ewig sich wiederholende Erfahrung von dem Wandel aller irdischen Dinge im eigenen Leben zu gewinnen. Der Wunsch, Italien wiederzusehen, geleitete ihn aber durchs ganze Leben. Drei Jahre nach seiner Rückkehr hat er die bestimmte Absicht, wieder dahin zu gehen. In einem Briefe an Wolfgang Menzel vom 9. Dezember 1830 schreibt er: „Alle meine Seufzer gehen nach Italien, und ich werde ihnen bald in Person folgen". Sechs Jahre später trägt er sich von neuem mit der Idee, diesen Reiseplan auszuführen, wie wir aus Briefen an Ferdinand Hiller und August Lewald entnehmen. An letzteren schreibt er aus Aix am 5. November 1836: „Seit acht Tagen bin ich hier, nachdem ich auf einer Reise nach Italien im Hafen von Marseille Schiffbruch gelitten"; und an Ferdinand Hiller berichtet er vierzehn Tage später: „Ich komme dieser Tage von Marseille, wo ich Schiffbruch gelitten, als ich mich nach Neapel eingeschifft. Da ich abergläubisch bin, hielt ich dies für ein schlechtes Omen und beschloß, nach Paris zurückzukehren. Die Cholera mag unterdessen Neapel dafür entschädigen, daß ich diesen Winter nicht dort bin. Im Frühjahr werde ich aber versuchen hinzukommen, und da, wie ich weiß, Sie mit ähnlichen Reiseplänen schwanger sind, möchte ich von Ihnen hören, ob Sie etwa diesen Winter nach der Schweiz kommen und im Frühjahr in Mailand sein werden? — Liszt hatte mir aus Genf geschrieben, daß er nach Italien reise; ich schrieb ihm von Marseille aus, um über seinen Reiseweg nähere Auskunft zu haben, erhielt aber keine Ant-



Heinrich Heine.

Angeblich gezeichnet von J. H. W. Tischbein 1826 oder 1828.

Nach einer Photographie im Verlag von Kunstmann & Co. in Berlin.

wort“. Auch später noch kehrte dieselbe Absicht wiederholt in seinen Briefen und Gesprächen wieder. Sie ist nicht zur Ausführung gekommen, und Heine starb, ohne das Land seiner Sehnsucht noch einmal gesehen zu haben.

Gehen wir nun zu einer Analyse von Heines italienischer Reisebeschreibung über. Die „Italienische Reise“ besteht aus drei Teilen: aus der „Reise von München nach Genua“, aus dem Capriccio „Die Bäder von Lucca“ und dem Kapitel „Die Stadt Lucca“. Diese drei Teile sind zu verschiedenen Zeiten entstanden und müssen voneinander getrennt werden, will man dem Werke gerecht werden. Die beiden ersten Abteilungen füllten den dritten Band der „Reisebilder“, der im Dezember 1829 erschien, während die dritte Abteilung im vierten Bande der „Reisebilder“ mit den „Englischen Fragmenten“ zusammen Mitte 1831 erschienen ist.

Schon in München hatte Heine angefangen, an dem dritten Band der Reisebilder zu arbeiten; indessen können es wohl nur die beiden ersten Kapitel gewesen sein, die er dort schrieb. Im Bade zu Lucca dagegen war Heine sehr fleißig. Er schreibt später aus Florenz, daß er dort „zur Hälfte ein Buch“ geschrieben habe, „eine Art sentimentaler Reise“, und in der That schickte er schon am 11. November aus Florenz an Cotta ein umfangreiches Manuskript, das erste bis siebzehnte Kapitel der „Reise von München nach Genua“, welches im nächsten Monat im „Morgenblatt“ zum Abdruck kam. Da nun die Briefe Heines während des folgenden Winters vollständig fehlen, wissen wir nicht, wann er an der Fortsetzung dieser ersten Abteilung gearbeitet hat. Indessen scheint wenig davon in diesem Winter gefördert worden zu sein; denn im Frühjahr 1829 erfahren wir, daß er in seiner Zurückgezogenheit zu Potsdam nur den Abschluß der „Reise von München nach Genua“ und die erste Hälfte der „Bäder von Lucca“, sowie der „Stadt Lucca“ geschrieben hat. Es ist von Interesse, daß er am 22. April seinen Freund Moser, wie es scheint, schon zum zweiten Male, bittet, ihm Lorenz Sternes »Sentimental journey« doch ja bald zu schicken. Am 7. Juni sendet er den Schluß der „Reise von München nach Genua“ und die beiden ersten Kapitel der „Stadt Lucca“ wieder an Cotta. Aber erst im November gelangen diese Aufsätze, und zwar sehr verstümmelt, im „Morgenblatt“ zum Abdruck. Die Stimmung, in welcher sich Heine damals befand, spiegelt sein Brief an Friederike Robert aus Potsdam vom Mai 1829 am besten wieder, in dem er berichtet: „Mein großes humoristisches Reisewerk habe ich wieder beiseite gelegt und mache mich jetzt an die Ausarbeitung der italienischen Reise, die den dritten Teil der »Reisebilder« füllen soll, und worin ich mit allen meinen Feinden Abrechnung halten will. Ich

habe mir eine Liste gemacht von all denen, die mich zu kränken gesucht, damit ich bei meiner jetzigen weichen Stimmung keinen vergesse. Ach, krank und elend, wie ich bin, wie zur Selbstverspottung, beschreibe ich jetzt die glänzendste Zeit meines Lebens, eine Zeit, wo ich, berauscht von Uebermut und Liebesglück, auf den Höhen der Apenninen umherjauchzte und große, wilde Thaten träumte, wodurch mein Ruhm sich über die ganze Erde verbreite bis zur fernsten Insel, wo der Schiffer des Abends am Herde von mir erzählen sollte; jetzt, wie bin ich zahm geworden seit dem Tode meines Vaters! Jetzt möchte ich auf so einer fernen Insel nur das Kätzchen sein, das am warmen Herde sitzt, und hören, wenn von berühmten Thaten erzählt wird".

Freilich, der Bericht in dem Briefe an Moser über die italienische Reise klingt anders: „Du wirst sehen, daß ich nicht im Gleise der alten Manier, sondern in einer neuen freien Form weiterschreibe", so lautet da die Verheißung. Indes steht es doch fest, daß trotz der obenerwähnten Proskriptionsliste der zweite Teil der „Bäder von Lucca", also etwa vom neunten Kapitel an, erst viele Monate später, und zwar in Hamburg entstanden ist. Es ist notwendig, daß man sich die Situation vergegenwärtige, in welcher Heine diese Kapitel geschrieben. Unmutig und verdrossen war er aus Italien zurückgekehrt. Der Tod seines Vaters, die wenig glänzenden Verhältnisse im elterlichen Hause hatten ihn arg verstimmt. Das Fehlschlagen seiner Pläne in München, die seiner festen Ueberzeugung nach durch seine persönlichen Feinde, durch die Pfaffen und die Anhänger Platens, vereitelt worden waren, hatte seinen Haß gegen diese Koalition erheblich verstärkt. Die Angriffe, die von allen Seiten gegen ihn, als den „Juden Heine", einstürmten, richteten seinen Zorn vornehmlich gegen Platen, weil er glaubte, daß dieses Stichwort von diesem zuerst in seinem „Romantischen Oedipus" ausgegeben worden sei. Dazu kamen persönliche Bedrängnisse. Im „Morgenblatt" wurden seine Artikel verstümmelt, auch dies, wie er glaubte, auf Antrieb der Freunde Platens. Manches seiner Manuskripte wanderte überhaupt in den Papierkorb. Campe selbst, der schon zwei Jahre auf den dritten Band der „Reisebilder" wartete, drängte den Dichter. Seine materielle Lage war auch keine glänzende. So entschloß er sich denn im Winter 1829, den dritten Band seiner „Reisebilder" rasch zu Ende zu bringen. Mit fliegender Hast schrieb er die zweite Abteilung der „Bäder von Lucca". Die erste Hälfte des Buches war bereits im Druck, während die letzte Hälfte noch nicht angefangen war. Es kamen Streitigkeiten über die Ausstattung und Erscheinungsweise des Buches mit dem Verleger dazu. Während der Setzer von Seite zu Seite auf das Manuskript wartete, schrieb Heine die letzten Kapitel der „Bäder von Lucca", in welchen er jene blutige Rache nahm, die ihm bis auf den heutigen Tag verübelt worden ist. Es blieb ihm keine Zeit

zur Ueberlegung, nicht einmal zur Aussprache mit seinem gleichfalls in Hamburg wohnenden Freunde Friedrich Merckel, dem er das Manuskript zum Lesen regelmäßig zusandte. So gelangte der dritte Band der „Reisebilder" im Dezember 1829 zur Versendung. Es muß hier gleich hinzugefügt werden, daß Heine später, wie er an Varnhagen von Ense am 16. Juni 1830 schrieb, die bestimmte Absicht hatte, die Diatribe gegen Platen in einer zweiten Auflage zu eliminieren; „im dritten Bande wird auch der Graf herausgeschmissen und somit, denke ich, werden die »Reisebilder« ein respektables Standwerk. Mein Genius bedroht mich schon mit einem vierten Bande. Ich weiß noch nicht, ob ich mich in solches Schicksal christlich ergebe". In der That erschien ein Jahr darauf der vierte Band, die „Nachträge zu den Reisebildern", welche die „Stadt Lucca" und die „Englischen Fragmente" enthielten.

Das ist die Geschichte von Heines italienischer Reisebeschreibung. Es ist nun wohl klar, daß man die drei Abteilungen derselben streng auseinanderhalten muß, um das Werk gerecht zu beurteilen. Und es ist ein glücklicher Zufall, daß wir noch zwei Handschriften von Heines „Italienischer Reise" besitzen, aus deren Varianten der objektive Beurteiler die Art und Weise der Entstehung dieser einzelnen Abteilungen genau verfolgen kann. Wir lesen zwischen den Zeilen dieses Manuskriptes die Gemütserregungen und Seelenkämpfe des Autors, wir verfolgen die fliegende Hast, den sich immer steigernden Aerger gegen Platen, in dem er nicht einen einzelnen Menschen, sondern eine bestimmte Gesellschaftsklasse züchtigen, ja vernichten will. Wir erkennen aber auch das sichtbare Bestreben, Scharfes zu mildern, Gewagtes einzuschränken, Leichtfertiges abzuschwächen. Das Studium dieser Varianten ist für die Kritik besonders lehrreich und kann nicht angelegentlich genug denen empfohlen werden, welche über Heines italienische Reise urteilen möchten.

Es kann hier nicht meine Absicht sein, noch einmal eine Revision der Akten in dem Prozesse Platen contra Heine vorzunehmen; ich möchte nur feststellen, daß Platen Heine zuerst angegriffen hat, ohne daß dieser sich gegen ihn das Geringste herausgenommen, und ohne daß Platen irgend etwas von Heine gekannt hätte. Man muß das Tagebuch Platens, seine Briefe an den Grafen Fugger, an Gustav Schwab und den Philosophen Schelling lesen; man muß damit die Briefe Heines an Cotta, Varnhagen von Ense und Immermann vergleichen, und man wird zu einer wesentlich mildern Auffassung der Sache gelangen. Zu derselben Zeit, wo Platen seinen „Romantischen Oedipus" schrieb und in Heine dessen empfindlichste Seite berührte, zu derselben Zeit war Heine im Interesse Platens bei Eduard von Schenk und dem Baron Cotta thätig; es hätte in seiner Hand gelegen, die ihm feindlichen Stellen im „Romantischen Oedipus" auszumerzen, und nicht minder wäre es ihm leicht gewesen, bei dem einflußreichen Schenk gegen Platen zu agitieren, der damals gerade eine königliche Unterstützung erhalten sollte — Heine hat es

nicht gethan; er hat alle diese Mittel verschmäht; nur auf litterarischem Boden wollte er Platen treffen, da aber auch ihn gründlich vernichten. Niemand wird die Art und Weise dieser Hinrichtung gutheißen. Heine selbst sagt einmal in einem seiner Briefe an Immermann: dieser sei der Richter und er der Scharfrichter gewesen. Prüft man aber die Verhältnisse und erwägt den Charakter des Dichters, so muß man zugeben, daß es eigentlich mehr eine Selbstverteidigung als ein Angriff gewesen ist, den er gegen Platen richtete. Trat Heine einmal gegen seine Gegner, die ihn seit Jahren gereizt hatten, auf, so konnte er kaum anders verfahren, als er es wirklich gethan, und hat man einmal zugegeben, daß vieles in diesem Angriff hätte wegbleiben müssen, daß vieles Niedrige und Gemeine sich eingemischt hat, so wird man sich doch auch nicht der Erkenntnis verschließen dürfen, daß diese Satire andererseits von dem glücklichsten Humor durchweht ist, und daß in unserer Litteratur nur wenig Beispiele einer solchen scharfen, aber auch geistreichen Vernichtung eines bedeutenden Gegners zu finden sind.

Scheiden wir nun aber die Kapitel über Platen aus und betrachten die „Italienische Reise“ von diesem neugewonnenen Standpunkte, so werden wir zunächst in der ersten Abteilung: „Die Reise von München nach Genua“ eine der besten und glänzendsten Schöpfungen des Dichters herauserkennen. Hier ist ein wesentlicher Fortschritt gegen den ersten Teil der „Reisebilder“ zu finden. Der Stil hat einen vollen Glanz angenommen, der etwas Berauschendes hat, wie die italienische Landschaft selbst. „Alles grell, mit unvermitteltem Kontrast, wie mit elektrischem Licht durchsättigt, aber eben darin ganz und gar typisch für den Gegenstand“, so schreibt ein neuerer Beurteiler Heines, dessen ästhetische Analyse der „Reisebilder“ ebenso feinsinnig wie wahr ist, und in der es dann weiter heißt: „Heine hatte diesen Stil schon lange vorher bei sich ausgebildet, jetzt schien es, als habe er zum erstenmal einen Stoff gefunden, der dem Stile entgegenkam; nur Italien bot und bietet uns solches Aufeinanderprallen koloristischer Stimmungskontraste: Trümmer, Ruinen, uralte Romantik des Vergangenen und wildes, sinnliches Leben, kalte Statuen und glühende Weiber, riesige Ideen und lächerlich kleine Wirklichkeit, gigantische Paläste, in denen nichts zu Hause als Spinnen und Ratten — kurz, ein wahres Bild dessen, was Heine schon mitbrachte. Ein Bild, aus dem jeder kleinste, echt dem Leben entnommene Zug wie ein organisches Gebilde sich in den krausen Fächer dieser Weltanschauung einfügte, so daß selbst das Tollste hier realistisch echt sich ausnahm“. Einem solchen Eindruck gegenüber verschlägt der Vorwurf wenig, den man gegen diese bunten Farbenskizzen und Bilder erhoben hat, daß sie nur Fragmente seien, die aus einer „bewußten Unreife“ hervorgegangen sind und sich wieder nur an eine bewußte Unreife wenden. Denn auch dieser Vorwurf gründet sich nur auf eine Verkennung der Verhältnisse und

Thatsachen. Wer aufmerksam prüft, muß vielmehr in den poetischen Stimmungsbildern, in der sentimental-ironischen Betrachtung der wirklichen Dinge, in den politischen Dithyramben, ja selbst in den phantastischen Träumereien und dichterischen Fiktionen einen erheblichen Fortschritt, eine gesteigerte Energie und ein Ringen nach klarer und heiterer Weltanschauung erkennen. Vor allem ist es die politische Stimmung, welche sich bei Heine befestigt hat. Es ist nicht mehr der Uebermut subjektiver Laune, der aus ihm spricht; er hat ein ziemlich bestimmtes politisches Glaubensbekenntnis, welches er ernst und unumwunden ausspricht. Selbst seine Begeisterung für Bonaparte hat nichts mehr von dem kecken Gassenjungenstil, der im Buche „Le Grand“ uns ebenso anzieht, wie abstößt.

Besonderes Interesse hat nach dieser Richtung hin eine Bemerkung im Originalbrouillon der „Reise von München nach Genua“. Im neunundzwanzigsten Kapitel, in der Unterhaltung über Napoleon im Dome zu Mailand, bittet Heine bekanntlich seinen Leser, ihn nicht für einen unbedingten Bonapartisten zu halten. Bei diesen Worten findet sich folgende Einschaltung im Manuskript, die Heine später gestrichen, die aber für seine Verehrung Napoleons charakteristisch ist. Es heißt da: „Verzeihe mir einen Enthusiasmus, der mehr der Natur gilt, die den Mann hervorgebracht, als den Handlungen des Mannes selbst. Mögen andere das Loblied der Lebenden singen; ich singe dem Toten, der nichts mehr zu schenken hat. Wenn Du aber, lieber Leser, nicht diese Uneigennützigkeit in Anschlag bringen willst, so ehre wenigstens den Schmerz, den mein Gemüt empfindet, wenn ich einen Mann seiner Virtus und seines Genius wegen preise, obgleich er beides dazu angewendet, die Revolution mit all ihrer Herrlichkeit zu unterdrücken und das gebrochene Adels- und Pfaffenregime mit all seiner Misere wieder aufzurichten“. Und weiter: „Aber das ist ja eben die Kraft der Kraft, daß sie uns mittelbar zur Bewunderung hinreißt, ohne daß wir erst rechten über ihre Anwendung. So geschieht es, daß in unseren Tagen Napoleon Bonaparte von einem Demokraten, Marcus Brutus hingegen von einem geborenen Könige gepriesen wird:

> Edler und Größter! Dich Letzten der Römer verehre ich am meisten,
> Weil Du, treue der Pflicht, alles geopfert und Dich“.

So singt Ludwig von Bayern und in der Naivetät seiner Größe — denn alle Größe ist naiv — sagt er noch in einer Note: „Als Heide verdient Marcus Brutus so gerühmt zu werden“. Als ob es hier nur auffallen könnte, daß ein Christ dieses Lob aussprach und als ob jenes Epigramm durch solche Sicherungsnote in die Kategorie gewöhnlicher Dichteraussprüche versetzt würde!“ Unter einem Stich, den Einzug Napoleons I. in Düsseldorf im Jahre 1811 darstellend, der noch

existiert, findet sich von Heines Hand, und zwar anscheinend aus den zwanziger Jahren herrührend, folgender Vers:

> „Vorbei sind seine Zeiten,
> Sein Riesentraum dahin;
> Es bleibt uns nur ein Streiten
> Um seinen Geist und Sinn.“

Auch die Koketterie, die eitle Selbstbespiegelung, welche in den Reisebildern hier und da empfindlich störte, ist hier nur noch selten zu finden. Es ist wahr: die Darstellung hat eine womöglich noch subjektivere Färbung als in den früheren Fragmenten; aber das Ich des Dichters ist nicht mehr so vordringlich und stört uns nicht mehr; es ist liebenswürdiger geworden, und wir wandern gern mit ihm durch Tirol und Oberitalien, durch Landschaften und Paläste, Gemäldegalerien und Dome. Der stimmungsvolle Eindruck, den die einzelnen Bilder hervorrufen, wird durch diese Subjektivität keineswegs gefährdet, eher noch verstärkt; einzelne Bilder in dieser Reisebeschreibung, wie das von Trient, die Schilderung Veronas und Genuas, sind von keinem erreicht worden, der früher oder später über Italien geschrieben hat; ein Vergleich mit Goethes italienischer Reise ist selbstverständlich ausgeschlossen. Man kann aber in der That Wahrheit und Dichtung nicht anmutiger verweben, als dies Heine in einem später gestrichenen Zusatzkapitel zu der „Reise von München nach Genua“ gethan. Im Originalbrouillon ist diese Episode noch erhalten; sie ist für die Weltbetrachtung des Dichters, für sein Herz und seine Lage, für seine Erinnerung an die eigene unglückliche Liebe so charakteristisch, daß ich sie hier im Wortlaut folgen lasse. Sie klingt durch ihren Schluß förmlich wie ein Heinesches Gedicht aus.

„Du willst wissen, lieber Leser, was diese närrischen Gedanken zu bedeuten haben, und ich muß Dir bei Deinem Eintritt in das sommerliche Italien noch nachträglich eine deutsche Geschichte erzählen, die an einem kalten Winterabende passiert ist, bei scharfem Nordwind und Schneegestöber. Aber das Gemach, worin sie passierte und worin ich mich mit Marien allein befand, war traulich und dämmernd, und der Kamin knisterte und flüsterte so voller Behagen. Sie saß am Flügel und spielte eine alte italienische Melodie. Ihr Haupt war niedergebeugt, und das Licht, das vor ihr stand, warf einen gar süßen Schein auf ihre kleine Hand, und ich stand ihr gegenüber und betrachtete die bewegte Hand, jedes Grübchen, jedes Geäder der Hand, und unterdessen zogen die Töne so rührend und innig in mein Herz, und ich stand und träumte einen Traum von unaussprechlicher Seligkeit. Und die Töne wurden immer siegend gewaltiger, dann wieder hinabschmelzend in besiegter Hingebung, ich starb, ich lebte, und starb wieder, Ewigkeiten rauschten an mir vorüber, und wie ich erwachte, stand sie milde vor mir und bat mich mit

schauernder Stimme, daß ich ihr die Ringe, die sie wegen des Klavierspiels abgelegt hatte, wieder an die Finger stecken möchte, und ich that es und drückte ihre Hand an meine Lippen und ...... warum, sprach ich, haben Sie mich gestern so hart behandelt? und sie antwortete: »Verzeihen Sie mir, ich war sehr unartig«.

Was ich Dir, lieber Leser, hier erzählt, das ist kein Ereignis von gestern und vorgestern, es ist eine uralte Geschichte, und Jahrtausende, viele Jahrtausende werden dahinrollen, ehe sie ihren Schluß erhält, einen guten Schluß. Wisse, die Zeit ist unendlich, aber die Dinge in dieser Zeit sind endlich; sie können zwar in die kleinsten Teilchen zerstieben, doch diese Teilchen, die Atome, haben ihre bestimmte Zahl, und bestimmt ist auch die Zahl der Gestalten, die sich, Gott selbst, aus ihnen hervorbilden; und wenn auch noch so lange Zeit darüber hingeht, so müssen, nach den ewigen Kombinationsgesetzen dieses ewigen Wiederholungsspieles, alle Gestalten, die auf dieser Erde schon gewesen, wieder zum Vorschein kommen, sich wieder begegnen, anziehen, abstoßen, küssen, verderben, vor wie nach. — Und so wird es einst geschehen, daß wieder ein Mann geboren wird, ganz wie ich, und ein Weib geboren wird, ganz wie Maria, nur daß hoffentlich der Kopf des Mannes etwas weniger Thorheit, als jetzt der meinige, und das Herz des Weibes etwas mehr Liebe, als das ihrige enthalten mag, und in einem besseren Lande werden sich beide begegnen und lange betrachten, und das Weib wird endlich dem Manne die Hand reichen und mit weicher Stimme sprechen: »Verzeihen Sie mir, ich war sehr unartig«."

Vierzehntes Kapitel. Wanderjahre.

„Heilige Schmerzen" trieben den jungen Dichter, nachdem er den Sohnespflichten genügt, nunmehr in die Einsamkeit. Auch sonst war er voll Unmut und verdrossenen Sinn im Herzen hegend; die Angriffe des Grafen Platen auf seine jüdische Abstammung, auf den „Petrarka des Laubhüttenfestes", den „unverschämtesten Sohn des Stammes Benjamin", hatten ihn besonders geschmerzt; dazu aber wirkte noch die Erinnerung an seine eben zurückgelegte italienische Reise mächtig in dem Dichter nach. Alle diese Gefühle und Stimmungen versetzten ihn in eine eigentümliche Lage; er wollte sich von der Welt zurückziehen, in Ruhe und Einsamkeit seine Reiseerinnerungen niederschreiben. Am 20. Februar 1829 reiste er nach Berlin und dort blieb er etwa bis Mitte April. Dann siedelte er nach Potsdam über, wo er auf dem Hohen Weg Nr. 12 bei einem Herrn Witte vier volle Monate, von Anfang April bis Ende Juli des Jahres 1829, gewohnt hat. Warum er gerade Potsdam gewählt? Wahrscheinlich glaubte er, daß er dort so einsam wie möglich leben und doch auch zugleich, falls in ihm das Bedürfnis

nach Zerstreuung erwachen sollte, in dem nahen Berlin dieses werde befriedigen können. So war es auch. Schon am 22. April berichtete er seinem Freunde Moses Moser: „Ich befinde mich wohl und denke und arbeite. — Ach Gott! Wenn ich bedenke, wie wenig ich seit sechs Monaten gedacht und gearbeitet habe, so habe ich gute Gründe, zu denken und zu arbeiten. Ich sehe hier nichts als Himmel und Soldaten. Bücher sind hier genug, sowie auch Zeitungen. Die Dummheit der Menschen ist immer dieselbe, nur überall modifiziert nach Zeit und Ort. Es giebt keine neue Dummheit unter der Sonne, hätte Salomo sagen können“.



Friederike Robert.
Nach dem Bilde von Eduard Magnus.

Schon aus diesen Worten kann man die Stimmung ersehen, in der sich Heine damals befand. Sie klingt auch in allen folgenden Briefen und Billeten an Rahel, die Gattin Varnhagen von Enses, vor allem aber an die schöne Friederike Robert wieder, die er damals besonders innig verehrt und wiederholt besungen hat. „Schreiben Sie mir bald“, bittet er die schöne Schwäbin, „und erheitern Sie einen Menschen, den ein toller Gram verzehrt“. Und ein anderes Mal: „Es ist hier ein fatales Wetter, die Frühlingsblumen möchten gern gemütlich aufblühen, aber von oben bläst ein kalter Verstandeswind in die jungen Kelche, die sich ängstlich wieder schließen. »C'est tout comme chez nous!« flüstert mein Herz, mein Herz, das Sie und andere Leute trotz des schlechten Wetters sehr liebt!“

Mit Sehnsucht blickt er wohl manches Mal nach dem schönen und bewegten Berlin hinüber, wo es alle Tage etwas Neues giebt, während er nichts zu schreiben hat, — „außer, daß ich Sie liebe, denn ich lebe hier, wie Robinson auf seiner Insel — mein Stiefelputzer ist mein Freitag, die Hausmägde sind meine Lamas u. s. w. ...... Ich befinde mich in jeder Hinsicht schlecht. Bin ich krank? dumm? verliebt? Wer kann das unterscheiden! Leben Sie wohl und grüßen Sie mir die Welt!"

Nur wenn ihn die Sehnsucht überwältigte, fuhr er nach Berlin, um sich bei Frau Rahel Trost zu holen oder im Kreise von Freunden das eigene Leid zu vergessen. An einem solchen Tage entstand das Heine-Bild von Franz Kugler, dem geistvollen Kunsthistoriker, der sich auch als Zeichner damals mit Erfolg versuchte. Ja, ohne Zweifel, so hat Heine nicht nur am 6. April, sondern auch all die folgenden Tage und Wochen ausgesehen.

Im wunderschönen Monat Mai geht es schon etwas besser; das Wetter ist mild und etwas freundlicher geworden, und der junge Dichter ist in der Lage, seiner schönen Freundin erzählen zu können: „Ein ganz einsamer Robinson bin ich hier nicht mehr. Einige Offiziere sind bei mir gelandet, Menschenfresser. Gestern Abend, im Neuen Garten, geriet ich sogar in eine Damengesellschaft und saß zwischen einigen dicken Potsdamerinnen, wie Apollo unter den Kühen des Admet. Vorgestern war ich in Sanssouci, wo alles grünt und blühet, aber wie! Du heiliger Gott! Das ist alles nur ein gewärmter, grünangestrichener Winter, und auf der Terrasse stehen Fichtenstämmchen, die sich in Orangenbäume maskiert haben..... Ich armes Ungeheuer, ich armer, verwunschener Prinz bin so kummerweich gestimmt, daß ich sterben möchte, und ach! wer tot zu sein wünscht, der ist es schon zur Hälfte.... Ich bin so niedergeschlagen, so zerdrückt, so beengt — ach, ich möchte ein Kätzchen sein!"

Freilich, wenn man den nächsten Brief Heines, an seinen Freund Moses Moser gerichtet, liest, so wird man diese Niedergeschlagenheit und Beengnis bald begreifen. Dieser Brief fängt mit den lapidaren Worten an: „Wenn Du mir nicht gleich 40 Thaler schickst, so werde ich auf Deine Kosten hier verhungern!"

Auch sonst hatte der Dichter manchen Grund zum Kummer, selbst nachdem er die 40 Thaler von Moser erhalten. „Das Wetter ist hier so schlecht, daß ich auf die Hoffnung, Dich morgen zu sehen, verzichten muß", schreibt er im folgenden Briefe. „Ich habe mich seit vorigem Sonntag äußerst schlecht befunden und war gezwungen, zu Arzt und Apotheke zu schicken, jetzt geht's leiblich besser. Dieser Tage hat mich auch mein Verleger Campe hier besucht.... Seit meiner Bekanntschaft mit den beiden Cousinen ist meine Seele in Peking, Nanking und Totzong, ja an Orten, die meine Zunge nicht einmal aussprechen kann." Die Bekanntschaft mit den beiden Cousinen ist aber nichts als die Bekanntschaft mit dem chine-

sischen Roman „Ju-Kiao-Li, oder die beiden Basen“, den Abel Rémusat 1826 unter dem Titel: „Les deux cousines“ übersetzt und der ein Jahr darauf (Stuttgart 1827) aus dem Französischen ins Deutsche übertragen wurde.

In den geisterbleichen „Florentinischen Nächten“ erzählt Heine eine eigentümliche Geschichte, halb aus Dichtung, halb aus Wahrheit gemischt, die uns von den beiden Basen und aus dem fernen China wieder nach Potsdam führt: „Ja, es ist höchst sonderbar, daß ich mich einst in ein Mädchen verliebte, nachdem sie schon seit sieben Jahren verstorben war. Als ich die kleine Very kennen lernte, gefiel sie mir ganz außerordentlich gut. Drei Tage lang beschäftigte ich mich mit dieser jungen Person und fand das höchste Ergötzen an allem, was sie that und sprach, an allen Aeußerungen ihres reizend wunderlichen Wesens, jedoch ohne daß mein Gemüt dabei in überzärtliche Bewegung geriet. So wurde ich einige Monate darauf nicht allzutief ergriffen, als ich die Nachricht empfing, daß sie infolge eines Nervenfiebers plötzlich gestorben sei. Ich vergaß sie ganz gründlich und ich bin überzeugt, daß ich jahrelang auch nicht ein einziges Mal an sie gedacht habe. Ganze sieben Jahre waren seitdem verstrichen und ich befand mich in Potsdam, um in ungestörter Einsamkeit den schönen Sommer zu genießen. Ich kam da mit keinem einzigen Menschen in Berührung und mein ganzer Umgang beschränkte sich auf die Statuen, die sich im Garten von Sanssouci befinden. Da geschah es eines Tages, daß mir Gesichtszüge und eine seltsam liebenswürdige Art des Sprechens und Bewegens ins Gedächtnis traten, ohne daß ich mich dessen entsinnen konnte, welcher Person dergleichen angehörten. Nichts ist quälender, als solches Herumstöbern in alten Erinnerungen, und ich war deshalb wie freudig überrascht, als ich nach einigen Tagen mich auf einmal der kleinen Very erinnerte und jetzt merkte, daß es ihr liebes, vergessenes Bild war, was mir so beunruhigend vorgeschwebt hatte. Ja, ich freute mich dieser Entdeckung wie einer, der seinen intimsten Freund ganz unerwartet wiedergefunden; die verblichenen Farben belebten sich allmählich, und endlich stand die süße kleine Person bald wieder leibhaftig vor mir, lächelnd, schmollend, witzig und schöner noch als jemals. Von nun an wollte mich dieses holde Bild nimmermehr verlassen. Es füllte meine ganze Seele, wo ich ging und stand, stand und ging es an meiner Seite, sprach mit mir, lachte mit mir, jedoch harmlos und ohne große Zärtlichkeit. Ich aber wurde täglich mehr und mehr bezaubert von diesem Bilde, das täglich mehr und mehr Realität für mich gewann.... Ich konnte mich nicht mehr losreißen und ich verliebte mich in die kleine Very, nachdem sie schon seit sieben Jahren verstorben. So lebte ich sechs Monate in Potsdam, ganz versunken in dieser Liebe. Ich hütete mich noch sorgfältiger als vorher vor jeder Berührung mit der Außenwelt, und wenn irgend jemand auf der Straße etwas nahe an mir vorbeistreifte, empfand ich die mißbehaglichste Beklemmung. Ich hegte vor allen Begegnissen eine tiefe Scheu, wie

solche vielleicht die nachtwandelnden Geister der Toten empfinden...... Zufällig kam damals ein Reisender durch Potsdam, dem ich nicht ausweichen konnte, nämlich mein Bruder. Bei seinem Anblick und bei seinen Erzählungen von den letzten Vorfällen der Tagesgeschichte erwachte ich wie aus einem tiefen Traume, und zusammenschreckend fühlte ich plötzlich, in welcher grauenhaften Einsamkeit ich so lange für mich hingelebt. Ich hatte in diesem Zustande nicht einmal den Wechsel der Jahrzeiten gemerkt, und mit Verwunderung betrachtete ich jetzt die Bäume, die längst



Heinrich Heine. Gezeichnet von Franz Kugler 1829.
Nach dem Mandelschen Kupferstich im Verlag von C. H. Schroeder in Berlin.

entblättert mit herbstlichem Reif bedeckt standen. Ich verließ alsbald Potsdam und die kleine Very, und in einer anderen Stadt, wo mich wichtige Geschäfte erwarteten, wurde ich durch sehr eckige Verhältnisse und Beziehungen sehr bald wieder in die rohe Wirklichkeit hineingequält."

Trennen wir nun Dichtung und Wahrheit in dieser Erzählung, so werden wir zunächst zu konstatieren haben, daß Heine nicht sechs, sondern nur vier Monate in Potsdam gewesen ist. Und nun begreifen wir auch, warum Heine gerade dort in einer so quälenden, mißbehaglichen, traurigen Stimmung gewesen ist. Ja, noch mehr, um einmal ein ernsthaftes Wort zu reden: Man wird gut thun, wenn man heute die italienische Reise liest und die Ausfälle gegen Platen und viele andere

darin sehr übel vermerkt, auf jene Gemütsstimmung Bedacht zu nehmen, die den Dichter erfüllte, als er in Potsdam diese Arbeiten in ununterbrochener Reihenfolge niederschrieb. Der letzte Brief aus Potsdam ist an den Baron Johann Friedrich von Cotta gerichtet. Er schickte ihm die italienische Reise für das „Morgenblatt“ und spricht die Hoffnung aus, daß dieser nichts Anstößiges darin finden möge.

Auch die Thatsache, daß sein Bruder Maximilian den Dichter in Potsdam besucht hat, entspricht der Wahrheit. Dieser hat in seinen „Erinnerungen“ uns selbst einen, allerdings nicht ganz genauen Bericht über diese Reise und einen sehr interessanten Besuch, den sie beide bei Heinrich Stieglitz und dessen Gattin abgestattet, mitgeteilt. Sie fanden da eine herzliche Aufnahme, und Charlotte Stieglitz ließ es sich nicht nehmen, ihnen einen wohlschmeckenden Kaffee vorzusetzen. Dennoch machte das junge Ehepaar auf beide einen ganz eigentümlichen, ja ängstlichen Eindruck; eine überquellende dichterische Phantastik trat überall bei ihnen unvermittelt hervor. Stieglitz und seine Gattin waren ernst, Heine dagegen ausgelassen heiter; die Unterhaltung kam auf den Heroismus der Frauen in der französischen Revolution. „Mit dem Schlusse des vorigen Jahrhunderts“, rief Stieglitz pathetisch aus, „sind die thatvollen großen Frauencharaktere verschwunden und die Weiber sind hervorgetreten.“ — „Sie meinen doch die Berliner Waschweiber?“ unterbrach ihn lachend Heine. Da verfinsterten sich plötzlich die schönen Gesichtszüge Charlottens. Sie wandte sich zu ihrem Mann, legte ihre Hand auf seine Schulter und sagte mit tiefem, schmerzlichem Ausdruck ihrer Stimme: „Also, du meinst wirklich, es giebt heutzutage keine Frauen mehr, wie jene Römerin Arria, welche ihrem Manne den blutenden Dolch wie eine Bonbonniere präsentierte?“ — „Jedenfalls“, setzte Heine hinzu, „gehörte er mehr zu den Weibern.“ Max Heine hat recht, wenn er in jenen Worten den Schlüssel zu der entsetzlichen Katastrophe im Leben Charlottens von Stieglitz, die sich bekanntlich später das Leben genommen, um ihren geliebten Mann durch einen großen Schmerz zu neuem poetischen Aufschwung zurückzuführen, gefunden zu haben glaubte. Auf dem Rückwege von diesem Besuch sagte Heine zu seinem Bruder: „Weißt du, Max, die sind nicht glücklich zusammen, die zanken nicht miteinander, sondern hadern mit dem Schicksal; das ist die schlechteste Sorte von Verdruß, und ich sage dir, entweder er wird verrückt oder sie begeht einen Selbstmord!“ Das war im Jahre 1829 und fünf Jahre später flog die Trauerkunde durch Deutschland, daß sich Charlotte Stieglitz das Leben genommen habe....

Heine sagte einmal, daß die zwei größten Uebel im Leben unglückliche Liebe und Zahnschmerz seien; an beiden hat er in Potsdam gelitten, und die Beschreibung seiner Zahnschmerzen und seiner Reise nach Berlin, um sich dort einen kranken Zahn ausziehen zu lassen, ist allerdings humoristischer als die Berichte von der blassen Very und von der unglücklichen Charlotte Stieglitz. Es mag vielleicht

etwas frivol klingen, aber man wird es begreifen, wenn Heine einmal — und zwar zehn Jahre nach seiner Potsdamer Villegiatur — ausruft: „Gewährt man mir z. B. die Wahl zwischen einem bösen Gewissen und einem bösen Zahn, so wählte ich ersteres. Ach, es ist nichts gräßlicheres als Zahnschmerz! Das fühlte ich in Potsdam, ich vergaß alle meine Seelenleiden und beschloß, nach Berlin zu reisen, um mir dort den kranken Zahn ausziehen zu lassen. Welche schauerliche, grauenhafte Operation!...“ Und dann berichtet er weiter: „Sie können sich nicht vorstellen, wie zagen und bangen Sinnes ich während der dreistündigen Fahrt im Postwagen saß. Als ich zu Berlin anlangte, war ich wie gebrochen, und da man in solchen Momenten gar keinen Sinn für Geld hat, so gab ich dem Postillon zwölf gute Groschen Trinkgeld. Der Kerl sah mich mit sonderbar unschlüssigem Gesichte an; denn nach dem neuen Naglerschen Postreglement war es den Postillonen streng untersagt, Trinkgelder anzunehmen. Er hielt lange das Zwölfgroschenstück, als wenn er es wöge, in der Hand, und ehe er es einsteckte, sprach er mit wehmütiger Stimme: »Seit zwanzig Jahren bin ich Postillon und bin ganz an Trinkgelder gewöhnt, und jetzt auf einmal wird uns von dem Herrn Oberpostdirektor bei harter Strafe verboten, etwas von den Passagieren anzunehmen; aber das ist ein unmenschliches Gesetz, kein Mensch kann ein Trinkgeld abweisen, das ist gegen die Natur!« Ich drückte dem ehrlichen Mann die Hand und seufzte. Seufzend gelangte ich endlich in einen Gasthof, und als ich mich dort gleich nach einem guten Zahnarzt erkundigte, sprach der Wirt mit großer Freude: »Das ist ganz vorzüglich, soeben ist ein berühmter Zahnarzt von St. Petersburg bei mir eingekehrt, und wenn Sie an der Table d'hote speisen, werden Sie ihn sehen«“.

Heine ging nun zur Table d'hote, die er „seine Henkersmahlzeit“ nannte, welche ihm aber wenig schmeckte; selbst sein Lieblingsgericht, Hammelfleisch mit Teltower Rübchen, widerstand ihm an jenem Tage. Sein Auge suchte fortwährend den schrecklichen Mann, den Zahnhenker aus St. Petersburg, und mit dem Instinkt der Angst hatte er ihn bald unter den übrigen Gästen herausgefunden. „Er saß fern von mir, am Ende der Tafel, hatte ein verzwicktes und verkniffenes Gesicht, ein Gesicht wie eine Zange, womit man Zähne auszieht. Es war ein fataler Kauz, in einem aschgrauen Rock mit blitzenden Stahlknöpfen. Ich wagte kaum, ihm ins Gesicht zu sehen, und als er eine Gabel in die Hand nahm, erschrak ich, als nahe er schon meinen Kinnbacken mit dem Brecheisen. Mit bebender Angst wandte ich mich weg von seinem Anblick und hätte mir auch gern die Ohren verstopft, um nur nicht den Ton seiner Stimme zu vernehmen. An diesem Ton merkte ich, daß er einer jener Leute war, die inwendig im Leibe grau angestrichen sind und hölzerne Gedärme haben. Er sprach von Rußland, wo er lange Zeit verweilt, wo aber seine Kunst keinen hinreichenden Spielraum gefunden. Jedesmal wenn er sprach, ward

mir flau zu Mute und zitterte meine Seele. Mit Verzweiflung warf ich mich in ein Gespräch mit meinem Tischnachbar, und indem ich dem Schrecklichen recht ängstlich den Rücken zukehrte, sprach ich auch so selbst betäubend laut, daß ich die Stimme desselben endlich nicht mehr hörte. Mein Nachbar war ein liebenswürdiger Mann von dem vornehmsten Anstand, von feinsten Manieren, und seine wohlwollende Unterhaltung linderte die peinliche Stimmung, worin ich mich befand. Er war die Bescheidenheit selbst, die Rede floß milde von seinen sanft gewölbten Lippen, seine Augen waren klar und freudig, und als er hörte, daß ich an einem kranken Zahn litt, errötete er und bot mir seine Dienste an. „Um Gottes Willen", rief ich, „wer sind Sie denn?" „Ich bin der Zahnarzt Meier aus St. Petersburg", antwortete er. Ich rückte fast unartig schnell mit meinem Stuhle von ihm weg und stotterte in großer Verlegenheit: „Wer ist denn dort oben an der Tafel der Mann im aschgrauen Rock mit blitzenden Stahlknöpfen?" „Ich weiß nicht", erwiderte mein Nachbar, indem er mich befremdet ansah. Doch der Kellner, welcher meine Frage vernahm, flüsterte mir mit großer Wichtigkeit ins Ohr: „Es ist der Herr Theaterdichter Raupach!"

Wenn wir an die trüben Tage denken, die der Dichter in Potsdam zubrachte, und an den großen Schmerz, der ihn damals in die Einsamkeit bannte, so werden wir es begreifen, daß er für die Naturreize, die auf uns heute so nachhaltig einwirken, und für den eigentümlichen Eindruck, den die Stadt auf uns ausübt, unempfindlich gewesen ist. Dennoch erscheint auch ihm Potsdam als ein historisches Denkmal von dem Geiste Friedrichs des Großen, dessen große weltgeschichtliche Bedeutung der Heine von damals allerdings nicht erfaßt hat, ja überhaupt niemals erfassen konnte. Er schreibt über Potsdam: „Durch seine öden Straßen wandern wir, wie durch die hinterlassenen Schriftwerke des Philosophen von Sanssouci; es gehört zu dessen oeuvres postumes, und obgleich es jetzt nur steinerne Makulatur ist und des Lächerlichen genug enthält, so betrachten wir es doch mit ernstem Interesse und unterdrücken hier und da eine aufsteigende Lachlust, als fürchteten wir plötzlich einen Schlag auf den Rücken zu bekommen, wie von dem spanischen Röhrchen des alten Fritz".

Wir müssen bedenken, daß Heine diese Zeilen gerade damals schrieb, als er in Potsdam lebte. Viele Jahre später in Paris, da ihn die Furcht vor dem spanischen Röhrchen des alten Fritz nicht mehr befiel, ist sein Urteil womöglich noch ungerechter und einseitiger, wenn er auf Potsdam und seine damaligen Verhältnisse zu sprechen kommt: „Ich spazierte dort mutterseelenallein in dem verschollenen Sanssouci unter den Orangenbäumen der großen Rampe. Mein Gott, wie unerquicklich, poesielos sind diese Orangenbäume! Sie sehen aus wie verkleidete Eichenbüsche, und dabei hat jeder Baum seine Nummer, wie ein Mitarbeiter am Brockhausschen Konversationsblatt, und diese numerierte Natur hat etwas so Pfiffig-Langweiliges, so



Heinrich Heine.

Gezeichnet von Wilhelm Hensel 1829.

Korporalstöckig=Gezwungenes! Es wollte mich immer bedünken, als schnupften sie Tabak, diese Orangenbäume, wie ihr seliger Herr, der alte Fritz".

Immer und immer wieder müssen wir daran denken, daß Heine in Potsdam nicht sonderlich heiter gestimmt war, und daß, wie er selbst sagte, der Leib mit seiner Seele damals eine Wette eingegangen, wer von beiden ihn am meisten quälen könne. Dann werden wir seine Urteile begreifen und werden, was uns unsympathisch und anstößig in den Angriffen auf Platen ist, entschuldigen, wenn auch keineswegs rechtfertigen können.

Um Leib und Seele aber wieder in die gehörige Ordnung zu bringen, ging der junge Poet, nachdem er in stiller Zurückgezogenheit seine Arbeit an den Reisebildern vollendet hatte, nach Helgoland.

Helgoland war damals als Seebad noch sehr jung. Es zählte in jenem Jahre etwas über zweihundert Badegäste, natürlich meistens aus Hamburg, Lübeck und Kiel. Heine wohnte bei dem Schiffer Broder Nikkels, dessen verehrliche Dynastie aber, wie ich erfahren, leider ausgestorben ist. Das Haus liegt auf dem Oberland, dicht hinter der Kirche. Es war bis vor wenigen Jahren ein Restaurationslokal und trug als solches die Bezeichnung „Zur schönen Aussicht", weil man von dem unter den Bäumen versteckten Glassalon einen prachtvollen Blick auf die am Meere untergehende Sonne genießen konnte. Jetzt ist die „Schöne Aussicht" von der Marineverwaltung verbaut worden. Die Denktafel am Hause trägt die Inschrift: „Hier wohnte Heinrich Heine und dichtete einen Teil seiner Nordseelieder". Wir besitzen nur einen einzigen Brief von Heine aus Helgoland. Aus diesem entnehmen wir aber, daß er schon am 6. August 1829 in Helgoland gewesen, und aus einem darauffolgenden Brief vom Oktober desselben Jahres ergiebt sich die Thatsache, daß er zwei Monate in Helgoland geblieben ist.

Es ist interessant zu erfahren, daß Heine jedesmal, so oft er ein Schiff bestieg, seekrank geworden ist. Dennoch liebte er das Meer wie seine Seele. An seinen vertrauten Freund, Moses Moser, schrieb er aus Helgoland am 6. August 1829: „Ich habe mich nach einem kleinen Seesturm glücklich wieder hergefunden, wo ich mich wohl und heiter auf dem roten Felsen ergehe. Ich befinde mich in der That recht wohl und heiter. Das Meer ist mein wahlverwandtes Element, und schon sein Anblick ist mir heilsam. Ich bin, jetzt fühl ich es erst, unsäglich elend gewesen, als ich mich in Berlin befand; Du hast gewiß darunter leiden müssen". Und dann weiter heißt es: „Alle Oceaniden lassen Dich grüßen. Ich wünschte, Du sähest mal das



Heines Wohnung auf Helgoland.

Meer, vielleicht begriffest Du die Wollust, die mir jede Welle einflößt. Ich bin ein Fisch mit heißem Blute und schwatzendem Maule; auf dem Lande befinde ich mich wie ein Fisch auf dem Lande. Auch die Seehunde lassen Dich grüßen. Eine weiße Möwe, die ich gestern kennen lernte, läßt sich erkundigen, ob Gans sein Buch fertig ist? Lebe wohl. Es giebt wenig Papier auf Helgoland".

Schon aus diesen wenigen Zeilen sieht man, daß Heine auf Helgoland in vortrefflicher Stimmung gewesen ist. Diese Stimmung hatte er immer im Seebade und besonders auf der Nordsee, der er ja in Norderney seine grandiosen poetischen Seebilder gewidmet hatte. Von allen Seiten hatte er das Leben an der See beleuchtet und dargestellt. Im Sommer 1823 lebte er in Cuxhaven, 1825 und 1826 in Norderney, und kein Dichter hat das Leben des Meeres in allen seinen Einzelheiten so wunderbar geschildert wie er.

Uebrigens wollte er schon 1823 nach Helgoland gehen. Er mußte aber in Ritzebüttel bleiben. Wiederum in einem Briefe an Moser erzählte er damals sein Mißgeschick und seine erste Seekrankheit in folgender Weise: „Ich bin in diesem Augenblick wie zerschlagen. Die ganze Nacht habe ich auf der Nordsee herum=

geschwommen. Ich wollte nach Helgoland reisen, doch in der Nähe dieser Insel mußte der Kapitän wieder umkehren, weil der Sturm gar zu entsetzlich war. Es hat ganz seine Richtigkeit mit dem, was man von der Wildheit des Meeres sagt. Es soll einer der wildesten Stürme gewesen sein. Die See war eine bewegliche Berggegend. Die Wasserberge zerschellten gegeneinander, die Wellen schlugen über dem Schiff zusammen und schleuderten es hinauf und herab; Musik der Kotzenden in der Kajüte, Schreien der Matrosen, dumpfes Heulen der Wogen, Brausen, Summen, Pfeifen, Mordsspektakel, der Regen gießt herab, als wenn die himmlischen Heerscharen ihre Nachttöpfe ausgießen, und ich lag auf dem Verdecke und hatte nichts weniger als fromme Gedanken in der Seele".

Nur wenig ist über seinen ersten Aufenthalt auf Helgoland zu berichten. Gedichtet und geschrieben hat er während dieser zwei Monate so gut wie gar nichts. Das Jahr 1829 war überhaupt wenig ergiebig für ihn. Schon in Potsdam hatte er den Schluß der „Reise von München nach Genua", die „Bäder von Lucca" und den Anfang der „Stadt Lucca" geschrieben. Von Gedichten sind im ganzen nur fünf aus diesem Jahre bekannt, eins im „Neuen Frühling" („Himmel grau und wochentäglich"), welches sicher in Hamburg entstanden ist, zwei aus den „Zeitgedichten" („Warnung" und „Geheimnis"), zwei aus den Romanzen und Fabeln („Zur Beruhigung" und „Die ungetreue Luise"). Das ist das ganze Ergebnis des Jahres 1829.

Es entsteht nun die Frage: was hat Heine zwei Monate lang auf Helgoland gemacht? Ich vermute, daß er auf der Düne gesessen und dem wechselnden Spiel der Wellen zugesehen hat. Auch der Flug der Möwen wird ihn beschäftigt haben. Die blöden Lummen werden wohl schon damals durch ihr Geschrei an der Westküste der Insel oder durch ihr komisches Watscheln durch die Meeresflut allgemeine Heiterkeit hervorgerufen haben. Ob er am Dünenstrand auch nach Glückssteinen gesucht hat, wie wir heute, weiß ich nicht. Das aber glaube ich als ziemlich sicher annehmen zu können, daß er gern mit den alten Lotsen auf der Falm gestanden und mit ihnen sich unterhalten hat. Ich bin überzeugt, daß sie ihm dann dieselben Fabeln aufgebunden haben, die sie uns heute mit behaglicher Breite erzählen, und auch das darf ich wohl als sicher annehmen, daß er von der alten Baake aus und von der Nordspitze des Oberlandes gar oft den Sonnenball in das Meer hinabsinken sah, ein Anblick, gleich großartig und erhaben an klaren Tagen wie bei Gewitterluft. Nicht minder schön mag ihm der Aufgang des Mondes, von der Falm aus betrachtet, erschienen sein, und sicher hat er die zauberhafte Wirkung, die das Meerleuchten in warmen Augustnächten hier ausübt, an sich erfahren. Alle diese Stimmungen haben auf sein poetisches Gemüt unzweifelhaft einen tiefen Eindruck hervorgebracht, und wenn sich

dieser auch nicht unmittelbar äußerte, so fühlen wir die Nachwirkung desselben doch überall da, wo er das Meer und sein Leben schildert.

Persönlichen Verkehr scheint Heine damals wenig auf Helgoland gehabt zu haben. Zum mindesten war es kein derartiger, daß er es der Mühe wert gefunden hatte, darüber zu berichten. Nur von zwei Badegästen erfahren wir, mit denen er in jener Zeit auf Helgoland bekannt war.

Der eine war der bekannte Kunstschriftsteller Karl Schnaase (1798—1875), der damals Rat bei dem Oberlandesgericht zu Marienwerder war, aber schon im nächsten Frühjahr als Prokurator an das Landgericht zu Düsseldorf versetzt wurde. Dort lebte er im anregendsten Verkehr mit Karl Immermann, und sicher hat er durch diesen Dichter Heine oft grüßen lassen, mit dem er den Sommer zuvor auf Helgoland näheren Umgang gepflogen. Ein anderer Badegast, der zugleich ein häufiger Begleiter Heines auf dessen Fahrten um die Insel war, hieß Vogt.

Im Februar des folgenden Jahres schrieb Heine an seinen Freund Immermann: „Sagen Sie an Herrn Schnaase, daß der Vogeljäger Vogt, der mit mir zuletzt auf Helgoland zurückblieb, sich bald nach meiner Abreise dort erschossen hat und zwar aus Liebesmelancholie. Ich hatte ihm schon vorher abgemerkt, daß ihm das Leben zur Last war, da er am liebsten bei hoher See zum Vogelschießen ausfuhr, wo ich ihn dann nur aus Ambition, um nicht ein Poltron zu scheinen, manchmal begleitet habe. Er schoß noch viele Vögel, manch hübschen Vogel und den merkwürdigsten zuletzt. Dies alles schrieb mir mein Freund, der Apotheker, der mir auch Damengrüße spedierte — sagen Sie das an Schnaase“.

Wir erfahren also aus dieser Notiz dreierlei. Zunächst, daß Heine mit dem Apotheker auf Helgoland freundschaftlich verkehrte, daß er mit genanntem Herrn Vogt oft um die Insel fuhr und — daß auch die Damen in seinem damaligen Badeaufenthalt in Helgoland nicht fehlten, was ja bei ihm ziemlich selbstverständlich ist.

In demselben Briefe an Immermann (14. März 1830) schreibt er auch noch folgendes: „Meine Gesundheit ist zerrüttet, und ich muß wieder in die Ruhe des Landlebens und in die Wellen des Meeres. Ich bleibe hier in der Nähe, bis ich wieder auf Helgoland baden kann“. Das hat Heine auch im Sommer desselben Jahres gethan. Ueber diesen zweiten, sehr interessanten, ja merkwürdigen Aufenthalt auf Helgoland sind wir aber bedeutend besser unterrichtet als über seinen ersten.

Wie Heine schon im März an Immermann geschrieben, reiste er auch wirklich anfangs Juli nach Helgoland und blieb dort bis Mitte September, also volle anderthalb Monate. Wir besitzen allerdings nur zwei Briefe des Dichters aus dieser Zeit, den einen an seine Schwester Charlotte Embden und den zweiten an

Karl Immermann; aber wir haben eine viel wichtigere Urkunde aus jenen Tagen, von der ich noch späterhin sprechen werde.

Heine hatte ein trübes Jahr hinter sich, als er diesmal nach Helgoland ging. Die Angriffe, die Freund und Feind wegen des dritten Teils der „Reisebilder“ gegen ihn erhoben, das Mißbehagen an den eigenen persönlichen Verhältnissen wie an den politischen Zuständen in Deutschland, das Gefühl der Uebersättigung von Kunst- und Litteraturgeschwätz hatten ihn schon Monate vorher in die Einsamkeit nach dem kleinen Wandsbeck getrieben. Seit einiger Zeit hatte er sich in die Geschichte der Revolution von 1789 vertieft. Ungestüme Sehnsucht nach einem beschleunigten Gang der Ereignisse hatte sich seiner bemächtigt. In diesem Zustand kam er nach Helgoland. In dem Briefe an seine Schwester vom 28. Juli heißt es: „Ich kann mich der trüben Stimmung, die mich hier belastet, keineswegs erwehren und lebe im gesellschaftlichen Leben, das mir nie gut thut, schwatze zu viel, denke zu viel, esse zu viel; habe viel Gesumm und Geklopf um die Ohren, und meine Kopfschmerzen sind in ihrer besten Blüte. Ich bin jetzt drei Wochen hier und bleibe vielleicht noch drei Wochen länger“. Auch über die Gesellschaft, in der Heine verkehrt, erfahren wir etwas, wenn auch nicht viel aus diesem Briefe: „Hamburger sind wenig hier, unter diesen die Schröder; wir speisen zusammen, kutschieren den ganzen Tag auf der Nordsee herum, und ich kann sie gut leiden — Dich liebe ich doch tausendmal mehr, ja millionenmal mehr! —“

Heine hatte also damals auf Helgoland besonders viel mit Wilhelmine Schröder-Devrient (1804—1860) verkehrt, die zu jener Zeit am Hoftheater in Dresden engagiert war und kurz vorher ihre Ehe mit Karl August Devrient gelöst hatte.

In dem Briefe an Karl Immermann vom 10. August desselben Jahres schreibt Heine: „Leider habe ich außer der allgemeinen Weltgeschichte noch so viel Privatgeschichten um die Ohren, daß ich die letzten Monate fast in stupider Betäubung zugebracht. Hier sind die Weiber meine Plage; ich glaube, wenn ich nach Nowa-Zembla ginge, würde ich doch von Tänzerinnen und Sängerinnen gemartert werden. Von ersterer Sorte habe ich die eine kaum abgefertigt, als mir die andere schon über den Hals kommt. Wieviel Privatkenntnis ich täglich erwerbe, davon haben Sie keine Idee, lieber Immermann!“

Daß sich der erste Passus auf die Schröder-Devrient bezieht, ist wohl klar; wer aber die Tänzerin gewesen sein mag, die den armen Weiberfeind damals auf Helgoland so „gemartert“ hat, das habe ich leider nicht in Erfahrung bringen können. Auch über die anderen Badebekanntschaften Heines hören wir von ihm selbst manches Nähere. Wir wissen, daß sein Hauswirt, ein prächtiger Seeman, berühmt

auf der ganzen Insel wegen seiner Unerschrockenheit in Sturm und Not, dabei gutmütig und sanft wie ein Kind gewesen ist und daß dessen Gattin „eine dicke Wirtin war“; wir wissen ferner, daß er als Stubennachbar einen Justizrat aus Königsberg gehabt hat, der Heine für einen Pietisten gehalten, da er immer, wenn er ihm einen Besuch abstattete, die Bibel in seiner Hand fand; „er möchte mich deshalb gern ein bißchen prickeln, und ein kaustisch ostpreußisches Lächeln beflimmert sein mageres hagestolzes Gesicht jedesmal, wenn er über Religion mit mir sprechen kann“. Ein anderer Nachbar Heines, der unter ihm wohnte, war ein Holländer „indolent und ausgebuttert wie der Käse, womit er handelt. Nichts kann ihn in Bewegung setzen; er ist das Bild der nüchternsten Ruhe, und sogar, wenn er sich mit meiner Wirtin über sein Lieblingsthema, das Einsalzen der Fische, unterhält, erhebt sich seine Stimme nicht aus der plattesten Monotonie. Leider wegen des dünnen Bretterbodens muß ich manchmal dergleichen Gespräche mit anhören.“

Auch dem damaligen Gouverneur von Helgoland wurde Heine vorgestellt. Es war dies, wenn ich recht unterrichtet bin, Sir Henry King, derselbe, der sich durch die Anlegung der berühmten Kartoffelallee auf dem Oberland und durch die Herstellung eines ziemlich guten Pflasters auf der Falm ein Verdienst um die Insel erworben hat. Es ist gerade jetzt besonders interessant, die Schilderung Heines über diese Vorstellung und über die englische Herrschaft auf Helgoland überhaupt zu lesen: „Als ich dem hiesigen Gouverneur präsentiert wurde, und dieser Stockengländer mehrere Minuten, ohne ein Wort zu sprechen, unbeweglich vor mir stand, kam es mir unwillkürlich in den Sinn, ihn einmal von hinten zu betrachten, um nachzusehen, ob man etwa dort vergessen habe, die Maschinen aufzuziehen. Daß die Insel Helgoland unter britischer Herrschaft steht, ist mir schon hinlänglich fatal“.

Das wichtigste Ereignis aber, das Heine während seines Badeaufenthaltes auf Helgoland erlebte, war die französische Julirevolution. Wir besitzen ein merkwürdiges Zeugnis darüber aus seiner eigenen Feder. Es sind dies die sieben Briefe, die er aus Helgoland vom 1. Juli bis 10. August schrieb, die er später als „zweites Buch“ in sein Buch über Börne einfügte, nachdem ihm Heinrich Laube geraten hatte, in das Werk einen „Berg“ zu setzen, damit das Persönliche hinter diesem einigermaßen verschwinde. Es kann aber gar keinem Zweifel unterliegen, daß diese sieben Briefe ursprünglich einen Teil seiner Memoiren gebildet haben, und es ist eine geradezu verblüffende Thatsache, daß wir seit länger als fünfzig Jahren im ungehinderten Besitz eines sehr wertvollen Bruchstücks der Memoiren Heines gewesen sind, ohne dessen gewahr zu werden.

Die Briefe besprechen die große Periode des Enthusiasmus von 1830; sie schildern drastisch die hoffnungslos niedergedrückte Stimmung, die der Julirevolution voranging, und die freudige Begeisterung, zu der ihn die Kunde von dem großen Ereignis

entflammte. Besonderes Interesse gewähren seine Betrachtungen über die Bibel, das Alte wie über das Neue Testament, und seine Bewunderung der beiden heiligen Werke. Außerdem liest er Paul Warnefrieds Geschichte der Langobarden, den Homer und einige Scharteken über Hexenwesen, die ihm als Vorarbeiten zu seinen Studien für die „Götter im Exil" dienten.

Am 6. August langte das dicke Zeitungspaket mit den warmen, glühendheißen Nachrichten vom Festlande an. „Es waren Sonnenstrahlen, eingewickelt in Druckpapier, und sie entflammten meine Seele bis zum wildesten Brand. Mir war, als könnte ich den ganzen Ozean bis zum Nordpol anzünden mit den Gluten der Begeisterung und der tollen Freude, die in mir loderten.... Ich lief wie wahnsinnig im Hause herum und küßte zuerst die dicke Wirtin und dann ihren freundlichen Seewolf, auch umarmte ich den preußischen Justizkommissarius, um dessen Lippen freilich das frostige Lächeln des Unglaubens nicht ganz verschwand. Sogar den Holländer drückte ich an mein Herz... Aber dieses indifferente Fettgesicht blieb kühl und ruhig, und ich glaube, wär' ihm die Juliussonne in Person um den Hals gefallen, Mynheer würde nur in einen gelinden Schweiß, aber keineswegs in Flammen geraten sein.... Ich möchte Mynheer prügeln!"

Und vier Tage später: „Von jenen wilden, in Druckpapier gewickelten Sonnenstrahlen ist mir einer ins Gehirn geflogen, und alle meine Gedanken brennen lichterloh. Vergebens tauche ich den Kopf in die See. Kein Wasser löscht dieses griechische Feuer. Aber es geht den anderen nicht viel besser. Auch die übrigen Badegäste traf der Pariser Sonnenstich, zumal die Berliner, die dieses Jahr in großer Anzahl hier befindlich und von einer Insel zur anderen kreuzen, so daß man sagen könnte, die ganze Nordsee sei überschwemmt von Berlinern. Sogar die armen Helgoländer jubeln vor Freude, obgleich sie die Ereignisse nur instinktmäßig begreifen. Der Fischer, welcher mich gestern nach der kleinen Sandinsel, wo man badet, überfuhr, lachte mich an mit den Worten: »Die armen Leute haben gesiegt.«"

Aber aus diesem wilden Rausch erhob sich Heine bald zu klarer Einsicht. Sein damaliger Badeaufenthalt auf Helgoland hatte eine hohe Bedeutung für ihn. In der Einsamkeit des meerumspülten Felsens kam er in jenen Tagen zu der Ueberzeugung von seinem künftigen Beruf: „Fort ist meine Sehnsucht nach Ruhe, ich weiß jetzt wieder, was ich will, was ich soll, was ich muß....

„Ich bin der Sohn der Revolution und greife wieder zu den gefeiten Waffen, worüber meine Mutter ihren Zaubersegen ausgesprochen....

„Blumen! Blumen! Ich will mein Haupt bekränzen zum Todeskampf. Und auch die Leier, reicht mir die Leier, damit ich ein Schlachtlied singe.... Ich bin ganz Freude und Gesang, ganz Schwert und Flamme!"

Fünfzehntes Kapitel. Karl Immermann.

Das Freundschaftsverhältnis zwischen Heine und Immermann ist bisher noch nirgends im Zusammenhang dargestellt worden. Vielleicht fehlt es gerade deshalb den Urteilen über dieses Bündnis an der erforderlichen Objektivität. Die Freunde Immermanns ignorieren dasselbe entweder vollständig, oder sie beurteilen es so kühl wie möglich; die Freunde Heines – ja, hat denn Heine heute überhaupt noch Freunde, die sachlich und objektiv sein Leben, seine Werke und Freundschaftsbündnisse beurteilen? Da lohnt es sich wohl, die Akten dieses Lebensprozesses noch einmal gründlich zu revidieren, zumal die Säkularfeier Immermanns das Interesse erst vor kurzer Zeit wieder auf dieses Freundschaftsverhältnis gelenkt und freilich auch wieder eine Fülle schiefer Urteile und thatsächlicher Unrichtigkeiten darüber zu Tage gefördert hat.

Den ersten Schritt zu persönlichen Beziehungen hat Heine gethan, indem er am 24. Dezember 1822 an Immermann schrieb. Diesen Brief sollte Christian Sethe, der damals als Referendar nach Münster ging, mitnehmen. Da Heine aber dessen Adresse nicht kannte, so sandte er den Brief durch die Post. Schon dieser Brief ist für das Verhältnis von hohem Interesse. Im Sommer 1822 hatte Immermann für den „Rheinisch-Westfälischen Anzeiger" auf Wunsch des Herausgebers, Dr. H. Schultz in Hamm, eine Besprechung der ersten Gedichte Heines geliefert. Diese kritische Anzeige, man kann es heute wohl sagen, war die Grundlage von Heines Dichterruhm. Immermann war der erste, der die kecke Anschaulichkeit in den Gedichten Heines, die merkwürdige Individualität des Dichters, seinen Weltschmerz, den tiefen Zwiespalt seiner Seele, die Aehnlichkeit mit Lord Byron und vieles andere, was später sehr weitschweifig gesagt worden, in dieser Besprechung kurz und bündig ausgesprochen hat.

Heine war von diesem Lob entzückt, aber er schrieb Immermann erst, als ihm der Verleger dessen Tragödien zuschickte. Unumwunden gesteht nun Heine Immermann ein, daß er ihn nächst Oehlenschläger „für den besten jetzt lebenden Dramatiker halte", und er fügt hinzu: „Ich werde nie den schönen Tag vergessen, wo ich Ihre »Trauerspiele« erhielt und las und halb freudetoll allen Freunden davon erzählte". Dagegen haben ihn die Gedichte Immermanns weniger befriedigt, und auch das gesteht er unumwunden schon im ersten Briefe ein. Der Dank für die Anzeige kommt zum Schlusse: „Tief ergriffen haben mich die menschenversöhnenden Liebesworte, die Sie im »Anzeiger« über meine Gedichte ausgesprochen; ich gestehe es, Sie sind bis jetzt der einzige, der die Quelle meiner dunklen Schmerzen geahnt. Ich hoffe aber, bald ganz von Ihnen gekannt zu werden; vielleicht gelingt es mir in meiner



Karl Immermann. Gezeichnet von C. F. Lessing.

nächsten poetischen Schrift, den Passepartout zu meinem Gemütslazarett niedergelegt zu haben; ich werde dieses Büchlein bald in Druck geben, und es wird zu meinen größten Seelenfreuden gehören, wenn ich es Ihnen mitteile; eigentlich sind es doch nur wenige, für die man schreibt, besonders wenn man, wie ich gethan, sich mehr in sich selbst zurückgezogen". Es ist geradezu rührend, wenn wir aus diesem Briefe herauslesen, wie Heine in der Zeit vom Juli bis Dezember 1822 sich mit der ganzen litterarischen Thätigkeit Immermanns bis dahin bekannt und vertraut gemacht hat. Er kennt dessen Gedichte und Tragödien, die Schrift über Goethe, eine kleine Novelle, Immermanns Broschüre gegen das Duellwesen. Ueberall findet er Berührungspunkte, überall erkennt er die ausgesprochene Bedeutung des Dichters, die kräftige Individualität des Genossen. Keine Spur von Eifersucht; nichts als eine aufrichtige Anerkennung des Dichters und Menschen, zu dem er, der wenig Jüngere, mit einer merkwürdigen Verehrung aufschaut. „Thoren meinen, ich müßte wegen

des westfälischen Berührungspunktes (man hat Sie bisher für einen Westfalen gehalten) mit Ihnen rivalisieren, und sie wissen nicht, daß der schöne, klar leuchtende Diamant nicht verglichen werden kann mit dem schwarzen Stein, der bloß wunderlich geformt ist, und woraus der Hammer mit der Zeit böse, wilde Funken schlägt. Aber was gehen uns die Thoren an? Von mir werden Sie immer das Bekenntnis hören, wie unwürdig ich bin, neben Ihnen genannt zu werden." Dieses Bekenntnis ist der Grundton, der sich durch alle Briefe Heines an Immermann hindurchzieht; am Schluß des ersten reicht er ihm die Hand zum treuen Bunde: „Kampf dem verjährten Unrecht, der herrschenden Thorheit und dem Schlechten! Wollen Sie mich zum Waffenbruder in diesem heiligen Kampfe, so reiche ich Ihnen freudig meine Hand".

Es steht fest und kann selbst von den entschiedensten Gegnern Heines nicht in Abrede gestellt werden, daß er an diesem Bündnis treu festgehalten hat. Von diesem ersten Schreiben an entwickelte sich ein regelrechter Briefwechsel zwischen beiden, der länger als zehn Jahre gedauert hat. Leider besitzen wir nur die Briefe Heines an Immermann, die von Immermann sollen bei dem Brande in Hamburg 1833 verloren gegangen sein. Heine beklagte diesen Verlust noch sehr lange und äußerte oft sein Bedauern darüber. „Es war das eine Korrespondenz", sagte er noch in den letzten Lebensjahren einmal zu Adolf Stahr, „in die wir beide als Strebende viel hineingelegt hatten, denn wir übten damals gegenseitig einen wesentlichen Einfluß aufeinander aus. Merkwürdigerweise hat man unser Verhältnis in den Immermannschen Biographieen fast gänzlich ignoriert". Wir besitzen im ganzen 15 Briefe Heines an Immermann, dagegen von Immermann an Heine nur zwei, von denen der eine weiter unten folgen wird. Der Ton dieses Schreibens ist nicht weniger freundschaftlich und warm als der der Heineschen Briefe. Freilich, Immermann war eine vornehme und kühle Natur, Heine enthusiastisch und launenhaft; schon aus diesen Eigentümlichkeiten beider kann man sich ohne großen psychologischen Aufwand die Natur dieses Freundschaftsbündnisses konstruieren.

Auf den Brief Heines vom 24. hatte Immermann schon am 31. desselben Monats geantwortet. Am 14. Januar 1833 schrieb Heine wieder; er will in der „Verlegernot" Immermann beistehen, er will ihn mit Varnhagen von Ense bekannt machen, er will seine Tragödien auf die Bühne bringen, er will ihn als Dichter in Deutschland anerkannt wissen. Und dies alles, obwohl Immermann in seiner Antwort sicher nicht überschwänglich, sondern mit vollem Freimut über die Vorzüge, aber auch über die Fehler der Heineschen Poesie sich ausgesprochen hat, was wir aus der folgenden Stelle des zweiten Briefes zu entnehmen das Recht haben:

„Mit Freuden habe ich Ihre lieben Worte über meine Poetereyen gelesen; Ihre schöne Freimütigkeit beweist mir, daß Sie es gut mit mir meinen". Der Brief schließt mit der Versicherung: „Von ganzer Seele ist Ihnen gut H. Heine".

Sieben Tage darauf meldet er dem neugewonnenen Freunde, daß er durch Varnhagen von Ense mit Brockhaus und auch mit Gubitz wegen des Verlags der Immermannschen Tragödien angeknüpft habe. Vertrauensvoll teilt er ihm seine eigenen Nöte mit den jungen Berliner Dichtern und Kritikern, die ihn beständig anfeinden, mit. Immermanns Schrift über Goethe und Pustkuchen bewundert er aufrichtig.

Auch aus diesem Schreiben ersehen wir, wieviel Heine schon damals auf das Urteil Immermanns gegeben hat, denn es schließt mit den Worten: „Wenn Sie mich aus einzelnen Ausdrücken und Beschwernissen für einen Kleinigkeitskrämer halten, so will ich Ihnen gern gestehen, daß ich es bin. Vielleicht rührt's her von meinem Gesundheitszustand, vielleicht aber, weil ich noch so halb Kind bin. Es ist ein Kniff, daß ich mir gern die Kindheit so lange als möglich erhalte, eben weil sich im Kinde alles abspiegelt: die Mannheit, das Alter, die Gottheit, sogar die Verruchtheit und die Konvenienz".

Am selben Tage schreibt er an seinen alten Freund Christian Sethe nach Münster: „Immermann hab ich sehr liebgewonnen durch das wackre Wesen, das sich in ihm ausspricht. Ich wünschte Dein Urteil über ihn zu hören, mehr noch wünschte ich, daß Du mit ihm in freundschaftliche Verhältnisse trätest. Ihm habe ich ebenfalls diesen Wunsch geäußert. Ist das der Fall, so besuche ich Euch in Münster". Auch hier wieder ein schöner Charakterzug Heines. Er will, daß seine Freunde ebenfalls miteinander befreundet werden. An einen derselben, an Friedrich Steinmann nach Göttingen, schreibt er gelegentlich einmal: „Kennst Du den Karl Immermann? Vor diesem müssen wir beide den Hut abziehen, und Du zuerst. Das ist eine kräftig leuchtende Dichtergestalt, wie es deren wenige giebt".

Auf den Brief vom 21. Januar hat Immermann schon am 3. Februar geantwortet. Aber Heines dritter Brief läßt diesmal etwas länger auf sich warten. Er hat inzwischen seine Tragödie vollendet und wiederholt die Absicht gehabt, dem Freunde verschiedene Bekenntnisse zu machen. Er unterläßt es, weil er meint, daß sich unter dem Rubriknamen „Empfindungsaustausch" auch ein kleines Gefühlchen, nämlich die gewöhnliche Poeteneitelkeit, hätte mit einschleichen können. Er hatte damals schon die Absicht, Berlin zu verlassen und nach Lüneburg zu reisen, wo seine Familie lebte; von da will er nach Westfalen und — „wie Sie wohl denken können, über Münster" -- nach dem Rhein und Paris. Er will sich nun gar in die diplomatische Carriere „hineinlancieren" und rät Immermann, ein gleiches zu thun. Ja, er hofft sogar in Paris ein solches Vorhaben besser fördern zu können.... „und es wird mir eine süße Freude gewähren, wenn ich dazu behilflich sein

11*

kann, daß der Mann, von dessen Kraft ich so große Erwartungen hege, einen größeren Wirkungskreis gewinnt. Ihr Büchlein übers Duell hat mir gezeigt, was man von Ihnen in dem großen Kampfe gegen legitimen Unsinn' zu erwarten hat". Mit großer Spannung sieht er dem Erscheinen des „Periander" entgegen, und er zweifelt nicht daran, daß das einzige Mißfällige, was er an Immermanns Tragödien auszusetzen hätte, nämlich daß die Reden der Personen oft zu lang seien, und daß sich die Poesie oft darin zu breit mache, in dieser Tragödie vermieden sein werde. Schließlich hat er noch eine Frage auf dem Herzen: „Welche von Ihren drei Tragödien haben Sie zuerst geschrieben? Ich habe bisher immer »Das Thal von Ronceval« dafür gehalten. Die Stelle, wo Zoraide den Roland zur Flucht bewegt, rührt mich immer bis zu Thränen. Es kommt mir vor, als hätte ich selbst diese Stelle mal schreiben wollen und konnte es nicht vor übergroßem Schmerz. Im »Almansor« habe ich es irgendwo versucht, aber vergebens. Sie werden die Stelle schon finden. Wunderbar, wie manche Aehnlichkeit diese Stücke haben; sogar im Stoff und Lokal".

Die Antwort Immermanns auf diesen förmlichen Liebesbrief drückte, wie wir aus dem folgenden Schreiben Heines vom 10. Juni entnehmen, die Sprache des herzlichsten Wohlwollens aus. Auch in diesem Briefe erweist sich Heine als ein rechter Freund seiner Freunde. Er ist unruhig darüber, daß er von Sethe gar keine Nachricht hat, und daß Immermann dessen in seinem Briefe gar nicht erwähnt. Seine diplomatischen Träume sind längst in die Luft gegangen. Er sieht es voraus, daß es sich noch lange hinziehen wird, bis er „nach der Knipperdolling-Stadt kommt und dem Dichter, mit dem er hofft alt zu werden, die Hand wird schütteln können". Diese Hoffnung muß nämlich Immermann in seinem vorhergegangenen Briefe ausgesprochen haben, und Heine erklärt, daß ihn dieses „aus großartigstem Mitgefühl natürlich hervorgegangene Wort bis in tiefster Seele bewegt hat". Der ganze Brief ist nicht nur eines der wichtigsten Selbstbekenntnisse, sondern auch voll merkwürdiger und zutreffender Ansichten über Immermann selbst. Mit seinem außerordentlichen Scharfblick erkennt er das Wesentliche in der poetischen Erscheinung Immermanns, indem er sagt: „Sie haben das mit Shakespeare gemein, daß Sie die ganze Welt in sich aufgenommen haben. Wenn Ihre Poesien einen Fehler haben, so besteht er darin, daß Sie Ihren großen Reichtum nicht zu konzentrieren wissen. Shakespeare versteht es besser, und deshalb ist er Shakespeare. Auch Sie werden diese Kunst des Konzentrierens immer mehr und mehr erlernen, und jede Ihrer Tragödien wird besser als die vorangegangene sein".

Die Antwort Immermanns auf diesen Brief können wir uns wieder aus einem Schreiben Heines an seinen Intimus Moses Moser rekonstruieren. Immermann

hat in dieser die Absicht ausgesprochen, eine „kräftige“ Rezension der Tragödien Heines zu schreiben, in der er aber auch „manches Verletzende“ aussprechen wollte. Sein Brief enthält daher nur ein allgemeines Lob über die Tragödien und andere Mitteilungen, deren vorzüglichste seine Freude ist, Heine bald in Münster zu sehen, und seine Einladung, bei ihm zu wohnen.

In der Korrespondenz Heines ist nun wieder eine große Lücke. Aber es ist kaum anzunehmen, daß sich die Freunde von Anfang Juni 1823 bis Anfang April 1824 gar nicht geschrieben haben. Während dieser Zeit war der von Heine so sehnlichst erwartete „Periander“ erschienen. Aus Briefen an Moser und Robert lernen wir das Urteil Heines über diese Tragödie kennen. In einem Briefe an letzteren schreibt er darüber sehr witzig: „Es ist das schlechteste Meisterstück, das ich kenne“.

In den Osterferien des Jahres 1824 machte Heine einen Ausflug von Göttingen nach Berlin. Unterwegs hielt er sich in Magdeburg auf, wo Immermann damals lebte, und hier lernten sich die beiden Freunde zuerst persönlich kennen. Heine schreibt am 4. April 1824 an Moser: „Von Magdeburg wüßte ich Dir nichts zu sagen, als daß es einen prächtigen Dom und in diesem Augenblick zwei sehr bedeutende Dichter mit seinen Mauern umschließt“. Und am 11. April schreibt er an Immermann: „Ich bin noch nicht aus dem ersten Lachen gekommen, seit ich hier bin. Alle Mitteilungen muß ich bis zu meiner Rückkehr nach Magdeburg aufsparen“. Die beiden jungen Dichter scheinen also auch persönliches Wohlgefallen aneinander gefunden haben. Auf der Rückreise konnte Heine jedoch seinen Plan, in Magdeburg noch einmal zu halten, nicht ausführen, weil die Schnellpost dort nur eine halbe Stunde Aufenthalt machte. Am 12. Oktober berichtet Heine wieder seinem Freunde Moser über eine Sendung Immermanns mit den Worten: „Von Immermann habe ich dieser Tage Brief und sein neues Lustspiel »Das Auge der Liebe« erhalten. Wenn man es mit seinem Titel liest, so gefällt es; sonst nicht. Aber es ist doch viel Herrliches darin“. Die Antwort Heines auf diesen Brief erfolgt erst sehr spät. Er hat inzwischen viel Juristerei getrieben, um sich zum Examen vorzubereiten, und auch seine berühmte Harzreise gemacht. Unmittelbar nach dieser schrieb er an Immermann am 24. Februar 1825: „Ich machte verflossenen Herbst eine Fußreise durch den Harz und, wenn ich da so eine von den Höhen erklommen, wo man den Magdeburger Turm erkennen kann — dann blieb ich manchmal lange stehen und dachte an Immermann, und es war mir, als sähe ich Immermanns Genius hoch sich erhebend, viel höher als der Turm“. Von besonderem Interesse sind in diesem Briefe Heines Urteile über das „Auge der Liebe“ und über den „Neuen Pygmalion“ Immermanns. Zum erstenmal wird auch hier der Name Platens erwähnt und der Versuch eines Vergleichs zwischen Platen und Immermann gemacht. Inzwischen war Heines „Harz-

reise“ im „Gesellschafter“ erschienen. Aus einem bisher unbekannten Briefe Immermanns an Varnhagen von Ense vom 9. April 1826 können wir sein Urteil über diese entnehmen. Dort heißt es: „Kürzlich erschien von Heine im »Gesellschafter« eine Harzreise, die mir sehr wohl gefiel. Sie hat einen süßen phantastischen Reiz, der noch größer gewesen wäre, wenn sich Heine vor einigen burschikosen Ausdrücken zu hüten gewußt hätte“. Etwa zu derselben Zeit schrieb Heine an Varnhagen: „Mit unendlichem Vergnügen sah ich im »Gesellschafter«, wie Sie Immermanns »Cardenio« gewürdigt, und ich unterschreibe gern Ihr Urteil, daß Immermann alle gleichalterigen Mitstrebenden weit überragt. Dieses Stück ist jetzt meine Lieblingslektüre, es ist mir, als hätte ich es selbst geschrieben“.

Es ist interessant, mit diesem Urteil Heines das zu vergleichen, das er in einem Briefe an Immermann vom 14. Oktober desselben Jahres ausspricht: „Ich hab' unterdessen Ihren »Cardenio« gelesen. Ich bin begeistert von diesem Buch. Es ist das beste Buch, das ich schreiben wollte. Und doch ist es ein Glück für dieses Buch, daß ich es nicht geschrieben habe. Ihr »Cardenio« hat alle phantastische Krankheit Heines und doch zugleich alle unverwüstliche Gesundheit Immermanns. In diesem Buche haben sich unsere Seelen ein Rendezvous gegeben, und es ist jetzt mein Lieblingsbuch. Verzeih mir, Immermann, die Eitelkeit, daß ich mir auf dieses Buch etwas einbilde!“ Aus dieser Uebereinstimmung der Urteile spricht wohl am deutlichsten die Wahrhaftigkeit der Begeisterung Heines für den Freund. Auch in Hamburg „predigt“ er sehr vielen „den Immermann“, so daß selbst Julius Campe dessen Verehrer wird und der alte Plan einer von beiden gemeinsam herausgegebenen Zeitschrift wieder hervortritt. In demselben Briefe macht er ihm aber auch den verhängnisvollen Vorschlag, für den zweiten Band der „Reisebilder“ einen Beitrag zu liefern. Schon etwa zwei Monate später scheint er auch von Immermann, wie aus einem Brief an Merckel hervorgeht, die bekannten Xenien erhalten zu haben, welche den Anlaß zu der vielberufenen Fehde mit dem Grafen Platen gaben. Es ist recht schade, daß die Briefe aus jener Zeit an und von Immermann verloren gegangen sind. Heine hatte im selben Jahre eine Rezension der Studie Immermanns über den rasenden Ajax des Sophokles drucken lassen. Leider ist diese Besprechung bis jetzt nicht aufzufinden gewesen, obwohl ich mir deshalb die größte Mühe gegeben habe. Ein Vierteljahrhundert später bemerkt Heine in einem Gespräch mit Adolf Stahr darüber: „Ich war, wie mir Immermann schrieb, der einzige, der auf die Bedeutung dieser vortrefflichen Schrift aufmerksam machte, während die klassischen Schriftgelehrten, die Altertumsprofessionisten, hochmütig daran vorbeigingen“.

Es kann aber doch nicht unmöglich sein, diese Besprechung noch aufzufinden. Auch Wilhelm Hemsen erinnerte sich ganz genau, den Aufsatz Heines gelesen zu

haben. Vielleicht geben diese Zeilen die Anregung hierzu für Bibliographen und Litterarhistoriker!

Die Fehde Platen contra Heine und Immermann ist zur Genüge bekannt und in diesem Buche schon ausführlich besprochen worden. Immermann hatte, wie gesagt, eine Anzahl von Xenien für den zweiten Band der „Reisebilder“ gesandt, die Heine mit der Bemerkung aufnahm, daß er diese bis auf wenige Ausnahmen, die er mit Sternen bezeichnete, „gern als seine eigenen Gesinnungen“ vertreten wollte. Platen hatte sich in seinem Lustspiel „Der romantische Oedipus“ gegen Heine und Immermann einige sehr alberne Scherze erlaubt. Der Hauptheld des Werkes hieß Nimmermann; Heine aber hatte er einen „Pindar vom Stamme Benjamin“, den „Petrarca des Laubhüttenfestes“, des „sterblichen Geschlechts der Menschen Allerunverschämtesten“ genannt, „dessen Küsse Knoblauchsgeruch absonderten“. Wenn man behauptet, daß Platens Angriffe gegen Heine und Immermann in dem tiefen Gegensatz seiner formstrengen und idealen Natur begründet waren, so darf man doch auch nicht übersehen, daß diese Angriffe zunächst ohne jede Provokation von seiten beider erfolgt waren, und daß sich Platen durchaus nicht in künstlerischen Grenzen hielt, sondern die Polemik zuerst auf persönliches Gebiet hinüberspielte. Und doch hatte er selbst eingestehen müssen, daß er weder von Heine noch von Immermann etwas gekannt habe, als er seinen Oedipus schrieb. Bisher unbeachtet ist aber das Bekenntnis Immermanns in seinen „Maskengesprächen“ geblieben, daß er kurz vor dem Erscheinen jenes Werkes sogar die Absicht gehegt habe, sich Platen brieflich zu nähern.

Immermann wehrte sich gegen die Angriffe Platens in seiner Entgegnung: „Der im Irrgarten der Metrik umhertaumelnde Kavalier, eine litterarische Tragödie“, in ernster und kräftiger Weise. Heine aber war noch viel tiefer als Immermann verletzt und führte im dritten Teil seiner „Reisebilder“ jenen Vernichtungskampf gegen Platen, der ihm selbst so sehr geschadet hat, und der, weil er von persönlichem Haß und tiefer Bitterkeit erfüllt war, erheblich über das Ziel hinausschoß. Mit dem Erscheinen des dritten Bandes der „Reisebilder“ trat eine verhängnisvolle Wendung im Leben Heines ein. Hatte man ihn bis dahin geehrt, ja sogar geliebt, so wurde er von nun an gefürchtet und in vielen Kreisen gehaßt. Ja, einen der aufrichtigsten, vielleicht sogar seinen besten Freund hatte Heine durch diese Polemik gegen Platen ganz verloren. Auch Varnhagen von Ense drückte sich scheu beiseite. Nur Immermann harrte treu bei dem vielgeschmähten Freunde aus, und es ist wichtig, das zu konstatieren. Hatte er schon vorher Heine gar oft in seinem Unmut getröstet und ihm z. B. nach London einmal geschrieben: „Nun, Lieber, werden Sie nur in dem kastendunklen London nicht ganz und gar zum Spleenmann; obgleich das Leben nicht viel taugt, so muß man es doch lieben, wie man ja so manche Schöne

liebt, die auch nicht viel taugt", so sah er jetzt als seine Aufgabe an, den Freund zu trösten und zu ermutigen, trotz aller Versuche, die von verschiedenen Seiten, u. a. von Ludwig Tieck, unternommen wurden, um das Freundschaftsverhältnis zu sprengen. Wenn Michael Beers Aeußerungen richtig sind, so hat Immermann zu diesem nach dem Erscheinen jener Polemik gesagt: „Seine Replik in der Platenschen Sache ist idealiter zwar schwer zu vertreten, doch verdient er als eine wahrhaft produktive Natur, daß man seinerseits thue, was man kann, um ihn zu halten". Auch in den „Maskengesprächen" sagte er: „Heine, der so heftig wegen seines Gegenspottes getadelt wurde, betrachtete die Sache ebenfalls leicht und heiter, seine Briefe aus jener Zeit sind voll von drolligen Aeußerungen über diesen Krieg". Wenn nun der Herausgeber der Werke Immermanns, Max Koch, zu dieser Stelle behauptet, daß die Angriffe Heines „in vertrauten Briefen auch von Immermann selbst nicht gebilligt wurden", so stimmt dies durchaus nicht zu den erwähnten Aeußerungen, und man wird das Erscheinen dieser vertrauten Briefe abwarten müssen, um ein endgültiges Urteil zu fällen. Vielleicht ist aber ein solches nach dem Eindruck des folgenden bisher unbekannten Briefes von Immermann, des einzigen, der sich glücklicherweise erhalten hat, schon möglich.

„Düsseldorf, den 1. Februar 1830.

Es giebt einen stummen und einen lauten Dank, mein lieber Heine, den ersten habe ich Ihnen gleich nach Empfang und Lesung Ihres Buches abgestattet, den andern bringe ich Ihnen etwas spät und bitte Sie deshalb um Entschuldigung. Eine italienische Reise noch jetzt zu schreiben, wobei einem keine frühere einfällt, will etwas sagen, und dieses Etwas, was hier ein sehr Vieles ist, haben Sie geleistet. Wenn die früheren Reisenden das Land teils durch die Naturbrille, teils durch die Kunstbrille, teils durch die schwärmerische Brille angesehen haben, so betrachten Sie es zuerst mit dem innigen Blick des Mitleids. Der ganze tieftragische, romantische Eindruck des Landes tritt mir viel eindringlicher aus Ihrem Buche zum Geist und zum Herzen, als aus dem rhetorischen Kompendio der Staël. Die Posse der Verzweiflung, welche man seit Jahrhunderten das königliche Weib Hesperia, blutend und zerfleischt behangen mit einer Narrenjacke, durchspielen läßt, haben Sie in ihrer wehmütigsten Bedeutung aufgefaßt. Ich danke Ihnen herzlich für das Buch und für die Zueignung. Der Marchese Gumpelino ist mein sehr guter Freund geworden und eine charmante Figur. Die alte Lätitia in dem Buche macht sich prächtig, die beiden Füßchen Franscheskas sind allerliebst, und die Rede Hirsch-Hyazinthens über die drei Religionen kann nicht mit Gold bezahlt werden. Eine ganz spezielle Freude habe ich auch noch über den letzten Demagogen gehabt und über wie vieles außerdem! Manch einzelnes ist wohl, was man weg wünschte — das Gehnlassen! das Gehnlassen, mein lieber Heine!

Doch ich will mir das Behagen an dem guten Buche nicht verderben. Bei der Replik gegen Platen hätte vielleicht ein bißchen gespart werden können. Uebrigens wird, denke ich, der Effekt unserer beiden Pillen nicht ausbleiben. Eine zeitlang hilft man sich wohl so durch mit dem faselnden Hochmut, am Ende schlägt die Wahrheit doch durch. Das erste, was wir als Produkt werden zu sehen bekommen, wird wohl ein noch exquisiterer Narrenstreich sein, als die er bisher hat auslaufen lassen, denn er muß doch nun auf Tod und Leben den Beweis führen, daß er ein großer Poet sei, und da hoffe ich, kommt er zum Absurden, woran der Oedipus schon nahe steht. Wolfgang Menzel wird zwischen seiner Verehrung für Sie und Platen durch das Buch

in eine arge Klemme geraten. Ich denke, er wird sich auf seine Weise zu helfen wissen. Nach seinem Manifest im Litteraturblatte administriert er die Litteratur. In der Administration scheut man aber bekanntlich Widersprüche und Widerrufe nicht. Daß der Mensch glauben kann, mit dem Nachhalle der groben und naseweisen Schlegel-Athenäumsperiode eine nachhaltige Bedeutung gegenwärtig zu gewinnen, gehört zu den vielen sublimen Dummheiten dieses Chamäleons, das immer die Farbe dessen annimmt, worüber es gerade gelaufen ist. In den Streckversen war das Tier über Jean Paul gelaufen, und in „Rübezahl" sitzt ein bißchen Tieckscher Widerschein.

Ich arbeite an einem Roman mit rechter Lust und hoffe, in diesem Winter eine gute Strecke vorwärts zu kommen. Das Theater ekelt mich an. Ich habe zwar etwas Dramatisches im Sinne, die Geschichte des unglücklichen Alexei in Rußland, werde aber ganz gewiß auch nicht die allergeringste Rücksicht auf unsere Narrenbühne nehmen, wenn ich's ausführe. Den Hofer und Friedrich hätte ich viel besser machen können, hätte ich nicht dabei an die alte Bude gedacht. Wollte man den Hofer dort nur dreimal ausbieten und nicht wiederholen, so wäre mir's lieber gewesen, sie hätten es ganz unterlassen. Man muß seitens der Direktionen entweder jetzt Kraft und Konsequenz genug besitzen, um das Publikum an dramatische Dichtungen wieder zu gewöhnen, oder wenn man diese Eigenschaften nicht besitzt, muß man von solchen Sachen ganz abstrahieren und sich mit der Marktware behelfen.

Ich sende Ihnen hierbei meine Gedichte. Die Druckfehler sind, wie man sie nur in einem Cottaschen Artikel erwarten kann, und ich bitte, vor der Lesung zu korrigieren, denn es steht viel Unsinn im Buche. Leben Sie wohl für diesmal, mein lieber Heine. Ich wünsche Ihnen frohe Tage als Ihr treuer Freund

Immermann.

Herrn Dr. H. Heine Wohlgeb. zu Hamburg."

Schon vorher hatte Immermann in einer Besprechung des ersten Bandes der „Reisebilder" in den „Berliner Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik" seine Meinung über den Dichter ausgesprochen. In dem bisher gleichfalls wenig bekannten Begleitbrief an Varnhagen schreibt er am 21. Februar 1827: „Beiliegend, verehrter Freund, übersende ich Ihnen die versprochene Kritik über Arnim und Heine. Die Veränderung meiner Verhältnisse (wovon nachher) macht es mir ganz unmöglich, in diesem Augenblick auch Steffens zu beurteilen ..... Eine Zusammenstellung, wie ich sie mit Arnim und Heine versucht habe, wäre mit Steffens doch nicht möglich gewesen. Für ihn sind wieder andere Gesichtspunkte nachzusuchen. Ich wünsche nun nichts mehr, als daß meine Arbeit Ihnen und der Gesellschaft gefallen möge. Ich habe sie so gut gemacht, wie es mir möglich war, und ich bin dem Gesichtspunkte treu geblieben, daß eine wissenschaftliche Kritik immer zu gewissen allgemeinen Rücksichten und Uebersichten hinstreben, diese aber auch wieder durch sorgfältige Beachtung des Einzelnen darlegen muß. Ein Beweis ist freilich auf diesem Felde nicht zu führen. Man kann aber wenigstens durch Gründlichkeit etwas Beweisähnliches treffen, freilich muß man dann etwas ausführlich sein. In der Kürze sind solche Arbeiten nicht zu fassen, und so ist denn auch die meinige lang geworden". Die tiefere Bedeutung Heines als eines deutschen Humoristen und den Wert seiner Reisebilder für die Kultur der Zeit, in der sie die ganze Menschheit so tief ergriffen, hat Immermann in seiner Besprechung freilich nicht

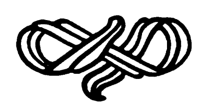
erfaßt. Er würdigt vor allem das Werk nach seiner künstlerischen Form, und so ist es denn das lyrische Element, welches ihn bei Heine am meisten anzieht. Gerade auf diesem Gebiete konnte Immermann von Heine viel lernen. Wenn wir heute die Verbesserungsvorschläge lesen, die Heine im Frühjahr dem Freunde machte, als dieser ihm sein reizendes Märchenepos „Tulifäntchen" einschickte, und die von ihm sämtlich angenommen wurden, so werden wir leicht erkennen, wie Heine hinsichtlich der metrischen Form auf Immermann eingewirkt hat.

Aber nicht nur in künstlerischer Beziehung, sondern auch rein menschlich und persönlich wirkte er für den Freund, wo er konnte. Als dessen „Trauerspiel in Tirol" in Hamburg aufgeführt wurde, war er der Erste im Theater, und obwohl er manche Bedenken gegen das Stück hat, die er keineswegs verschweigt, ist er doch voller Begeisterung für den Dichter selbst. Er widmet ihm „die Bäder von Lucca" „als ein Zeichen freudigster Verehrung". Er ergreift jede Gelegenheit, wo sie sich ihm nur irgend bietet, um in seinen Werken über Immermann und dessen Dichtungen sich mit unumwundener Anerkennung auszusprechen. Auch nachdem er nach Paris übergesiedelt, ist es seine eifrige Sorge, den Ruhm Immermanns dort zu verkünden; er empfiehlt den Herausgebern der „Europe Littéraire" angelegentlichst, sich die Mitarbeiterschaft Immermanns zu sichern, und übernimmt willig selbst die Vermittlung. Er macht den größten Kenner deutscher Litteratur in Frankreich, St. René Taillandier, mit den Werken Immermanns bekannt und veranlaßt ihn, diese ausführlich zu besprechen; ja, er läßt keine Gelegenheit vorübergehen, um seiner Verehrung für Immermann öffentlich und privatim vollen Ausdruck zu geben.

Den schönsten Ausdruck hat diese Verehrung für seinen „hohen Mitstrebenden" in den Reisebildern gefunden. Dort heißt es: „Es giebt einen Adler im deutschen Vaterland, dessen Sonnenlied so gewaltig klingt, daß es auch hier unten gehört wird und sogar die Nachtigallen aufhorchen trotz all ihren melodischen Schmerzen. Das bist Du, Karl Immermann, und Deiner dacht ich gar oft in dem Lande, wovon Du so schön gesungen". In den letzten Jahren stockte zwar der briefliche Verkehr, die Verehrung Heines für seinen Freund blieb aber die gleiche, und als die Nachricht von dessen Tode eintraf, schrieb Heine an seinen Freund Heinrich Laube (Ende August 1840): „Gestern abend erfuhr ich durch das »Journal des Debats« zufällig den Tod von Immermann. Ich habe die ganze Nacht durch geweint. Welch ein Unglück! Sie wissen, welche Bedeutung er für mich hatte, dieser alte Waffenbruder, mit welchem ich zu gleicher Zeit in der Litteratur aufgetreten, gleichsam Arm in Arm! Welch einen großen Dichter haben wir Deutsche verloren, ohne ihn jemals gekannt zu haben! Wir, ich meine Deutschland, die alte Rabenmutter! Und nicht bloß ein großer Dichter war er, sondern

auch brav und ehrlich, und deshalb liebte ich ihn. Ich liege ganz darnieder vor Kummer. Vor etwa zwölf Tagen stand ich des Abends auf einem einsamen Felsen am Meer und sah den schönsten Sonnenuntergang und dachte an Immermann. Sonderbar!"

In diesem Nachruf liegt die allein richtige Charakteristik des Verhältnisses zwischen Heine und Immermann. Heine hatte dessen dichterische Begabung schon in einer Zeit erkannt, wo diese noch durch die Spätnebel der Romantik und der Shakespearomanie bedenklich verhüllt war und man ungewiß sein konnte, ob sein Geist jemals die volle Herrschaft über seine reichen poetischen Mittel erringen werde. Es ist keine Frage, daß Immermann in diesem Verhältnis mehr der empfangende als der gebende Teil war. Heine meinte zwar, daß eine wirkliche gegenseitige Förderung stattgefunden habe. Es ist aber falsch, wenn Strodtmann glaubt, daß es für Heine einen eigentümlichen Reiz gehabt habe, in dem gleichstrebenden Freunde gewissermaßen einen Beichtiger zu besitzen, bei dem er auf Verständnis und Teilnahme zählen konnte, wenn er ihm mit kindlichem Vertrauen die geheimsten Rätsel seines Lebens und Dichtens offenbarte. Thatsächlich hatte ihn an Immermann die mächtige Persönlichkeit angezogen, die so stark mit seinem eigenen schwankenden Wesen kontrastierte. An Reife der Persönlichkeit und Kraft des Gedankens war Immermann Heine weit überlegen, aber Heine besaß doch unstreitig die größere poetische Kraft, und das hat wieder Immermann mächtig in seinen Bannkreis gezogen. Alles in allem kann man dieses Freundschaftsverhältnis nicht als eine Sache des bloßen Gefühls, sondern der sittlichen Ueberzeugung jenen großen Freundschaftsbündnissen anschließen, die in unserer Litteratur zu so hoher Bedeutung gelangt sind. Zwei wesentlich verschiedene Charaktere haben sich hier mit ihrer Zuneigung getroffen. Beide schöpferischen Geistes, beide auf ein gemeinsames Ziel gerichtet, beide von hohen Idealen erfüllt, aber verschieden an Kraft und Charakter, an Art und Kunst des Schaffens zugleich. In Heines Lebensgeschichte aber bildet diese sich immer gleich bleibende, niemals schwankende und niemals unterbrochene Verehrung für den Menschen und Dichter Immermann ein glänzendes Blatt, um dessentwillen allein schon der Mensch Heine angesichts mancher Verirrungen seines Lebens auf mildernde Umstände plaidieren und in jedem Fall eine andere Beurteilung in Anspruch nehmen kann als die, die ihm gerade nach dieser Richtung hin von vielen Seiten zu teil wird.





Drittes Buch.
Im Exil.

Sechzehntes Kapitel. Chamisso und die Schwaben.

Am 1. Mai des Jahres 1831 ging Heine über den Rhein nach Paris. Er ahnte nicht, daß er sein Vaterland für immer verlasse. Es ist eine Unwahrheit, wenn man sagt, daß sein Exil ein freiwilliges gewesen sei. Leider hat sich gerade ein angesehener deutscher Historiker dieser Unwahrheit schuldig gemacht. Heine ging erst, als ihm die Luft zu schwül wurde im Vaterlande, als „eine große Hand ihm gar besorglich winkte“. Wir wissen jetzt, daß es die mächtige Hand des Fürsten Metternich war, der sich in dem „melancholischen, süßen Gewässer“ Heinescher Lyrik wie in einem Quell der Verjüngung zu baden liebte.

Er stand damals in seines Lebenstages Mittag. Als deutscher Dichter bekannt im ganzen Vaterlande, von vielen geliebt, von vielen gehaßt, von den meisten gekannt, so durfte er noch vor seinem Scheiden die Wonnen und Qualen des Dichterruhms voll auskosten. Der Meisterpinsel Moritz Oppenheims hat uns das Bild des Dichters aus jener Lebensperiode erhalten. Auf der Durchreise saß er dem ausgezeichneten Maler in Frankfurt a. M., und das Oelgemälde Oppenheims ist unzweifelhaft das beste Porträt Heines aus seinen Mannesjahren. In diesem Bilde treffen alle Züge der Individualität des Dichters, wie sie aus seinem Leben und auch aus seinen Werken hervortreten, zu einem charakteristischen Ganzen zusammen, und wir sagen uns unwillkürlich: Ja, so hat Heine ausgesehen!

So sah er aus, als er im Vollgefühl der Freiheit über die Boulevards spazierte und den Zauber der Weltstadt in vollen Zügen einatmete, so sah er aber auch aus, wenn er in dem bunten Treiben der Fremde der fernen stillen Heimat wehmütig gedachte und der Lieben, die er dort zurückgelassen.

Der heiße Zorn darüber, daß in seiner Wiege schon die Marschroute für sein ganzes Leben gelegen habe, hat Heine nie verlassen, auch in den Tagen nicht, da er auf der Sonnenhöhe des Ruhmes und des Glückes stand. Und aus diesem Zorn heraus richtete er jene scharfen und gar oft über das Ziel hinausschießenden

Angriffe gegen die Hanswürste, die sich daheim auf den Pfühlen des Glückes reckten, indes er die harten Treppen des Exils auf und ab steigen mußte. Er hatte nur die Wahl zwischen gänzlichem Waffenniederlegen oder lebenslänglichem Kampfe. Da wählte er diesen und griff zu den Waffen gegen fremden Hohn, gegen frechen Geburtsdünkel, gegen die Schergen der Tyrannei, gegen die Knechtseelen und Philisterherzen, die die deutschen Farben entehrten, welche nach seiner Ueberzeugung dazu bestimmt waren, einmal die Standarte der ganzen freien Menschheit zu schmücken.

Von diesem Standpunkte aus unternahm er auch den Kampf als Führer des „jungen Deutschland" gegen Wolfgang Menzel und gegen die schwäbischen Dichter. Zu tief waren die sozialen und politischen Gegensätze, die ihn selbst von Uhland, Schwab und Kerner trennten, obwohl er des ersteren dichterische Bedeutung aufrichtig anerkannte und auch dem letzteren, sowie den Genossen beider im Schwabenlande, bei der kritischen Prüfung mildernde Umstände zubilligte. Aber die Schliche und Ränke, denen er, der in der Fremde lebende deutsche Poet, fast zehn Jahre lang ausgesetzt war, mußten ihn endlich zum Angriff reizen. Sein „Schwabenspiegel" war durchaus kein Kampf mit Toten, wie er die Leser glauben machen wollte, sondern ein Akt blutiger Notwehr gegen die „lieben Kleinen von der schwäbischen Dichterschule", die sich gegen sein Gesicht verschworen hatten.

Die Geschichte dieser Verschwörung ist sicher eines der interessantesten Kapitel der neueren Litteraturgeschichte. Sie ist erst jetzt klar geworden und wir wissen, daß es eigentlich nicht die großen prinzipiellen Gegensätze waren, von denen der Kampf ursprünglich ausgegangen ist. Wie durch einen blöden Zufall gerät ein Mann an die Spitze dieses Krieges, der innerlich Heine näher steht als den Schwaben, und der seiner ganzen Naturanlage nach am wenigsten sich zum Kämpfer, geschweige denn zum Führer im Kampfe eignete, nämlich Adelbert v. Chamisso! Freilich, wer in den Biographien Chamissos oder Heines etwas über deren Beziehungen suchen wollte, der würde sich auch heute noch vergeblich bemühen. In den Briefen Chamissos wird Heine nicht erwähnt, und in den biographischen Werken über Heine findet sich nur die Thatsache verzeichnet, daß beide miteinander bekannt waren.

Die Bekanntschaft zwischen Heine und Chamisso vermittelte Varnhagen von Ense im Jahre 1822. Schneller als mit allen übrigen Besuchern des Salons der Rahel befreundete sich Heine mit Chamisso. Der burschikose alte Student, halb Franzose, halb Deutscher, mit seinen seltsamen Manieren und den humoristischem Anstrich mußte Heine besonders gefallen. Und Chamisso scheint damals das Urteil des Varnhagenschen Kreises über die poetische Begabung des jungen Dichters geteilt zu haben. Auch bei Eduard Hitzig, dem intimen Freunde Chamissos, und in dem Salon der Frau von Hohenhausen, die zuerst Heine als Nachfolger Lord Byrons

in Deutschland proklamiert hatte, trafen beide oft zusammen. Als Chamisso 1824 mit einigen Freunden die „Mittwochgesellschaft“ begründete, war Heine „glücklicherweise“ nicht mehr in Berlin. Ich sage „glücklicherweise“, da ich keinen Augenblick daran zweifle, daß die in dieser Gesellschaft später ausgebrochenen Konflikte Chamisso und Heine entzweit hätten. Nur selten kommt der junge Dichter in seinen Briefen und Schriften auf Chamisso zu sprechen; so oft dies aber der Fall ist, geschieht es in freundschaftlicher und liebenswürdiger Weise. Kein Zweifel, Heine hegte herzliche Sympathie für Chamisso, und es ist kaum anzunehmen, daß



Adelbert von Chamisso.

diese Sympathie von seiten des Letztern nicht in vollem Maße geteilt worden sei. Schon in der „Harzreise“ nimmt Heine die Gelegenheit wahr, Chamissos freundlich zu gedenken. Er erzählt dort von seiner Begegnung mit dem alten Hofrat Bouterweck in der „Krone“ zu Klausthal und fährt dann fort: „Als ich mich ins Fremdenbuch einschrieb und im Monat Juli blätterte, fand ich auch den vielteuren Namen Adelbert von Chamisso, den Biographen des unsterblichen Schlemihl. Der Wirt erzählte mir, dieser Herr sei bei unbeschreiblich schlechtem Wetter angekommen und in einem ebenso schlechten Wetter wieder abgereist“.

Man hat oft behauptet, daß Heine, um einen Witz zu machen, keinen Anstand nehme, die wichtigsten sowie die kleinsten Thatsachen zu entstellen oder zu verdrehen. Dem gegenüber ist es von Wert, von Zeit zu Zeit einen Blick in Heines Dichterwerkstatt zu werfen und durch zufällig noch erhaltene gleichzeitige Zeugnisse

die Wahrhaftigkeit zu konstatieren, deren sich der Dichter selbst bei unwesentlichen Angaben befleißigte. Wohl jeder, der die „Harzreise“ bis heute gelesen, hat die Bemerkung über das schlechte Wetter in Verbindung mit der Reise Chamissos für einen Witz auf dessen Schlemihltum gehalten. Da finden wir zufällig in der Biographie Chamissos von Karl Fulda einen Brief des Dichters an seine Frau, in dem von dem entsetzlichen Wetter die Rede ist, das ihn auf seiner Fußreise durch den Harz begleitet habe. Und das Wanderlied, das er seiner Antonie vom Fuße des Brockens übersendet, beginnt mit den Worten: „Der Regen strömt!“ Die Verse aber, die Chamisso seinen Kindern aus dem Harz geschickt, haben eine merkwürdige Aehnlichkeit im Ton und in der Stimmung mit den Gedichten Heines in dessen „Harzreise“.

Als Chamisso ein Jahr später durch Göttingen reiste, suchte er Heine auf, und dieser berichtet wiederum ein halbes Jahr später darüber an Varnhagen von Ense in derselben scherzhaften Weise wie das erste Mal: „Grüßen Sie mir auch Chamisso. Als er durch Göttingen reiste, haben wir uns beide durch gleiche Schlemihlität nicht auffinden können; ich hörte nur im Gasthof, daß er in einem einspännigen Fuhrwerk nach Klausthal gereist sei. Und doch ist er dort zu Fuß angekommen“.

In den folgenden Jahren scheinen Chamisso und Heine auseinander gekommen zu sein. Es ist wahrscheinlich, daß der treuherzige Chamisso sich mit der Kampfesweise, die Heine in seinen Reisebildern gegen Platen und andere Freunde einschlug, nicht befreunden konnte. Gleichwohl war Heine einer der ersten, die Chamisso zur Teilnahme an seinem „Deutschen Musenalmanach“ im Jahre 1832 aufforderte. Mitte Mai desselben Jahres schreibt Heine an Varnhagen: „Grüßen Sie mir Chamisso. Ich werde ihm nichts schicken, aber ihm schreiben“. Es mag nur an äußeren Gründen gelegen haben, daß Heine keinen Beitrag für den Musenalmanach lieferte; denn seiner Sympathie für den Menschen und seiner Verehrung für den Dichter Chamisso gab er auch in den folgenden Jahren beredten Ausdruck. In seiner Abhandlung „Die romantische Schule“ schreibt er drei Jahre später (1835): „Von Adelbert von Chamisso darf ich hier eigentlich nicht reden; obgleich Zeitgenosse der romantischen Schule, an deren Bewegungen er teilnahm, hat doch das Herz dieses Mannes sich in der letzten Zeit so wunderbar verjüngt, daß er in ganz neue Tonarten überging, sich als einen der eigentümlichsten und bedeutendsten modernen Dichter geltend machte und weit mehr dem jungen als dem alten Deutschland angehört. Aber in den Liedern seiner früheren Periode weht derselbe Odem, der uns aus den Uhlandschen Gedichten entgegenströmt; derselbe Klang, dieselbe Farbe, derselbe Duft, dieselbe Wehmut, dieselbe Thräne ... Chamissos Thränen sind vielleicht rührender, weil sie, gleich einem Quell, der aus dem Felsen springt, aus

einem weit stärkeren Herzen hervorbrechen". Dieses ist das einzige positive Urteil, welches wir von Heine über Chamisso besitzen; aber es faßt in der That auch alles zusammen, was über Chamissos Dichterart zu sagen ist, und es ist ein Verlust, daß Heine weder in seinen Memoiren, noch in der projektierten Fortsetzung seines Buches „Ueber Deutschland" dazu gekommen ist, die ausführliche Charakteristik Chamissos und seiner Beziehungen zu ihm zu geben, die er wiederholt beabsichtigt hatte. Unter den vier Dichtern, die er in einem neuen Buche zu besprechen gedenkt und deren Talent dem unserer größten Poeten nahe komme, nennt er noch 1855 in erster Reihe „seinen verstorbenen Freund Adelbert von Chamisso". Und in dem Verzeichnis von Freunden und Bekannten, deren Porträts seine Memoiren enthalten sollen, stellt er (1844) Chamisso gleichfalls in die vorderste Reihe neben Immermann und Hegel.

Die Meinung, die Chamisso von Heine hegte, war ebenfalls keine geringe. Ein sichtbarer Ausdruck dieser war die Annahme des Vorschlages, den sein Verleger Weidmann in Leipzig ihm schon 1836 gemacht hatte, den achten Jahrgang des „Deutschen Musenalmanachs" mit dem Porträt Heines zu schmücken. Die Verlagsbuchhandlung schrieb deshalb auch an den Dichter und erbat sich von diesem, wie schon 1832, poetische Beiträge und ein gutes Bild. In einem Schreiben vom 4. Februar 1836, das in seine gesammelten Briefe noch nicht mit aufgenommen ist, antwortet Heine auf diese Bitte folgendes: „Für Ihre Freundlichkeit danke ich herzlichst; der deutsche Poet in mir freut sich über Ihr gütiges Vorhaben, wird auch gewiß dankbar dafür sein, und ich darf wohl für einen späteren Jahrgang recht hübsche deutsche Gedichte versprechen. Dieses Mal ist Ebbe, seichteste Ebbe in meinem Portefeuille, und was ich im Gemüte trage, wird sich schwerlich in metrischer Form produzieren. Dieser Tage werde ich einem vorzüglichen Maler sitzen, und ich werde Ihnen eine gute Kopie meines Gesichtes Ende dieses Monats ganz sicher überschicken .... Es existiert gar kein gutes Bild von mir, und ich bin schon seit Jahren dringend angegangen, diesem Bedürfnis abzuhelfen; ich freue mich daher, daß dieses jetzt in so konvenabler Weise geschieht. Sie sehen also, meine Schreibverzögerung hatte nicht ihren Grund in mangelnder Eitelkeit; mein Gesicht interessiert mich noch immer".

Bekannt ist, welches Satyrspiel der Plan der Weidmannschen Buchhandlung im Gefolge hatte. Obwohl weder dieser noch einer der früheren Jahrgänge des Musenalmanachs einen Beitrag von Heine enthielt, genügte doch schon die harmlose Beigabe seines von dem bekannten Kupferstecher und Zeichner Tony Johannot etwas weich, im ganzen aber doch vortrefflich ausgeführten Bildnisses, die gesamte schwäbische Dichterschule zu eiliger Flucht aus jenem Musenalmanach zu veranlassen. Ja, Gustav Schwab, der bis dahin mit Chamisso gemeinsam die Redaktion geführt hatte, zog sich sogar von der Leitung des Unternehmens zurück. Man kann sich denken,



Heinrich Heine.

Gezeichnet von Tony Johannot 1837.

daß Chamisso aus dieser Sympathiebezeugung für Heine vielerlei Unannehmlichkeiten erwuchsen. Aber es ist sicher, daß der harmlose Poet über das humoristische Capriccio herzlich gelacht hätte, das Heine über diesen Schwabenstreich dichtete, wenn es ihm zu Gesichte gekommen wäre. Den Lesern aber ist das „Testament“ wohl bekannt, in dem Heine auch die schwäbische Dichterschule bedenkt. Und ebenso hätte Chamisso herzlich gelacht, wenn er die humoristische Huldigung erlebt hätte, die Heine in seinen „Hebräischen Melodien“ ihm gewidmet hat. Jeder kennt aus diesem Gedicht die Erklärung, die Heine über den Ursprung des Wortes Schlemihl giebt; aber nicht jeder weiß, daß Heine zuerst diese zutreffende Erklärung gegeben und dazu noch mit einer Motivierung, die selbst Chamisso unbekannt war.

„Was das Wort Schlemihl bedeutet,
Wissen wir. Hat doch Chamisso
Ihm das Bürgerrecht in Deutschland
Längst verschafft, dem Worte nämlich.

Aber unbekannt geblieben,
Wie des heil'gen Niles Quellen,
Ist sein Ursprung; hab' darüber
Nachgegrübelt manche Nacht.

Zu Berlin vor vielen Jahren
Wandt' ich mich deshalb an unsern
Freund Chamisso, suchte Auskunft
Beim Dekane der Schlemihle.

Doch er konnt' mich nicht befried'gen
Und verwies mich drob an Hitzig,
Der ihm den Familiennamen
Seines schattenlosen Peters
Einst verraten ...“

Das übrige ist bekannt, soweit es die Entstehungsgeschichte des Schlemihlgedankens betrifft, dem Heine noch in seinen letzten Lebenstagen ein poetisches Denkmal gesetzt hat. Es ist aber bedauerlich, daß wir kein einziges Blatt aus dem Briefwechsel zwischen Chamisso und Heine besitzen, das jedenfalls die Beziehungen zwischen den beiden Dichtern klarer erhellt hätte, als es hier geschehen konnte. Dafür besitzen wir aber andere Zeugnisse, welche die geistige Sympathie und Wahlverwandtschaft zwischen beiden Dichtern begründen, nämlich ihre Gedichte. Wer diese aufmerksam liest, kann keinen Augenblick bezweifeln, daß Chamisso auf Heine stark eingewirkt hat. Seine Leidenschaft und seine Schwermut, seinen Humor und seine Kraft, sein Kolorit und seine Plastik finden wir, allerdings in verstärktem Maße, bei Heine wieder. Auch Chamisso ist von der Romantik ausgegangen und hat sich später dem modernen Empfinden zugewendet; auch er hat mit mittelalterlichen Gespenstergeschichten angefangen und später Byron und Napoleon besungen. Vor allem aber hat er mit Leidenschaft und Schwermut, mit tiefer Empfindung und lebhaftem Schönheitsgefühl Frauenliebe und -leben besungen und dadurch vor allem einen nachhaltigen Einfluß auf Heine ausgeübt.

Siebzehntes Kapitel. Friedrich Hebbel.

Zwei in ihrem innersten Wesen, in ihrem Charakter und in ihrer Lebensauffassung verschiedener geartete Naturen als Hebbel und Heine dürfte es wohl im ganzen Umkreis der neuern deutschen Litteratur kaum geben. Heine, der leichtfertige, melancholische, subjektive, verführerische, ironische Romantiker und Hebbel, der tiefgründige, schwermütige, bei dem alles in Reflexion und Pessimismus, sowie in sittlichen Problemen aufging, der unerbittliche, kräftige Poet, dessen Dichtungsart gegen die Flatterhaftigkeit des jungen Deutschland einen entschiedenen Gegensatz bildete! Und dennoch — oder vielleicht gerade deshalb — fühlten sich beide Dichter ihr ganzes Leben lang lebhaft zu einander hingezogen. Die Thatsache selbst war bekannt, aber die näheren Umstände über die Beziehungen der beiden Dichter zu einander entzogen sich bisher der allgemeinen Kenntnis. Adolf Strodtmann, der erste Biograph Heines, wußte überhaupt noch nichts von diesen Beziehungen.

Wenn man Hebbels Bekenntnisse in seinen Tagebüchern, wenn man seine Anschauungen über die Poesie und über den Humor, über die Mittel der Dichtkunst und das Schicksal des Genius kennt, so findet man es begreiflich, daß er in seinen Anfängen keinen Geschmack an Heine finden konnte. Ihm war alles Dichten Offenbarung; nach seiner Meinung hält in der Brust des Dichters die ganze Menschheit mit ihrem Wohl und Wehe ihren Reigen, und jedes seiner Gedichte soll ein Evangelium sein, worin sich irgend ein Tiefstes, was eine Existenz oder einen ihrer Zustände bedingt, ausspricht. Er tadelt es, daß die meisten Dichter seiner Zeit das Wort, das sie ihren Gestalten in den Mund legen, zum Spiegel ihrer Zustände machen, und er trifft damit den Kern des Tadels, den man gegen Heine seither so oft ausgesprochen hat. Aber er vergißt oder übersieht, daß auch bei Heine das Wort zugleich das Echo seiner Natur war. Wenn er als Hindernis echter Lyrik den Umstand hervorhebt, daß sie fast immer das Alte, Gewöhnliche, Längstbekannte wiederhole, so hätte er ja bei Heine gerade das Neue, Ungewöhnliche und Frappante finden können, wäre er diesem Dichter unbefangen gegenüber getreten. Sein erstes Bekenntnis über Heine datirt aus dem Jahre 1838. Da heißt es: „Heines Dichtermanier (besonders die neue) ist das Erzeugnis der Ohnmacht und der Lüge. Weil seine verworrenen Gemütszustände sich nicht in die Klarheit eines entschiedenen Gefühls auflösen lassen, oder weil er nicht den Mut und die Kraft besitzt, den hierzu notwendigen inneren Prozeß abzuwarten, wirft er den Fackelbrand des Witzes in die werdende Welt hinein und läßt sie gestaltlos für nichts und wieder nichts verflammen. Diese Verklärung durch den Scheiterhaufen ist aber nur dann zu gestatten, wenn ein Phönix davon fliegt. An dem Phönix fehlt es

jedoch bei Heine. Es bleibt nichts übrig als Staub und Asche, womit ein müßiger Wind sein Spiel treibt".

In diesem Urteil ist manches Richtige, aber gegen den Schluß werden viele Verehrer Heines berechtigte Einwendungen erheben dürfen, weil sie aus dem Scheiterhaufen, auf dem er manches edle Gefühl in Asche aufgehen ließ, gar oft einen neuen Phönix haben aufsteigen sehen. Nur wer Hebbels Entwickelung genauer verfolgt, kann es begreifen, daß er sich gerade in jener Zeit von Heine abgestoßen fühlen mußte.

Unmittelbar hinter diesem Urteil folgt ein zweites: „Die echte Poesie dringt aus der Seele wie das heiße Blut aus der Ader, die es selbst aufsprengt". Das ist der wahre und echte Hebbel, und wenn man nun erwägt, daß zu jener Zeit gerade die Gedichte Heines erschienen, welche seine zweifelhaften Erfolge bei den Schönen der Pariser Boulevards feierten, so wird man es begreiflich finden, daß sich Hebbel von einer solchen Poesie, die in der Empfindung wie in der Form nichts mit seinem Ideal gemein hatte, abwenden mußte. Da er den im vorigen Kapitel erwähnten Chamissoschen „Musenalmanach" für 1837 zum erstenmal sieht, freut er sich über die trefflichen Aussichten, welche die deutsche Poesie jetzt habe. Im ganzen Buche stehe kein einziges Gedicht; die Besprechung schließt mit den Worten: „Heine hat nichts zum Almanach geliefert als sein Gesicht, und das hätte er sich behalten können".

Später änderte sich, wie bereits bemerkt, dieses Verhältnis. Das wirkliche Leben hatte Hebbel geschmeidiger, fremden Einflüssen zugänglicher, duldsamer gemacht, und auch in seinen Anschauungen über Poesie war wohl inzwischen eine Revolution eingetreten. Sein kritischer Aufsatz über das „Buch der Lieder" im „Hamburger Korrespondenten" (1841) enthält in der Betrachtung über den Begriff des lyrischen Humors eine gerechte Anerkennung Heines. Kaum kommt er nach Paris, so ist einer seiner ersten Wege der zu Heine. In dem vor einigen Jahren erschienenen Briefwechsel Hebbels mit berühmten Zeitgenossen finden wir mehrere sehr interessante Berichte über den Verkehr, der sich nun zwischen Hebbel und Heine entsponnen. Es ist bemerkenswert, daß Hebbel in seinem Tagebuch aus Paris Heines nur einmal gedenkt, und zwar anläßlich eines Besuches, den dieser ihm gemacht, und wegen des Lobes, das er ihm gespendet. In dem Briefwechsel dagegen wird Heine sehr oft erwähnt, aus verschiedenen Anlässen und in verschiedenartiger Beleuchtung. Dort scheint es, als sei Heine der Entgegenkommende gewesen, und hier sehen wir, daß Hebbel es war. Aus diesem kleinen, aber charakteristischen Umstande kann man ersehen, welchen geschichtlichen Vorzug Briefwechsel vor Tagebüchern haben.

In seinem ersten Schreiben an seine Freundin Elise Lensing in Hamburg vom 16. September 1843 schildert Hebbel den ersten Besuch bei Heine, den er

in Gesellschaft des Musikschriftstellers Theodor Hagen, der diesen schon vorher gekannt, abgestattet hat.

„Wir trafen ihn im Hausflur, er war eben im Begriff, einen Besuchenden, den er mir später als Alexander Weill vorstellte, bis an die Thür zu begleiten, und



Friedrich Hebbel.

ließ uns in sein Visitenzimmer eintreten. Er wohnt einfach, aber elegant. Als er zurückkehrte, gab ich ihm Campes Brief; er öffnete ihn, hatte aber kaum einen Blick hineingethan, als er ihn wieder aus der Hand legte und mit den Worten: „Sie sind Hebbel? Ich freue mich außerordentlich, Sie persönlich kennen zu lernen", auf mich zueilte. „Sie sind einer von den wenigen", fügte er hinzu, „die ich schon zuweilen beneidet habe; ich kenne Ihre »Judith« nicht, nur Ihre Gedichte, aber die haben den entschiedensten Eindruck auf mich gemacht. Ich hätte Ihnen manches Sujet stehlen mögen, namentlich den »Hexenritt«. Er recitierte aus diesem einige

Strophen. Ich unterbrach ihn mit der Bemerkung, daß die Kritiker gerade dieses phantastische, bizarre Gewächs zum Tode verurteilt hätten. Es kam nun gleich ein lebendiges Gespräch zwischen uns in Gang. Wir wechselten die geheimen Zeichen, an denen die Ordensbrüder sich einander zu erkennen geben, aus, und vertieften uns in die Mysterien der Kunst. Mit Heine kann man das Tiefste besprechen, und ich erlebte einmal wieder die Freude einer Unterhaltung, wo man bei dem anderen nur anzuticken braucht, wenn man den eigensten Gedanken aus seinem Geist hervortreten lassen will. Das ist sehr selten. Er erzählte mir seltsame Dinge über Immermann und Grabbe, welchen letzteren er sehr hoch hält. Von Immermann behauptete er, er habe sich dadurch getötet, daß er das jahrelang bestandene Verhältnis mit der Frau von Lützow aufgehoben und ein neues mit einer jungen Person angeknüpft habe. Der Tod, sagte er, ist nicht so zufällig, als man denkt. Er ist das Resultat des Lebens, und man bedenke sich wohl, wenn man in späteren Jahren noch eine Hauptveränderung machen will. Ich finde das außerordentlich wahr. Gegen Gutzkow zog er mit allen Waffen seines Witzes zu Felde. Ein Dichter, der keine Gedichte macht, sei wie ein Baum ohne Blüten; aber Gutzkow, meinte er, werde nicht zu kurz kommen, denn wenn er stürbe, so würde Wihl sich hinsetzen und die zur Komplettierung nötigen Gedichte aus Freundschaft für ihn abfassen und seinem Nachlaß einverleiben. Auch auf einen sehr kitzlichen Punkt, auf sein Buch über Börne, brachte er das Gespräch, und ich verhehlte ihm meine Ansicht nicht. Im allgemeinen hat Heine einen unerwartet günstigen Eindruck auf mich hervorgebracht. Er ist allerdings etwas angerundet, aber keineswegs dick, und in seinem Gesicht mit den kleinen scharfen Augen liegt etwas Zutrauen=Einflößendes. Daß er Dichter ist, tiefer, wahrer Dichter, ein solcher, der sich nicht bloß auf gut Glück ins Meer hinuntertaucht, um einige Perlen zu stehlen, sondern der unten bei den Feen und Nixen wohnt und über ihren Reichtum gebietet, das tritt aus seiner Gestalt wie aus seiner Rede hervor. Seine Bemerkungen über Grabbe, Kleist, Immermann trafen jedesmal den innersten Lebenspunkt. Ich glaube, er ist der unerbittlichste Feind aller Mittelmäßigkeit, auch der wahrhaft poetischen, die es zu nichts bringt, aber die Kraft weiß er zu respektieren. Uebrigens gab er sich Mühe, wie ich merkte, und darin folgte er Campes Rat. Dieser schrieb ihm: „Nehmen Sie sich selbst zusammen, denn Sie sehen in Hebbel einen Dichter, der bald —“, weiter konnte ich nicht lesen, aber was folgte, kann nichts Schlimmes gewesen sein. Ich bitte Dich sehr, den vielleicht in Dir aufsteigenden Verdacht, als ob ich den Brief geöffnet hätte, fahren zu lassen. Ein solches Verbrechen habe ich nicht begangen, obgleich es für einen Schriftsteller nicht ganz gleichgültig sein kann, was Campe an Heine über ihn schreibt. Das Papier des Briefes war so durchsichtig, daß ich die Stelle lesen mußte, sobald mein Auge nur auf die Adresse fiel.“

Wir gehen an der reizenden Szene vorüber, die uns Hebbel eigentlich nur erraten läßt, wie er neugierig durch die Hülle des Briefes die empfehlenden Worte Campes herausliest, um seine Mitteilungen über Heine auf ihren wahren Wert zu prüfen. Man muß bedenken, daß es ein junger Dichter war, dessen Ruhm noch in den Marmorbrüchen von Carrara schlief, der mit einem Empfehlungsbriefe von Julius Campe zu Heine, dem berühmten, gefürchteten, damals auf der Höhe des Lebens stehenden Poeten kam. Dieser kannte Hebbel bereits; schon im Oktober 1841 verlangte er dessen Gedichte von Campe. Sie hatten seinen Beifall gefunden, sonst hätte er ja keine Veranlassung gehabt, sie Hebbel gegenüber so entschieden zu loben; dieses Lob macht wiederum auf Hebbel den tiefsten Eindruck; sein so plötzlich verändertes Urteil über Heine ist sicher nicht ganz unbeeinflußt gewesen von diesem Lobe. Aber Hebbel war auch eine enthusiastische Natur, und man darf wohl annehmen, daß es ein durchaus wahrer Eindruck gewesen, den er in diesem Briefe fixiert hat. Mit Vergnügen meldet er der Freundin acht Tage später:

„Heine hat, wie mir Dr. Bamberg sagt, sehr günstig über mich gesprochen; ich zweifle nicht an der Wahrheit, weiß aber nicht, ob es aus dem rechten Grunde oder aus Klugheit geschieht."

Einige Tage darauf besuchte er Heine wieder und schreibt darüber nach Hamburg: „Ich traf ihn in seiner Thür, im Begriff auszugehen; er wollte umkehren, ich gab es nicht zu, wir gingen also auf den Boulevards miteinander spazieren. Er klagte über Campe und wieder über Campe und noch einmal über Campe. Der behandle ihn noch immer wie vor 15 Jahren; er werde sich gezwungen sehen, von ihm abzugehen u. s. w. Nachdem er mir seine Verhältnisse mit Campe lang und breit auseinandergesetzt hatte, ersuchte er mich, den Vermittler zu machen und Campe über ihn und seine Lage zu schreiben. Ich sah nichts Verfängliches darin und versprach es ihm, werde es auch thun, vielleicht noch heute; aber natürlich mit höchster Vorsicht. Besonders wurmte es ihn, daß das einzige Blatt, das Campe zu Gebote stehe, »Der Telegraph«, nur dazu sei, ihn herunterzureißen. Ich sehe, Campe verfährt mit allen Autoren auf gleiche Weise; auch gegen Heine beklagt er sich über Mangel an Absatz und druckt dabei Auflagen, die für die Ewigkeit ausreichen könnten. Heine wäre übrigens auch ohne meinen Besuch zu mir gekommen; er hatte sich gestern von Hagen meine Adresse geben lassen, wie er mir sagte. Bei alledem gefiel er mir heute weniger als das erste Mal. Freilich klagte er über Kopfweh; auch er fängt an, alt zu werden und deshalb die Welt für alt anzusehen; er meint, mit den großen Schriftstellern in Deutschland sei es wohl vorbei, ich erwiderte ihm: er möge sich hüten, ins feindliche Lager überzugehen, und die sonstige Anschauung, die er sein Leben lang bekämpft habe, selbst zu gewinnen".

Ich widerstehe auch hier dem Reiz, das Weitere auszumalen, wie Heine, der mit seinem Scharfblick die Eitelkeit Hebbels bereits erkannt hatte, diesen während eines Spazierganges auf den Pariser Boulevards zu necken versuchte. Nur auf den Schluß dieser Mitteilungen will ich noch die besondere Aufmerksamkeit der Leser lenken, denn er ist charakteristisch für die Beziehungen Hebbels zu Heine. Da heißt es:

„Er bat mich, ihm die »Judith« zu schicken, ich werde es thun, und wenn er das Werk nicht auffaßt und aufnimmt, wie dasselbe es verdient, so wird unser Umgang aufhören."

Zwischen diesem und dem nächstfolgenden Brief vom 23. Oktober ist das große Ereignis geschehen. Hebbel hat Heine seine „Judith" gebracht, dieser hat sie gelesen und gelobt; es heißt in dem folgenden Brief: „Du fragst nach Heines Urteil über »Judith«; es ist das günstigste, anerkennendste. Er sprach, als er mir sie wiederbrachte, von Bewundern und Anstaunen; er hat hinter meinem Rücken gesagt, ich sei der bedeutendste Dichter von allen, und zu mir selbst: er begreife nicht, wie ein solches Werk in unsrer Zeit möglich sei. Vielleicht lächelst Du, indem Du es liesest; nur darum schreib' ich's Dir — sonst ist mir jetzt alles gleich, was nicht mit Dir zusammenhängt. Uebrigens ist Heine, zum Teil wohl auf meinen Rat, vor drei Tagen nach Hamburg abgereist".

In den Tagebüchern hat Hebbel Heines Urteil über die „Judith" ausführlicher motiviert. Dort schreibt er am 14. Oktober: „Heine war bei mir und sprach mir über die »Judith«; er habe sie in einer Sitzung gelesen, und sie habe einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht. Ein Urteil über das Werk als Werk habe er noch nicht, aber über einzelnes sei ihm doch schon manches klar geworden. Daß dies Werk in unsrer Zeit möglich gewesen, sei ihm wunderbar; ich gehöre mit meiner außerordentlichen Gestaltungskraft noch unserer großen Litteraturepoche an; in die jetzige Epoche der Tendenzen passe ich nicht hinein. Das Schöne des Werkes und besonders das Große sei ihm gleich entschieden entgegengetreten; vieles habe er bewundert und angestaunt. Es sei aber auch etwas Gespenstisches darin und jedenfalls mehr W a h r h e i t als N a t u r; Natur, wie man sie bei Shakespeare finde. Dies Gespenstische walte vorzüglich in der Schilderung der ersten Hochzeitsnacht, die sehr schön sei. Auch Holofernes in seiner Selbstvergötterung sei sehr tief angelegt und ich hätte ihm, dem blassen jüdischen Spiritualismus gegenüber, gern noch mehr kecke Lebenslust geben können. Doch sei Holofernes nicht ganz so wie das übrige zum Vorschein gekommen, sondern gebrochen, wenigstens die Masse werde ihn nie verstehen. Die Darstellung der Zeit und des Volks sei mir ebenfalls, ohne daß ich nach Art der Romantiker in weitläufigen Einzelheiten luxuriiert hätte, außerordentlich geglückt; ein einziger Zug gebe oft das Bild. Ich ginge denselben

Weg, den Shakespeare, Heinrich Kleist und Grabbe gegangen. — Einige Tage zuvor sagte mir Dr. Bamberg schon, daß Heine mit größter Anerkennung zu ihm über die »Judith« gesprochen und geäußert habe, ich sei der Bedeutendste von allen!"

Ein Glück, so sagt man sich, daß die „Judith" Heines Beifall gefunden; sonst wäre bei dem Charakter Hebbels ein Bruch unvermeidlich gewesen. Daß aber das Drama den Beifall Heines errungen, finden wir sehr begreiflich, und zwar nicht nur wegen der feinen psychologischen Charakteristik, sondern hauptsächlich wegen des, wenn ich so sagen darf, sinnlichen Problems, welches sich Hebbel in seinem Drama gestellt hat. Es ist interessant, daß die Metamorphose der Judithsage, welche der moderne Dichter in seinem Drama vorgenommen, eigentlich von Heine herrührt. Schon 1831 hat dieser in seinem klassischen Bericht über das Judithbild von Horace Vernet im „Salon" die biblische Heldin folgendermaßen geschildert: „Sie hat sich eben vom Lager des Holofernes erhoben, ein blühend schlankes Mädchen. Ein violettes Gewand, um die Hüften hastig geschürzt, geht bis zu ihren Füßen hinab; oberhalb des Leibes trägt sie ein blaßgelbes Unterkleid, dessen Aermel von der rechten Schulter herunterfällt, und den sie mit der linken Hand, etwas metzgerhaft und doch zugleich bezaubernd zierlich, wieder in die Höhe streift; denn mit der rechten Hand hat sie eben das krumme Schwert gezogen gegen den schlafenden Holofernes. Da steht sie, eine reizende Gestalt, an der eben überschrittenen Grenze der Jungfräulichkeit, ganz gottrein und doch weltbefleckt, wie eine entweihte Hostie. Ihr Kopf ist wunderbar anmutig und unheimlich liebenswürdig; schwarze Locken wie kurze Schlangen, die nicht herabflattern, sondern sich bäumen, furchtbar graziös. Das Gesicht ist etwas beschattet, und süße Wildheit, düstere Holdseligkeit und sentimentaler Grimm rieselt durch die edlen Züge der tödlichen Schönen. Besonders in ihrem Auge funkelt süße Grausamkeit und die Lüsternheit der Rache; denn sie hat auch den eignen beleidigten Leib zu rächen an dem häßlichen Heiden".

Hier liegen die Keime der Auffassung, welcher Hebbel in seiner Tragödie dramatisches Leben eingehaucht hat. Von einer Beeinflussung kann aber natürlich nicht die Rede sein, obwohl Heine 1831 und Hebbel 1839 geschrieben; aber man begreift es, wie mächtig der Dichter von dieser dramatischen Gestalt gefesselt werden mußte.

Gleichwohl kommt es doch zu keiner innigeren Annäherung zwischen beiden. Während Heine in Hamburg ist, schreibt Hebbel manches Mal an seine Elise über ihn. So z. B.: „Ueber Heine erfahrt Ihr wohl nichts? Es ist mir sehr unangenehm gewesen, daß er gerade jetzt nach Deutschland gegangen ist, nicht seines Umganges wegen, sondern weil sich andere Folgen daran knüpfen können".

Hebbel war ein ehrlicher Mensch; er hatte ein Unrecht gegen Heine auf der Seele und mußte es sich wenigstens Elise gegenüber heruntersprechen. Er hatte

Heine versprochen, an Campe seinetwegen zu schreiben, dies aber unterlassen. In dem Moment, wo er die Rückkehr Heines erfährt, fällt ihm die Schuld wie eine schwere Last auf die Seele. Allerlei Mißverständnisse folgen, sogar Etikettestreitigkeiten über Besuch und Gegenbesuch; schließlich ist die Sache so weit: „Neulich begegnete ich ihm im Palais Royal, er sah mich, ich sah ihn, wir sahen beide unbefangen aus, aber er grüßte mich nicht, und ich ihn nicht. Ich dachte, er als der aus Deutschland Zurückgekehrte müsse den Anfang machen ...... Etwas Herzliches kommt zwischen uns beiden nie zu stande. Das ist gewiß, aber ich stehe in der Sache nicht ganz, wie ich stehen möchte“.

Auch dieses Mißverständnis gleicht sich bald aus, und man bemerkt die Freude Hebbels darüber aus seinem Bericht an Elise vom 5. Januar 1844: „Mit Heine ist schon alles ausgeglichen; wir begegneten uns in der Dämmerung in der Rue Richelieu und grüßten uns fast zu gleicher Zeit. Er sagte: »Ich habe an Sie sehr viel gedacht; wohin gehen Sie? Gehen Sie mit mir?« Ich: »Ich habe einen anderen Weg.« Er: »Dann geh' ich mit Ihnen.« — In dem Augenblick aber bekam er etwas in den Hals, das er im Mund gekäut hatte, konnte nicht weiter sprechen und mußte sich zu Hause verfügen, lud mich aber natürlich ein, ihn zu besuchen. Ich that's, er erkundigte sich mit großem Interesse nach meinen Arbeiten und hatte, als ich ihm von der Existenz meiner neuen Tragödie sprach, die große Aufmerksamkeit, mich um Mitteilung derselben zu ersuchen. Er müsse dazu aber einen Tag erwählen, wo er hell im Kopf sei, weil ihm sonst zu viel in dem Werk entgehen würde; er klagt nämlich über Kopfweh und mag auch wohl sehr damit geplagt sein. Wir verabredeten nun, daß er zu mir schicken solle. Das ist noch nicht geschehen, aber er spricht gegen dritte Personen mit der größten Achtung von mir; ich sei einer der ersten Dichter, nicht bloß der Gegenwart, sondern die Deutschland je gehabt habe. Du siehst, ein Genie ist gegen seinesgleichen immer gerecht. Nur die Halb-, Dreiviertel- oder Ganz-Talente, die ihm zwischen die Beine geraten, zerstampft er. Er hatte gestern zu Bamberg, der ihn um 1 Uhr noch im Bett getroffen, gesagt, er sei nur seines Kopfwehs wegen noch nicht bei mir gewesen. Er denkt mir also alle Visiten zu erwidern, und das ist, da er niemand besucht, sondern sich nur besuchen läßt, alles mögliche. Du weißt, wie ich immer über ihn gedacht und gesprochen; Du kannst Dir also leicht denken, daß die Ausgleichung des Mißverständnisses mir lieb ist“.

Es ist interessant zu beobachten, wie der Barometer der Freundschaft bei Hebbel, je nach dem Benehmen Heines gegen ihn, in die Höhe geht und wieder sinkt. Im nächsten Briefe heißt es, wahrscheinlich weil Heine bis dahin nichts von sich hatte hören und sehen lassen: „Es ist gleichgültig. Ich glaube, er will mich lieber zum Freund als zum Feind haben, und das ist ja auch so ganz unvernünftig

nicht, aber er scheut jedes tiefere Gespräch, weil ihm die freie Beweglichkeit des Geistes nicht, oder nicht mehr so zu Gebote steht wie mir. Da er, als ich zuletzt bei ihm war, davon sprach, daß er mich nächstens ersuchen würde, ihm mein Drama vorzulesen, so kann ich nicht wieder zu ihm gehen, sonst würde ich es mit den Gegenvisiten nicht so genau nehmen, um so weniger, als sein Besuch mich in meinem kalten Zimmer nur in Verlegenheit setzen könnte". Schließlich tröstete sich der frierende Hebbel mit der Hoffnung: „Vielleicht ist er auch hier gewesen, und die Concierge hat es mir nicht gesagt". Nur in Einem sind Heine und Hebbel ganz und zu jeder Zeit einig: in dem uneingeschränkten Haß gegen Gutzkow. Mit wahrer Wonne citiert Hebbel jedes Witzwort Heines gegen Gutzkow. Als dieser in einem Aufsatz der Kölnischen Zeitung die Ansicht ausgesprochen, daß Shakespeare nicht der alleinige Verfasser seiner Dramen sei, sondern daß andere, namentlich die Schauspieler, mitgearbeitet hätten, rief Heine aus: „Das fehlte noch, der...... mußte noch einen Königsmord begehen!" Hebbel citiert diesen Witz sehr sorgsam in seinem Tagebuch, und ein andermal schreibt er: „Heine habe ich in der letzten Zeit wieder öfters gesehen. Neulich war er bei mir und ergoß sich in guten Einfällen über Gutzkow, den er über alle Maßen und mehr, als er seiner Potenz nach verdient, zu hassen scheint. »Glauben Sie mir«, sagte er, »dieser Mensch wird nicht wieder geboren, nur in Napoleons Zeitalter war er möglich, denn wie die Natur in Napoleon alles Große, so faßte sie in Gutzkow alles Kleine zusammen«". Dieser Einfall gefiel Heine so gut, daß er ihn sich zu Hause besonders aufnotiert hat. Er ist nach seinem Tode in den letzten Einfällen und Gedanken abgedruckt worden.

Wahrhaft tragisch und erschütternd sind dagegen die Berichte, die Hebbel seiner Hamburger Freundin über die Krankheit Heines und seinen trostlosen Zustand sendet. So schreibt er gelegentlich: „Als ich das zweite Mal zu ihm hinging, fand ich ihn noch um 12 Uhr noch im Bett, krank bis zum Sterben. Er ließ mich die Hand auf seinen Kopf legen, damit ich fühlen möchte, wie heiß er sei. Ich gab ihm bei dieser Gelegenheit meinen Segen. Ich ging gleich wieder und sagte zu ihm, als er mir nachrief: »Sie werden sich doch nicht abhalten lassen, wiederzukommen?«, ich erwarte, ihn nun erst einmal wieder bei mir zu sehen". Wenige Tage darauf gab Heine seine Karte ab. Nach fünfzehn Tagen besuchte ihn Hebbel wieder, um einen skandinavischen Schriftsteller, Dr. Lammborg aus Christiania, der Heine noch vor seiner Abreise zu sehen wünschte, zu ihm zu führen. Hebbel berichtet über diesen Besuch wie folgt: „Ich war gerade sehr gut aufgelegt und trug die Kosten der Unterhaltung ganz allein; ich glaube, das innere Leben in ihm ist so ziemlich erloschen, und nun schützt er beständig Krankheit vor, damit man nicht merkt, daß er tot ist. Gestern traf ich ihn im Palais Royal, und wir gingen

zusammen spazieren. Ich berührte den Punkt mit dem »Telegraphen« (Heine wollte nämlich, daß Hebbel nach Gutzkows Abgange die Redaktion des »Telegraphen« übernehme), aber nur ganz von fern. Er wurde augenblicklich Feuer und Flamme und sagte: »Sie müssen allerdings herabsteigen, aber der Erfolg würde für Sie und, im schlimmen Sinn, auch für Herrn Gutzkow ein großer sein. Und wenn Sie den »Telegraphen« haben wollen, so betrachten Sie ihn nur gleich so, als ob Sie ihn hätten!«" Die Erwägungen, welche Hebbel an die Aeußerung Heines knüpft, zeugen von seinem tiefen Mitgefühl für den todkranken Dichter. Sie schließen mit dem Ausrufe: „Selbst Heine! Niemand bilde sich ein, auch auf dem Schlachtfelde im Hohenpriesterkleide wandeln zu können!"

Im November desselben Jahres verläßt Hebbel Paris und er hat bis zu seinem Tode Heine nicht wiedergesehen; aber die Beziehungen zwischen beiden Dichtern haben darum nicht aufgehört.

Einer der intimsten Freunde Hebbels war der Herausgeber seines Briefwechsels, Dr. Felix Bamberg, der ehemalige deutsche Generalkonsul in Messina, damals offiziöser Journalist und Korrespondent deutscher Blätter in Paris, ein Mann von feinem künstlerischen Verständnis und tiefer philosophischer Bildung. Bamberg hatte eine uneingeschränkte Bewunderung und Verehrung für Hebbel, nicht aber für Heine. Er hat daraus kein Hehl gemacht und sich dadurch die Feindschaft Heines zugezogen. In dem von mir herausgegebenen Briefwechsel Heines habe ich eine Stelle in einem Briefe des Dichters an Alfred Meißner sogar unterdrücken müssen, weil sie Bambergs Persönlichkeit in unerhörter Weise behandelte. Auch Bambergs Urteil über Heine ist nicht frei von Vorurteilen, aber man muß doch bekennen, daß seine Beurteilung des Dichters aus einem eingehenden Studium des Charakters und des Schaffens von Heine hervorgeht.

Heine ist für Bamberg ein interessantes, psychologisches Problem. Er ist der Meinung, daß des Dichters Leben und Schaffen bis zu einer gewissen Freiheit der Form gesteigert, daß der Prozeß des Sichgestaltens, durch welchen allein sich die Form für die äußere Welt geltend machen kann, als das wahrhaft Schöne betrachtet werden müsse, und er bedauert noch bei der Herausgabe des Briefwechsels von Hebbel, daß der Umgang mit Heinrich Heine, der ihm wiederholt versicherte, daß das innere Leben des Dichters mit seiner Poesie durchaus nichts zu schaffen habe, ihn zur Vernichtung einer Jugendschrift, der diese These zu Grunde lag, veranlaßt habe.

Es ist natürlich, daß Bamberg in seinen Briefen an Hebbel, die vom Jahre 1844 bis zum Jahre 1858 gehen, des öfteren Heines erwähnt, und man kann aus den Mitteilungen des Freundes, in Ermangelung eigener Aufzeichnungen Hebbels aus jener Zeit, sich das Bild von den ferneren Beziehungen zwischen beiden

Dichtern ziemlich vervollständigen. Allerdings wird man diese Mitteilungen nach dem Vorhergegangenen nur cum grano salis aufnehmen dürfen.

Schon im ersten Briefe vom 3. Dezember 1844 heißt es über die Angelegenheit des Telegraphen: „Heine sagte mir, Campe zählte darauf, daß Sie den Telegraphen übernehmen, indes merkte ich ihm an, daß es ihm unlieb wäre. Sie schreiben ihm nicht gemein genug, und er meinte, Ihr Vorwort (zur Tragödie »Maria Magdalena«) verstehe kein Mensch". Und im nächsten Briefe erzählt Bamberg seinem Freunde Hebbel: „Heine ist sehr unglücklich, er kann nicht vergessen, daß er einst gehofft hat, ein reicher Mann zu werden". Und am 29. September 1845: „Heine ist fortwährend krank, blind auf einem Auge. Alte Uebel! Neulich sagte er mir in geheimnisvollem Tone: »Der Geist! Wissen Sie, was der Geist ist? Nun — die Krätze der Natur!«" — Ein andermal warnte er Hebbel ausdrücklich vor Heine, indem er schreibt (31. Januar 1848): „Rechnen Sie nicht auf Heine, ich habe fruchtlose Versuche gemacht, und vermeide dieses poetische Rätsel jetzt, soviel ich kann, nachdem ich zwei Jahre lang sein intimster Vertrauter war. Mein Urteil über ihn steht längst fest, aber ich habe zu viel ästhetischen Sinn, um ihn den Lumpen gegenüber, die ihn angreifen, nicht zu verteidigen. Heine hat sich den Todesstreich durch seine eigene Schwäche versetzt, da er sich nach dem Tode seines Onkels nicht mit dem Gedanken versöhnen konnte, kein reicher Mann zu sein. Dies und der Aerger von dem ihm längst feindlichen Karl Heine, die Pension nur unter der Bedingung zu bekommen, wenn er nichts über Familienverhältnisse veröffentliche, hat ihn physisch gelähmt. Meiner Ansicht nach hatte er sich, da es nun einmal nicht anders war und er sich's bei seinem Onkel selbst verdorben hatte, zunächst mit dem Gedanken, kein reicher Mann zu werden, zu versöhnen, dann ruhig die vermachten 15000 Francs anzunehmen und die Pension vom Vetter unter einer so schmählichen Bedingung auszuschlagen. Statt dessen droht er mit einem Prozeß, mit Veröffentlichung von Dokumenten und ließ Varnhagen und Meyerbeer Briefe an Karl schreiben, die dieser sehr übel aufnahm. Da ich damals Heines Rat war, so glaube ich nicht wenig zur Verhinderung des Prozesses beigetragen zu haben, und zwar weil ich voraussah, daß die Wut in einigen Monaten ihn verzehren würde. Da nun Meyerbeer derjenige war, der die Pension bei Salomon Heine erwirkt hatte, so fing die Gereiztheit Heines gegen ihn an, als diese Pension nicht unbedingt lebenslänglich sollte fortgesetzt werden. Das eigentliche Motiv seiner Polemik besteht aber darin, daß Meyerbeer Heine die Musik zu Volksliedern versprochen hat, mit denen, seiner Ansicht nach, viel Geld zu verdienen gewesen wäre, und daß er diese Musik bisher nicht geliefert hat. Ich habe nun Karl Heines Brief an Meyerbeer gesehen, worin es wörtlich heißt, daß, wenn Heinrich sich je unterfangen würde, gegen

Salomon etwas zu schreiben, er als Sohn einen solchen Menschen öffentlich ‚durchprügeln‘ würde. — Vor einigen Wochen stand von Heine ebenfalls unter falschem Zeichen ein Artikel in der A. A. Z., der so anfing: ›Die Sand, die bekanntlich zehn Jahre lang mit Chopin gelebt hat, hat sich jetzt von ihm getrennt!‹ Heine und die Sand waren früher intim befreundet.“ Und als Nachschrift zu diesem Brief: „Heine ist dieser Tage sehr krank aufs Land gebracht worden“. — —

Sehr wohlwollend, das wird man zugestehen müssen, sind die Urteile Bambergs über Heine nicht. Es ist ja begreiflich, daß dieser sich von Meyerbeer die Musik zu seinen volksliederartigen Gedichten gewünscht hat, aber es ist durchaus nicht nötig, anzunehmen, daß dies des Geldes wegen geschehen sei. Heine hatte, wie Hebbel aus eigener Ueberzeugung versichern konnte, an den Chefredakteur der Augsburger Allgemeinen Zeitung, Gustav Kolb, gerade zu jener Zeit Bambergs wegen einen Brief geschrieben. Und dieser war so mißtrauisch, zu glauben, daß Heine ihn in seinen Netzen fangen wollte, worauf ihm dann Hebbel mit Recht die Antwort gab: „Wenn Heine seine Netze, wie Sie sich ausdrücken, nach Ihnen auswirft, so haben Sie keine Ursache, hineinzugehen“.

Aber das Verhältnis Bambergs zu Heine interessiert uns viel weniger als das Hebbels. Heine hatte gerade zu jener Zeit öffentlich seine Anerkennung Hebbels ausgesprochen. In der Vorrede zur zweiten französischen Ausgabe der „Lutetia“ heißt es, nachdem er von Kleist, Immermann und Grabbe gesprochen: „Jedenfalls sind sie seither nicht übertroffen worden, obgleich das deutsche Theater der Gegenwart zwei Dichter von seltenstem Verdienst in der Person meiner Freunde Friedrich Hebbel, des Dichters der »Judith«, und Alfred Meißner, des Autors der Tragödie »Das Weib des Urias« besitzt. Der erste ist ein Geistesverwandter von Kleist und Grabbe und es ist nicht Sache eines banalen Kritikers, sein Genie zu würdigen“.

Rein persönlich scheint dagegen eine Bemerkung Heines an Campe vom 28. September desselben Jahres zu sein: „Wie freundlich und zuvorkommend Freund Hebbel sich auch gegen mich benommen hat, so kann ich ihm bis jetzt doch keinen Geschmack abgewinnen“. Es ist nicht ersichtlich, worauf sich diese Notiz bezieht. Aber es ist mehr als wahrscheinlich, daß sie aus einer augenblicklichen Verstimmung hervorgegangen ist.

In dem nächstfolgenden Jahre fand keine persönliche Annäherung statt, und erst drei Monate vor seinem Tode erhielt Heine wieder einen Brief von Friedrich Hebbel, den einzigen zugleich, den wir über diese Beziehungen besitzen und der daher die Darstellung derselben würdig abzuschließen geeignet ist. Der Brief lautet:

„Hochverehrter Freund! Sie haben mir öffentlich das Recht eingeräumt, Sie so zu nennen, ich nehme daher keinen Anstand, mich dieses Rechts zu bedienen, nun ich mich Ihnen, nach so vielen Jahren, zum erstenmal persönlich wieder nähere. Dies geschah eigentlich, ohne daß Sie

es wissen konnten, schon im Anfang Mai dieses Jahres. Denn Sie hatten mir eine Auszeichnung erwiesen, die ich viel zu hoch anschlug, um Ihnen nicht auf der Stelle dafür zu danken. Ich gab meinen Brief aber unserem Abgeordneten zur Pariser Industrieausstellung, dem Herrn Professor Eitelberger von Edelberg mit auf den Weg, weil ich ihm so Ihre Thür zu öffnen hoffte. Nun stellen Sie sich meine heillose Ueberraschung vor, als ich meinen Brief vor etwa acht Tagen von dem Ueberbringer, der seinen Rückweg über Italien genommen hatte, mit dem Bemerken zurückerhielt, daß er trotz mehrmaliger Versuche nicht zu Ihnen habe gelangen können. Glücklicherweise sind Sie kein Fürst, der eine Metallkrone auf dem Kopfe trägt, sonst liefe ich Gefahr, daß mir mein Orden wieder abgerissen würde, denn diese Herren sollen eher eine verlorene Schlacht verzeihen, als einen vergessenen oder verschobenen Bückling. Lassen Sie sich denn jetzt einen Dank wiederholen, der sich freilich von selbst versteht. — Ich weiß nicht, ob Ihnen mein Aufsatz zugekommen ist, worin ich mich Ihrer gegen die Mittelmäßigkeit unserer Tage annahm; abgesandt hab' ich ihn für Sie, so viel ist gewiß, und wenn Sie ihn gelesen haben, so hat er Ihnen auch bewiesen, daß die Zeit mein Urteil über Sie nicht verändert hat. Wie sehr habe ich bei jeder Gelegenheit die schon so oft in Aussicht gestellte Gesamtausgabe Ihrer Werke vermißt, und wie ungemein würde ich mich freuen, wenn unser Hamburger Fabius Cunctator endlich einmal damit herausrückte. Sie müssen durchaus im großen und ganzen aufgefaßt werden, wenn Sie nicht bald zu spitzig erscheinen, bald in Nebel und Dunst zerfließen sollen. Und obgleich die Kritik nie meine Sache war, noch sein wird, so würde ich mich trotz der Schwierigkeit der Aufgabe an Ihrer Charakteristik versuchen. Warum treiben Sie den vielbedächtigen Campe nicht besser an? Die Zeit ist längst da, sowohl für ihn wie für Sie!

Ueber Ihre körperlichen Zustände hörte ich neulich von einem hiesigen Arzt, der Sie im letzten Sommer mehrmals sah und sprach, das Traurigste. Um so bewunderungswürdiger ist freilich das Schauspiel, das Ihre ungeschwächte Geisteskraft den Mitlebenden giebt. Doch das ist für Sie ein schlechter Trost. Vielleicht sollen Sie den Theologen, den Sie so oft geärgert haben, einen neuen Beweis für die Unsterblichkeit der Seele liefern. Das würde Sie eher ergötzen, denn es wär eine Uebereinstimmung mehr zwischen dem Ihnen eigenen und dem Welthumor. Ich höre, daß Sie noch lesen und sich vorlesen lassen. Damit entschuldigen Sie's, wenn ich Ihnen mein neuestes Stück übersende. Ich bin damit sonst sehr sparsam, denn ich weiß wohl, daß ich für die eigentümlichen Wege meines Geistes einer größeren Hingabe bedarf, als man im allgemeinen verlangen kann. Diese Zurückhaltung, die doch nur in der Bescheidenheit wurzelt, ist mir nicht selten für Sprödigkeit ausgelegt worden; hoffentlich von Ihnen nicht! Ich höre ebenfalls, daß Sie noch manches Lebenszeichen nach Deutschland flattern lassen, sollte sich davon nicht einmal eins zu mir verirren? Ein Wort über meinen „Gyges“ wäre ein schönes Neujahrsgeschenk. Sie haben mir in Paris über die „Judith“ einmal in einer halben Stunde mehr Tiefes gesagt, als alle deutschen Kritiker zusammen.

Mit der alten Anhänglichkeit

Ihr wahrhaft ergebener

Friedrich Hebbel.

Wien, den 18. Dez. 1855.

P. S. Kommt wirklich noch etwas contra Dessauer von Ihnen? Eine furchtbare Wahrheit, die Sie irgendwo aussprachen, daß das Terzinen-Gefängnis des Dichters mehr zu scheuen ist als alle Bleitürme und Mäusekammern der Fürsten, um so furchtbarer, als er nur einsperren, nicht wieder auslassen kann.“

Zur Erläuterung dieses Briefes ist wenig zu bemerken. Gegen den Wiener Komponisten Joseph Dessauer hegte Heine einen ganz besondern Groll. Schon in seinem Aufsatz über George Sand, wie in seinen „Musikalischen Berichten“ aus Paris, in seinem Briefwechsel und in den beiden Gedichten „Der Wanzerich“

hatte er diesem Groll bitteren Ausdruck gegeben. Die Erklärung am Schlusse des Gedichtes „Und ein andermal erklär' ich euch der Fabel Moral“ brachte Hebbel wohl auf den Gedanken, daß Heine noch etwas gegen Dessauer vorhabe. Wie mir Ludwig August Frankl s. Z. mitteilte, und wie Karl Emil Franzos urkundlich nachgewiesen hat, ist dies durch die Vermittelung Anastasius Grüns verhindert worden. Die „furchtbare Wahrheit“ aber, von der Hebbel spricht, findet sich im letzten Gesange des Wintermärchens „Deutschland“. Dort giebt Heine dem König den Rat, die lebenden Dichter zu schonen:

Beleidige lebendige Dichter nicht,
Sie haben Flammen und Waffen,
Die furchtbarer sind als Jovis Blitz,
Den ja der Poet erschaffen.

Kennst Du die Hölle des Dante nicht,
Die schrecklichen Terzetten?
Wen da der Dichter hineingesperrt,
Den kann kein Gott mehr retten —

Kein Gott, kein Heiland erlöst ihn je
Aus diesen singenden Flammen!
Nimm Dich in acht, daß wir Dich nicht
Zu solcher Hölle verdammen!

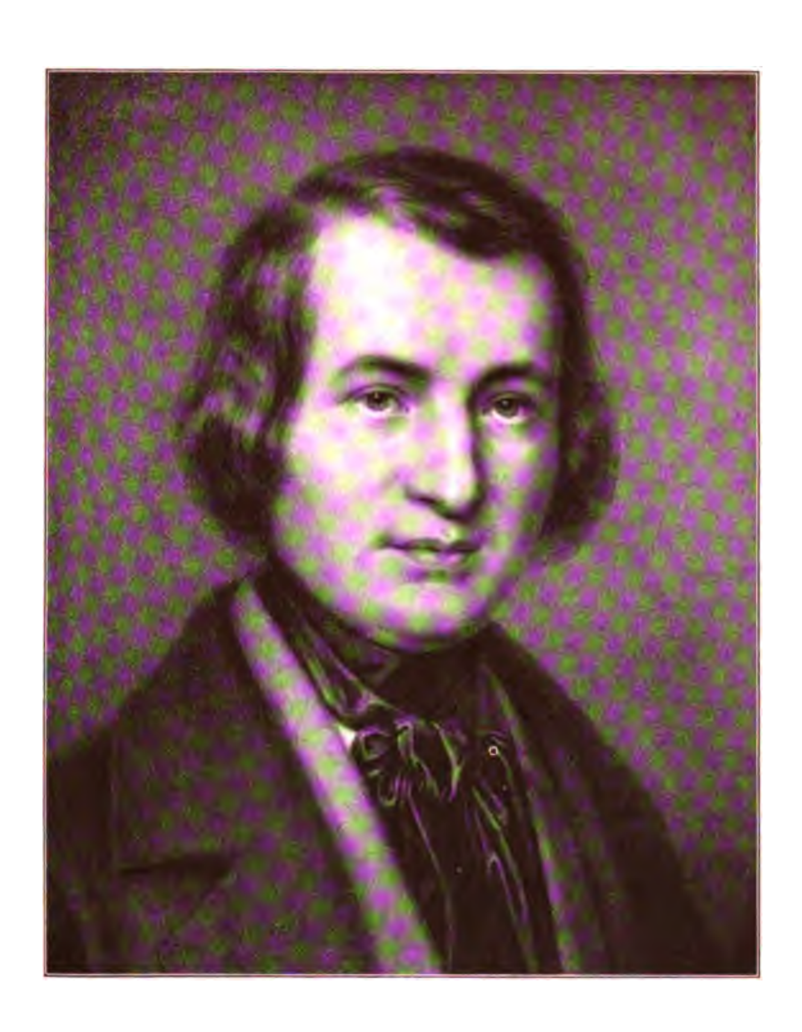
Wie viele Mißverständnisse auch die beiden in ihren Grundanschauungen und in der Lebensauffassung so verschiedenen Dichter getrennt haben mögen, so haben doch beide stets ihren Wert zu würdigen gewußt und fast immer dieser Würdigung unbefangenen und gerechten Ausdruck gegeben. So bildet die Geschichte der Beziehungen zwischen Hebbel und Heine immerhin in unserer, an derartigen Beziehungen nicht allzureichen Litteraturgeschichte ein lehrreiches Kapitel.

Achtzehntes Kapitel. Richard Wagner.

Es war im Winter 1839, als Wagner zum erstenmal durch Heinrich Laube bei Heinrich Heine in Paris eingeführt wurde. Er war im Herbst jenes Jahres nach Paris gekommen als ein unbekannter Musiker „mit einer Frau, anderthalb Opern, einer kleinen Börse und einem furchtbar großen, furchtbar viel fressenden Hunde“. An Bord eines Segelschiffes war er so von Riga nach London, von London nach Paris gezogen. In Paris wollte er nun zur Geltung kommen. Dort fand ihn Laube, der ihm schon in Leipzig einen Operntext „Kosciusko“ gedichtet hatte. „Es war ein merkwürdiger Kontrast“, erzählt Laube, „als ich von der langen Unterredung mit Meyerbeer hinüberging in die ärmliche Wohnung Wagners und nun diesen rhapsodieren hörte über die Zukunft der Opernmusik. Dort wohlausgeglichene Glätte des nordischen Meeres, hier Sturm und Ungewitter in den Wogen; dort mühsam erworbene Ruhe, hier Unruhe; dort Reichtum der äußeren Mittel, hier gänzliche Armut.“ Laube führte Wagner bei

Heine ein, damit dieser bei einflußreichen Landsleuten für den begabten Künstler etwas auswirke. Dies war die geheime Absicht, von der Wagner jedoch nichts wissen durfte. Offiziell stellte er ihn dem Dichter als einen deutschen Musiker vor, der gekommen sei, mit seinen Noten Paris zu erobern. „Heine faltete andächtig die Hände ob dieser Zuversicht eines deutschen Künstlers.“ Er selbst war damals gerade in den besten Verhältnissen. Kurz vorher hatte er Frau Mathilde geheiratet und stellte den Besuchenden mit Stolz seine junge Gattin vor. Es entspann sich nach diesem ersten Besuch ein reger Verkehr zwischen Heine und Wagner. Heinrich Laube, der darüber hätte genauere Auskunft geben können, wußte sich näherer Thatsachen kaum mehr zu erinnern, als ich ihn darum befragte. Nur dies stand ihm noch in bestimmter Erinnerung, daß Wagner damals ein begeisterter Verehrer Heines und seiner Dichtungen war, ohne die Auswüchse seiner Muse, namentlich nach der sittlichen Seite hin, gutzuheißen.

Neuerdings hat aber Friedrich Pecht, der Münchner Kunsthistoriker, in seinen Lebenserinnerungen manches über diese persönlichen Beziehungen mitgeteilt. Danach war es Laube, der Wagner und ihn, die schon früher miteinander befreundet waren, bei einem gemeinschaftlichen Diner in dem damals berühmten italienischen Restaurant Brocci in der Rue la Pelletiere gegenüber der großen Oper mit Heine zusammenbrachte. Heine hatte seine, wie der Kunstkenner Pecht behauptet, „damals entzückend schöne Frau“ mitgebracht, die lustig und naiv, wie ein Kind, für alle drei Herren „ein wahrer Augentrost war und selbst die schöne Frau Wagner überstrahlte“. Laube verstand es, den zunächst etwas blasiert auftretenden Heine durch Widerstand zu reizen, die Liebenswürdigkeit Iduna Laubes that das übrige, um ein wahres Brillantfeuerwerk von witzigen Einfällen aus dem Dichter herauszulocken. „Unter solchem Sprühregen taute auch der bis dahin schweigsam gebliebene Wagner auf und bethätigte nunmehr jene ihm eigene wunderbare Elastizität, die so seltene Fähigkeit, mitten in größter Bedrängnis und gemeiner Not sich die vollkommenste Freiheit, den höchsten Aufschwung des Geistes zu bewahren. Er verstand vortrefflich zu erzählen, hatte das feinste Auge für komische Züge, das schärfste Gehör für die Stimmen der Natur wie auch den sichersten Geschmack für alles Schöne in der bildenden Kunst. Da er eben die abenteuerliche Reise von Riga auf einem kleinen Segelschiffe, durch den Sturm bis nach Norwegen verschlagen, gemacht hatte, so fesselte er uns bald durch die Erzählung dieser Abenteuer.“ Im Verlauf der Unterhaltung wurden auch die politischen und litterarischen Zustände der Heimat besprochen und selbstverständlich „mit Lauge“ übergossen. Plötzlich fiel es Heine ein, daß die drei munteren Gesellen bei ihren hochverräterischen Gesprächen nicht genug achtgegeben hatten, wer in ihrer Nähe säße. Pecht horchte nun in dem dichtgefüllten Salon herum und machte zu seiner nicht



Heinrich Heine.

Gezeichnet von Friedrich Pecht 1840.

Nach einer Lithographie im Verlage von E. H. Schroeder in Berlin.



geringen Ueberraschung die Entdeckung, daß an sämtlichen Tischen deutsch verkehrt wurde, der ihrige aber schon lange ein Gegenstand beständiger Aufmerksamkeit für alle übrigen geworden war. Das vertrieb sie. Nichtsdestoweniger wurden diese Diners nun bald da, bald dort fortgesetzt. Nichts ist komischer als die Art und Weise, wie sich der offizielle Wagnerbiograph mit der für ihn natürlich unangenehmen Thatsache freundschaftlicher Beziehungen seines Helden zu Heine abzufinden sucht. „Auch im ferneren Verlauf dieser ersten Pariser Epoche ist Wagner ab und zu mit Heine in oberflächliche Berührung getreten und hat ihn sogar in seiner Wohnung im Faubourg Poissonière aufgesucht", schreibt er. Dieses „sogar" ist geradezu köstlich; schade nur, daß der ganze Satz den vorhergegangenen Mitteilungen Pechts und der ausdrücklichen und glaubwürdigen Versicherung Laubes gegenüber die Sache einfach auf den Kopf stellt. Friedrich Pecht verkehrte damals sehr viel und sehr intim mit Heine, dessen Porträt er malte. Der Dichter stand „im Zenith seines Fettes" und das Bild hebt sich dadurch von den früheren Porträts in eigenartiger Weise ab. Der ironische Zug fehlt völlig. Statt dessen ist auf dem runden Gesicht eine gewisse Gutmütigkeit ausgeprägt, die wir überall eher als gerade auf diesem Antlitz gesucht hätten, die aber, nach den Versicherungen seiner Freunde, doch gerade bei Heine, wenn er nicht verdrießlich oder geärgert war oder Sorgen hatte, deutlich zum Vorschein kam. Wahrscheinlich nach demselben Bilde, wenn es auch ausdrücklich in Abrede gestellt wurde, ist auch ein Kupferstich, der Heines Gesicht zur selben Zeit von einer andern Seite und etwas schärfer zeigt, gemacht worden.

Heine war es, der Wagner mit allen Notabilitäten seiner Kunst bekannt machte, vor allem mit Maurice Schlesinger, dem bekannten Musikverleger, dem Wagner seine erste Pariser Arbeit übergab, eine Komposition des Heineschen Gedichtes: „Die beiden Grenadiere", das Loewe-Veimars für diesen Zweck ins Französische übersetzt hatte. Mit wehmütigem Humor schilderte Wagner in einem Briefe an Robert Schumann, als er gehört hatte, daß auch dieser die Heineschen Grenadiere komponiert, und daß die Marseillaise darin vorkomme, das Schicksal seiner Grenadiere: „Vorigen Winter habe ich sie auch komponiert und zum Schluß auch die Marseillaise angebracht, das hat etwas zu bedeuten! Sie wurden hier und da gesungen und haben mir den Orden der Ehrenlegion und 20000 Franken jährliche Pension eingebracht, die ich direkt aus Louis Philipps Privatschatulle beziehe. Diese Ehren machen mich nicht stolz, und ich dediziere Ihnen hiermit ganz privatim meine Komposition noch einmal, trotzdem sie schon Heine gewidmet ist. In Gleichem erkläre ich Ihnen, daß ich die Privatdedikation Ihrer Grenadiere annehme und das Widmungsexemplar erwarte". Das war grausame Selbstironie. Es ist Wagner bekanntlich in Paris schlecht ergangen, und er war froh, in Maurice

Schlesinger einen Verleger seiner Kompositionen wie seiner musikalischen Aufsätze zu finden. Die Aufsätze Wagners in Schlesingers „Gazette musicale“ sind ausgezeichnete schriftstellerische Arbeiten und gewannen schon damals den Beifall vieler. Heine war von ihnen entzückt und verkündete das Lob Wagners in den Kreisen seiner Freunde mit Begeisterung. Wagner dagegen war bei aller Verehrung für Heine doch schon damals darüber im klaren: „Die schnell erschlaffte Spannkraft seines Talentes“ sei daraus zu erklären, daß dessen üppige Wurzel aus der heimatlichen Erde gerissen wurde. Dieses Urteil findet sich in einem Aufsatz über Meyerbeer aus dem Jahre 1840, von dem nur einzelne Fragmente in die Oeffentlichkeit gedrungen sind. In einer Pariser Korrespondenz vom Juli 1841 aus Meudon nimmt Wagner mit voller Entschiedenheit die Partei Heines in dem bekannten Duellstreit mit Salomon Strauß, dem Gatten von Börnes Freundin. Wagner schrieb damals: „Heine befindet sich in diesem Augenblick in einem Pyrenäenbade und liegt auf den Tod krank. Hatte er nicht den Mut, eine ihm zugefügte schmähliche Beleidigung zu rächen, so müssen wir ihn beklagen; keiner von uns hat das Recht, ihn deshalb zu schmähen, außer die Offiziere unserer Armee und die Landsmannschaften unserer Universität; beide aber gehen Heine nichts an“.

Die Anregungen aus dem Umgang mit Heine hatten aber noch eine tiefere Wirkung. Wagner selbst hat in seiner „Autobiographischen Skizze“ das Nähere erzählt. Nur in der Redaktion des Textes dieser Erzählung findet sich eine kleine Aenderung, die für die Darstellung des Verhältnisses zwischen Wagner und Heine wichtig ist. Wagner schildert nämlich seine berühmte Seefahrt von Riga nach London und sagt in der ersten Rezension seiner „Autobiographie“, die er für die „Elegante Welt“ Heinrich Laubes 1843 schrieb, darüber folgendes: „Diese Seefahrt wird mir ewig unvergeßlich bleiben; sie dauerte drei und eine halbe Woche und war reich an Unfällen. Dreimal litten wir von heftigstem Sturm, und einmal sah sich der Kapitän genötigt, in einen norwegischen Hafen einzulaufen. Die Durchfahrt durch die norwegischen Scheren machte einen wunderbaren Eindruck auf meine Phantasie. Die Sage vom fliegenden Holländer, wie ich sie aus dem Munde der Matrosen bestätigt erhalten, gewann in mir eine bestimmte, eigentümliche Farbe, die ihr nur die von mir erlebten Seeabenteuer verleihen konnten“. Später erzählt er, wie sich die Idee bei ihm zu einem dramatischen Stoffe gestaltete. „Der ›Fliegende Holländer‹, dessen innige Bekanntschaft ich auf der See gemacht hatte, fesselte fortwährend meine Phantasie; dazu machte ich die Bekanntschaft von Heinrich Heines eigentümlicher Anwendung dieser Sage in einem Teil seines Salons. Besonders die von Heine erfundene, echt dramatische Behandlung der Erlösung dieses Ahasverus des Ozeans gab mir alles an die Hand, diese Sage zu einem

Opernsujet zu benutzen. Ich verständigte mich darüber mit Heine selbst, verfaßte den Entwurf und übergab ihn dem Herrn Pillet mit dem Vorschlage, mir danach ein französisches Textbuch machen zu lassen". Eine kleine, aber wie gesagt, wichtige Aenderung enthielt jedoch dieser Passus in den „Gesammelten Werken"; also fast dreißig Jahre später. Dort lautet der Satz folgendermaßen: „Besonders die von Heine einem holländischen Theaterstücke gleichen Titels entnommene Behandlung der Erlösung dieses Ahasverus des Ozeans ꝛc.". Der Unterschied zwischen dieser und der ersten Rezension ist leicht zu erkennen. Schwer jedoch ist zu erklären, was Richard Wagner dazu bewogen hat, Heine die Originalität der Sage vom „Fliegenden Holländer" streitig zu machen, um so mehr, da nun fast authentisch festgestellt ist, daß es überhaupt kein holländisches Theaterstück dieses Titels oder Inhalts giebt und man Heine wiedergeben kann, was ihm gehört.

Wir müssen also annehmen, daß Richard Wagner die Worte Heines oder vielmehr seines Helden: „Auf diese Fabel gründet sich das Stück, das ich zu Amsterdam gesehen", wörtlich aufgefaßt hat, während sie wohl nur eine dichterische Fiktion sind. Auch eine ähnliche, von Verehrern Wagners ausgegebene Vermutung hat kaum tiefere Begründung. G. von Glasenapp schreibt: „Heine seinerseits verdankte, wie vermutet worden ist, die Anregung zu seiner Darstellung einem englischen Melodram von Fitzball, das während seiner Anwesenheit in London mit großem Erfolge gegeben wurde, in dem aber die Verbindung des Holländers mit einem Erdenweibe nicht zum Zweck seiner Erlösung, sondern ihres Unterganges vor sich ging". Abgesehen davon, daß dieser Nachweis sachlich ungenau ist, klingt er auch genau nach dem Philistersprichwort: Ganz dasselbe, nur umgekehrt. Weder hat Heine dieses Melodram benutzt, noch hätte er es überhaupt zu benutzen gebraucht, da er schon in seinen Skizzen aus „Norderney" (1826) die Sage vom Fliegenden Holländer erzählt. Schon damals schrieb er: „Ich gehe hier oft am Strande spazieren und gedenke unserer seemännischen Wundersagen. Die anziehendste derselben ist wohl die Geschichte vom Fliegenden Holländer, den man im Sturm mit aufgespannten Segeln vorbeifahren sieht, und der zuweilen ein Boot aussetzt, um den begegnenden Schiffern allerlei Briefe mitzugeben, die man nachher nicht zu besorgen weiß, da sie an längst verstorbene Personen adressiert sind".

Afthon Ellis hat in dem Journal der englischen Wagnergesellschaft in einem ausführlichen Essay: „From Fitzball to Wagner" die Frage gründlich erörtert, aber auch seine Schlüsse sind nicht richtig. Er kam zu dem Resultat, es sei allerdings die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß Heine am 7. April 1827 einer Vorstellung des „Flying Dutchman" im Adelphitheater zu London beigewohnt habe. Diese Möglichkeit ist aber vollständig ausgeschlossen, wie sich der sonst so gründliche Autor aus jeder Heinebiographie hätte überzeugen können. Am 7. April

war Heine noch in Lüneburg bei seinen Eltern, und erst in der zweiten Hälfte des Monats reiste er nach London. Aber Afthon Ellis giebt zu, daß von einer stofflichen Verwandtschaft zwischen Fitzballs Melodram und Heines Erzählung nicht die geringste Spur bestehe.

Auch Wolfgang Golther hat in einer vortrefflichen litterarhistorischen Studie in den „Bayreuther Blättern" die Sage vom Fliegenden Holländer auf ihr Alter und ihre einzelnen Bestandteile kritisch untersucht. Nach seinen Ausführungen ist es bisher nicht gelungen, den Fliegenden Holländer in älterer Zeit nachzuweisen; nur Aufzeichnungen aus dem neunzehnten Jahrhundert nennen ihn. Er fragt: „Sollte hier wirklich eine junge Sagenschöpfung vorliegen, welche der individuellen Kunstpoesie entstammt und von hier aus auch zum Teil volkstümlich wurde?" Wie es scheint: Ja, solange eine ältere Quelle eben nicht nachzuweisen ist. Golther meint, daß Heine vielleicht damals noch mündliche Ueberlieferungen zu Gebote gestanden haben. Des Dichters Ausführungen über die Sage stimmen mit den übrigen Zeugnissen in der Hauptsache überein, nur das Motiv der Erlösung durch treue Liebe fügt er aus eigener Phantasie hinzu. In der dramatischen Einkleidung der Sage, ebenso wie in dem galanten Abenteuer, das Heine mit seiner Geschichte verknüpft, erblickt Golther die einzige thatsächliche Einwirkung der englischen Theaterverhältnisse des Jahres 1827. Golther, der ein begeisterter Anhänger Wagners ist, sucht den Widerspruch zwischen den beiden oben zitierten Aeußerungen des Meisters folgendermaßen zu erklären: „In den Gesprächen, die Richard Wagner mit Heine über den Gegenstand führte, sind sicherlich diese Dinge erwähnt worden. Dabei mag Heine allerdings gesagt haben, daß er von »einem Theaterstück gleichen Titels« wisse, daß das der äußere Anlaß dazu war, daß er seine Geschichte in einer dramatischen Skizze hinwarf, aber den Inhalt entnahm er dieser angeblichen holländischen Vorlage nicht, den erfand er selber".

Aber alle Nachweise der Originalität dieser Idee stehen doch in zweiter Reihe neben dem vollen und uneingeschränkten Bekenntnis Wagners, daß ihm Heines „Fliegender Holländer", der sich bekanntlich in den „Memoiren des Herrn von Schnabelewopski" befindet, „alles an die Hand gab, diese Sage zu einem Opernsujet zu benutzen". Das ist für uns das allein Wichtige. Und in der That baut sich die Handlung der Oper wesentlich auf dem prosaischen Entwurf Heines auf. Dort wie hier eröffnet die Begegnung zwischen dem Fliegenden Holländer und dem Vater, Daland, das Stück. Es folgt der Diamantenhandel, die Werbung um die Tochter, die Begegnung mit dieser, nur daß Wagner Senta in einer Ballade das aussprechen läßt, was ihr bei Heine der arme Holländer beim Anblick des Bildes erzählt, endlich im dritten Akt der Liebeskampf zwischen beiden und die Erlösung mit den Worten: „Hier, sieh mich, treu Dir bis zum Tod". Man

kann, vergleicht man beide Entwürfe, es nicht mehr bestreiten, daß Heine die dramatische Grundlage zu dem Werke Wagners gegeben hat. Und dies ist um so wichtiger, als hier die Quelle entspringt, aus der Wagner selbst den ersten poetischen Labetrunk geschöpft hat. „Von hier beginnt meine Laufbahn als Dichter", sagt er in der „Mitteilung an seine Freunde". Man wird es aus dem Späteren begreifen, warum ich hier besondern Wert darauf lege, zu konstatieren, daß gerade der ethische Schluß der Dichtung, die Sühne und Versöhnung durch die Treue des Weibes, das Leitmotiv für Wagners gesamte Dichtungen geworden ist. Dieses Weib wird dann in poetischer Entwickelung „das Weib überhaupt, aber das noch unvorhandene, ersehnte, geahnte, unendlich weibliche Weib — sage ich es mit einem Wort heraus: das Weib der Zukunft". Und da gerade dieses Motiv des Entwurfs das geistige Eigentum Heines ist, so wird man doch wohl von einem entscheidenden Einfluß des Dichters auf den Tonkünstler sprechen dürfen.

Wenig ist zur Geschichte des „Fliegenden Holländers" noch nachzutragen. Wie Wagner an der oben bereits angeführten Stelle mitteilt, verständigte er sich damals mit Heine und reichte seinen Entwurf der großen Oper ein. Das Schicksal desselben ist bekannt; Wagners Entwurf wurde angekauft und einem von Pillet protegierten französischen Komponisten Dietsch übergeben. Unter dem Namen „Le Vaisseau fantôme" ging diese Oper am 9. November 1842 in Szene und erfuhr eine Niederlage. Heine selbst berichtet darüber in seinen „Briefen über die musikalische Saison" an die „Augsburger Allg. Zeitung" wie folgt: „Der Fliegende Holländer von Dietsch ist seitdem traurig gescheitert; ich habe diese Oper nicht gehört, nur das Libretto kam mir zu Gesicht, und mit Widerwillen sah ich, wie die schöne Fabel, die ein bekannter deutscher Schriftsteller (H. Heine) fast mundgerecht für die Bühne ersonnen, in dem französischen Text verhunzt worden". In demselben Bericht erzählt Heine auch von der Abreise Wagners nach Deutschland. Soviel ich weiß, ist dies die einzige Stelle in seinen Schriften, wo er des Künstlers erwähnt mit folgenden Worten: „Welche traurigen Erfahrungen mußte Herr Richard Wagner machen, der endlich der Sprache der Vernunft und des Magens gehorchend, das gefährliche Projekt, auf der französischen Bühne Fuß zu fassen, klüglich aufgab und nach dem deutschen Kartoffellande zurückflatterte".

Ueber den „Fliegenden Holländer" wie über Wagners spätere Dichtungen hat sich Heine wohl kaum mehr ausgesprochen, da ihm diese meist fremd geblieben sind. Und nur als ein Scherz ist aufzufassen, was Heine dem Schriftsteller Theodor Hagen im Jahre 1844 in Bezug auf Wagner sagte: „Wissen Sie, was mir an diesem Talent verdächtig ist? Daß er von Meyerbeer empfohlen ist". In dem Antagonismus gegen Meyerbeer hätten sich Wagner und Heine eigentlich schon damals und auch später noch zusammenfinden müssen. Es war aber nicht der Fall,

und von ferneren Beziehungen zwischen beiden ist seit der Abreise Wagners von Paris nichts bekannt. Es haben wohl auch solche Beziehungen nicht mehr stattgefunden. Und doch, so glaube ich wenigstens, hätte nicht nur der negative Haß, sondern auch die positive Liebe beide Geister bei näherer Verständigung zusammenführen müssen! Freilich, Heine gehörte dem Deutschland von 1830, der halbvergangenen Zeit an, Wagner dem der neuern Zeit, der Gegenwart, die andere Ideale auf ihre Fahnen geschrieben hatte und andere Ziele verfolgte als jene. Aber es will uns doch scheinen, als ob die Ansichten beider über Kunst und Poesie gar nicht so weit auseinandergehen. So meine ich, daß Wagner keinen Augenblick angestanden hätte, die Worte Heines zu unterschreiben: „Was ist in der Kunst das Höchste? Das, was auch in allen anderen Manifestationen des Lebens das Höchste ist: die selbstbewußte Freiheit des Geistes!“ Und auch das könnte Wagner gesagt haben: „Mit der Ausbildung des Bewußtseinlebens schwindet bei den Menschen jedes plastische Begebnis, am Ende erlischt sogar der Farbensinn, der doch immer an bestimmte Zeichnung gebunden ist, und die gesteigerte Spiritualität, das abstrakte Gedankentum, greift nach Klängen und Tönen, um eine lallende Ueberschwänglichkeit auszudrücken, die vielleicht nichts anderes ist als die Auflösung der ganzen materiellen Welt; die Musik ist vielleicht das letzte Wort der Kunst, wie der Tod das letzte Wort des Lebens“.

Auf der anderen Seite: Wer, der Heine genau kennt, zweifelt daran, daß er Sätzen wie den folgenden freudig zugestimmt hätte: „Der notwendige Drang des dichtenden Verstandes ist daher die Liebe, und zwar die Liebe des Mannes zum Weibe, nicht aber jene frivole, unzüchtige Liebe, in welcher der Mann sich nur durch einen Genuß befriedigen will, sondern die tiefe Sehnsucht, in der mitempfundenen Wonne des liebenden Weibes sich aus seinem Egoismus erlöst zu wissen; und diese Sehnsucht ist das dichtende Moment des Verstandes“. Oder dem folgenden Satz Wagners, der mit manchem gleichlautenden Heines übereinstimmt: „Der Erzeuger des Kunstwerkes der Zukunft ist niemand anderes als der Künstler der Gegenwart, der das Leben der Zukunft ahnt und in ihm enthalten zu sein sich sehnt. Wer diese Sehnsucht aus seinem eigensten Vermögen in sich nährt, der lebt schon jetzt in einem besseren Leben; nur einer kann dies — der Künstler“. Als Wagner von Paris arm an Erfolgen, reich an Hoffnungen abreiste, da trug er an Bord seines Lebensschiffes die Götter der Zukunft. Heines Lebenssonne aber begann sich schon abwärts zu neigen, und darum konnten sich beide auf ihren Bahnen nicht mehr begegnen.

Wenn aber der junge Musiker mit großen Hoffnungen in die deutsche Heimat zog, so werden wir wohl kaum fehlgehen, wenn wir auch an seinen neuen Werken dem deutschen Dichter einen gewissen Anteil zuschreiben. Ich habe die Ueber-

zeugung, daß Heines „Tannhäuser“ auf die Dichtung Wagners einen gewissen Einfluß gehabt hat.

In demselben dritten Bande des „Salon“, der mit den „Memoiren des Herrn von Schnabelewopski“ beginnt, befand sich auch das Tanzpoem des „Doktor Faust“ und jener Teil der „Götter im Exil“, der später durch die „Göttin Diana“ vervollständigt wurde. Daß also Wagner, der sich dort willig dem Eindruck der dichterischen Schöpfung gefangen gab, wo er dieselbe, um mit seinem Biographen zu sprechen, erst „aus der frivolen Umhüllung“ befreien mußte, hier an dem rein poetischen Gebilde achtlos vorübergegangen, das unmittelbar auf jene Erzählung folgte, wird wohl niemand im Ernste behaupten wollen. Um so weniger, wenn man bedenkt, daß der Stoff schon den Knaben und Jüngling beschäftigt, daß diesen schon die Erzählung von Ludwig Tieck und die Geschichte von E. T. A. Hoffmann unbefriedigt ließen, während der Mann bei Heine alles fand, was er suchte und ersehnte, ja, was auf seinen künstlerischen Gestaltungstrieb notwendig Eindruck üben mußte: den Hauch des einfachen, echten Volksgedichtes in seiner ursprünglichen Reinheit und Naivetät.

Wagner selbst erzählt: „Das durchaus moderne Gedicht Tiecks las ich jetzt hier durch und begriff nun, warum seine mystisch-kokette, katholisch-frivole Tendenz mich zu keiner Teilnahme bestimmt hat; es ward mir dies aus dem Volksbuch und dem schlichten Tannhäuserliede ersichtlich, aus dem mir das einfache, echte Volksgedicht der Tannhäusergestalt in so unverstellten, schnell verständlichen Zügen entgegentrat“. Nun giebt es aber gar kein Volksbuch vom Tannhäuser, und so ist es mehr als wahrscheinlich, daß Wagner das Lied aus der Darstellung Heines und nicht, wie sein neuester Biograph meint, aus den „Deutschen Sagen“ der Brüder Grimm, kennen gelernt hat. Man lese nur die Darstellung des Stoffes und die Bemerkungen dazu bei Heine und bei Wagner, so wird man eine wunderbare Uebereinstimmung in der Auffassung und Behandlung des Sujets finden, die seltsamerweise bis heute noch wenig beachtet worden ist. Nur ein Moment fehlt bei Heine, das Wagner ganz allein gehörte: nämlich die Vermählung zweier Sagenmotive und die künstlerische Verwebung des „Sängerkrieges auf der Wartburg“ mit dem Tannhäuserstoff zu einem harmonischen Ganzen. Und wenn wir nun Heine folgen, wie er in das Heiligtum des deutschen Volksgedichts eintritt, ist es uns da nicht, als hörten wir die Stimme Richard Wagners zu uns sprechen: „Es war mir, als hätte ich in einem dumpfen Bergschacht plötzlich eine große Goldader entdeckt, und die stolz einfachen, urkräftigen Worte strahlten mir so blank entgegen, daß mein Herz fast geblendet wurde von dem unerwarteten Glanz. Ich ahnte gleich, aus diesem Liede sprach zu mir eine wohlbekannte Freudenstimme; ich vernahm darin die Töne jener verketzerten Nachtigallen, die

während der Passionszeit des Mittelalters mit gar schweigsamen Schnäblein sich versteckt halten mußten und nur zuweilen, wo man sie am wenigsten vermutete, etwa gar hinter einem Klostergitter, einige jauchzende Laute hervorflattern ließen. Nächst dem Hohen Liede des großen Königs (ich spreche von König Salomo) kenne ich keinen flammenderen Gesang der Zärtlichkeit als das Zwiegespräch zwischen Frau Venus und dem Tannhäuser. Dieses Lied ist wie eine Schlacht der Liebe, und es fließt darin das roteste Herzblut".

So und nicht anders dachte und sprach Richard Wagner, als ihm der Stoff in seiner ganzen Größe und Herrlichkeit aufging; und darum ist es viel mehr als eine litterarhistorische Kombination, wenn wir annehmen, daß auch die Heinesche Darstellung des „Tannhäuser", wie die des „Fliegenden Holländer" einen mächtigen und nachhaltigen Eindruck auf sein künsterisches Gemüt ausgeübt habe. Julian Schmidt macht in der ersten Auflage seiner Litteraturgeschichte noch die Bemerkung, daß sich auch in „Lohengrin" Anklänge an Heine finden. In der That findet sich in Heines „Elementargeistern" (1834) die „Schwanensage" in folgender Fassung: ... Auch kommt es oft vor, daß die Nixen, wenn sie sich mit den Menschen in ein Liebesbündnis einlassen, nicht bloß Verschwiegenheit verlangen, sondern auch bitten, man möge sie nie befragen nach ihrer Herkunft, Heimat und Sippschaft („Woher die Fahrt und wie mein Nam' und Art"). Auch sagen sie nicht ihren rechten Namen, sondern sie geben sich unter den Menschen sozusagen einen nom de guerre. Der Gatte der Cleveschen Prinzessin nannte sich Helias. „War er ein Nix oder ein Elfe?" In der französischen Ausgabe der „Elementargeister" folgt hier noch dieser Passus: „Der Schwan, welcher ihn ans Ufer führte, erinnert mich an die Sage von jenen Wesen, die man Schwanenjungfrauen nennt". Es folgt hier die Geschichte von diesem Helias, wie sie sich in unseren Volksmärchen vorfindet:

Im Jahre 711 lebte Beatrix, die einzige Tochter des Herzogs von Cleve. Ihr Vater war tot, und sie war Herrin von Cleve und vielen andern Ländern. Eines Tages saß das junge Burgfräulein im Schlosse von Nymwegen; es war schönes Wetter, die Luft war klar, und sie schaute hinab in den Rhein. Dort gewahrte sie ein seltsamlich Ding. Ein weißer Schwan glitt den Fluß hinab, und er trug ein gülden Kettlein an seinem Halse. An der Kette war ein Nachen befestigt, den der Schwan vorwärts zog; in dem Nachen saß ein schöner Mann; er hielt ein Goldschwert in seiner Hand, ein Jagdhorn hing an seiner Seite, und er trug einen kostbaren Ring am Finger. Der junge Mann sprang ans Land und führte lange Reden mit dem Fräulein; er sagte ihr, daß er ihr Land beschützen und ihre Feinde vertreiben werde. Der junge Mann gefiel ihr so gut, daß sie sich in ihn verliebte und ihn zum Gatten nahm. Aber er sagte ihr: „Fraget mich

niemals nach meinem Geschlecht und meiner Herkunft, denn an dem Tage, wo Ihr mich danach früget, müßte ich von Euch scheiden, und Ihr würdet mich niemals wiedersehn!“ Und er sagte ihr noch, daß er Helias heiße. Er war von hoher Gestalt, ganz wie ein Riese. Sie hatten nachmals mehrere Kinder miteinander. Aber nach Verlauf einiger Jahre, in der Nacht, als Helias nebst seiner Gemahlin im Bette lag, sprach die Prinzessin, ohne der Warnung zu gedenken: „Herr, wollt Ihr nicht unsern Kindern sagen, woher Ihr gekommen?“ Bei diesen Worten verließ Helias seine Gemahlin, sprang in sein Schwanenschiff und ward nimmermehr gesehen. Die Frau härmte sich ab und starb vor Gram und Reue im selbigen Jahr.

Es scheint jedoch, daß er seinen drei Kindern seine drei Kleinodien, das Schwert, das Horn und den Ring, zurückließ ... u. s. w.

Es ist ferner sehr leicht möglich, daß Wagner bei Heine auch manche Anregung für seine große Trilogie „Der Ring des Nibelungen“ gefunden hat.

Heines begeisterte Aussprüche über das Nibelungenlied sind bekannt. „Jedenfalls aber ist dieses Nibelungenlied von großer gewaltiger Kraft ... Und gar von der Sprache, worin es gedichtet ist! Es ist eine Sprache von Stein, und die Verse sind gleichsam gereimte Quadern. Hie und da aus den Spalten quellen rote Blumen hervor, wie Blutstropfen, oder zieht sich der lange Epheu herunter, wie grüne Thränen.“ ... Und wiederum finden sich in den nordischen Sagen, welche Heine in seinen „Elementargeistern“ (Helge und Sigrun und die Wölundursagen) erzählt, viele mit der „Götterdämmerung“ verwandte Züge, welche einzeln hervorzuheben zu weit führen würde.

Nur kleine Seelen werden, von einseitiger Verehrung für den einen oder den anderen Namen getrieben, an diese Bemerkungen nun die Frage der Dankbarkeit knüpfen und dem Künstler verargen, daß er dem Dichter gegenüber diese Tugend nicht geübt habe. Ich nenne ein solches Verfahren in der poetischen Ethik kleinlich, obwohl ich es im Leben schön und nachahmenswert finde. Kleinlich finde ich es, wenn man die Richtschnur des praktischen auf das geistige Leben anwendet. Es giebt keine Dankbarkeit im herkömmlichen Sinne des Wortes in der Kunst wie in der Kritik. Und wenn Heine zehnmal mehr für Wagner persönlich und durch seinen Einfluß geleistet hätte, als dies thatsächlich der Fall war, so hätte Wagner nicht allein das Recht, sondern sogar die Pflicht gehabt, in demselben Moment, wo seine Welt- und Kunstanschauung sich von der des Dichters trennte, seinen abweichenden Standpunkt zu betonen. Daß es bei einer solchen Scheidung nicht ohne Feindseligkeiten abgeht, weiß jeder, der einmal den Prozeß einer litterarischen Trennung und Entfremdung durchgemacht oder auch nur aufmerksam verfolgt hat. Jeder kennt das Gedicht „Jungkaterverein für Poesiemusik“ im „Romanzero“, in dem Heine den

„Katzenfrühling“ der Poesie verspottet, der sich in Kunst und Leben regte. Das Gedicht ist 1853 entstanden und richtet sich offenbar mehr gegen Liszt als gegen Wagner, obwohl auch dieser scharf mitgenommen wird. Ja, im Originalmanuskript des Gedichtes findet sich auf ihn die später gestrichene Strophe:

> „Er will eine Tonkunst ohne Kunst,
> Er will vom Perrückentume
> Emanzipieren die Tonpoesie,
> Des Traumes blaue Blume.“

In einem Briefe an den rheinischen Musikverleger Michael Schloß bemerkt Heine am 10. Juni 1854: „In Bezug auf Wagner haben Sie mich mißverstanden; ich habe nämlich keinen Aufsatz über denselben geschrieben, sondern ein Gedicht, welches in einem Cyklus enthalten, den der erste Band meiner »Vermischten Schriften« bringen wird“. Dies ist das letzte Mal, daß Heine Wagners gedenkt, von dessen Werken er nur das „Kunstwerk der Zukunft“ (1850) und das Buch „Oper und Drama“ (1852) gelesen haben konnte.

Daß sich die Wege Heines und Wagners trennen mußten, ist aus der ganzen Anlage und Richtung beider Geister begreiflich. Der Heine des „Romanzero“ und der Wagner des „Lohengrin“ waren nicht mehr zwei verschiedene Menschen mit verschiedenen Ansichten; das waren zwei verschiedene Zeitalter, zwei scharf voneinander getrennte Weltanschauungen, die vielleicht nie zu einer inneren Harmonie gelangen werden. Je mehr Heine der jüdisch-hellenistischen Richtung sich zuneigte, desto mehr ward Wagner von der christlich-germanischen Weltanschauung ergriffen. Und während Heine sich rückwärts wandte zu den herzblutenden Sängern und Märtyrern seines Volkes, während sein Geist auf den Fluren des heiligen Landes der Erzväter und Evangelisten weilte, lebte Wagner im Norden mitten unter den Göttern von Walhall, und sein Geist schaute in die Zukunft des deutschen Volkes, die er aus dessen götterdämmernder Vergangenheit sich mit kühner Phantasie aufbaute.

Aus dieser Quelle entsprang der Antagonismus Wagners gegen Heine, der sich immer mehr verschärfte, je tiefer sich Wagner in seine eigene Weltanschauung einlebte. Fortan sah er in Heine nur noch den Repräsentanten des modernen Judentums, und dieses Judentum der „Jetztzeit“ bekämpfte er als den Gegensatz zu seiner deutschen Kunst auf das heftigste. Wagner stritt gegen das Judentum, nicht aber gegen die Juden, von denen er viele zu seinen besten Freunden und treuesten Aposteln zählte.

Drei- oder viermal ergreift Richard Wagner in seinen späteren Werken die Gelegenheit, sein Bekenntnis in diesen Fragen abzulegen. Natürlich hat er dabei stets triftige Veranlassung, Heine zu besprechen, und ebenso natürlich, daß sich diese

Kritik von Jahr zu Jahr verschärfte. In dem Aufsatz: „Das Judentum in der Musik“, 1852 geschrieben, findet sich das erste Urteil über Heine, soweit ich es beurteilen kann, das gerechteste, aus einer genaueren Kenntnis des Dichters hervorgegangen. Es lautet: „In der Zeit aber, wo das Dichten bei uns zur Lüge wurde, unserem gänzlich unpoetischen Lebenselemente alles mögliche, nur kein wahrer Dichter mehr entsprießen wollte, da war es das Amt eines sehr begabten dichterischen Juden, diese Lüge, diese bodenlose Nüchternheit und jesuitische Heuchelei unserer immer noch poetisch sich gebarenwollenden Dichterei aufzudecken“. Wenn nun aber Wagner, der diese Mission des Dichters richtig erkannte, später von Heine behauptet, daß er „nun selbst wieder sich zum Dichter log und dafür auch seine gedichteten Lügen von unseren Komponisten in Musik gesetzt erhielt“, so wird er, wie ich meine, weder damals allgemeine Zustimmung zu diesem Urteilsspruch gefunden haben, noch auch jemals diese finden.

Auch in der Studie über „Deutsche Kunst und deutsche Politik“ bietet sich Veranlassung, Heines zu gedenken. Wagner schildert dort den Verlauf unserer geistigen Entwickelung von Goethe bis auf die „Jetztzeit“ folgendermaßen: „Eine andere Zeit war angebrochen: die Jetztzeit, wie sie leibt und lebt. Der Besieger Platens sandte uns aus Paris, seiner Wahlheimat, seine witzigen Couplets in deutsch-poetischer Prosa zu, und Heinescher Geist ward jetzt der Vater einer Litteratur, deren Eigentliches in der Verspottung jeder ernstlichen Litteratur bestand. Wie zu gleicher Zeit die Datonschen Karikaturen das Herz des Pariser Epiciers erfreuten, dem nun recht deutlich vor den Augen gezeigt wurde, daß alles Große und Ernste doch eigentlich nur zum Belachtwerden da sei, so labten die Heineschen Witze das Gefühl des deutschen Publikums, welches sich jetzt über den Verfall der deutschen Geistesblüte mit dem ihm nun fast ersichtlich gemachten Gedanken trösten konnte, daß damit am Ende doch wohl nicht gar so viel verloren wäre“. Die dritte und, soviel ich weiß, letzte Stelle, in der sich Wagner mit Heine beschäftigt, findet sich in dem Aufsatz „Ueber das Dichten und Komponieren“. Wagner zieht dort gegen die modernen Verskünstler, namentlich gegen Scheffel zu Felde, gegen dessen epische Gedichte seiner Ansicht nach „selbst die Bänkelsängerreime Heinrich Heines immer noch einiges Vergnügen gewähren“. Dieses Urteil, das abfälligste, das wohl je über Heines Dichtungen gefällt wurde, erbitterte zur Zeit, da es ausgesprochen wurde, die Verehrer und Freunde des Dichters auf das äußerste. Wir denken heute kühler darüber und sehen in diesen immer schroffer sich gestaltenden kritischen Urteilen nur Symptome jener Weltanschauung, die zwei so hervorragende Geister trennen mußte. Wir hätten allerdings diese Urteile auch in etwas milderer Form gewünscht. Aber wer hat ein Recht, dem Genius seine Bahnen, dem Meister seine Worte und Formen vorzuschreiben? Doch wenn wir dies alles anerkennen und mit Verständnis

würdigen, so werden wir gleichwohl die Ueberzeugung nicht verschweigen dürfen, daß Richard Wagner die Bedeutung Heines nicht nach allen Richtungen erkannt und gerecht beurteilt hat. Er erkannte nur Heines negative Mission; seine positive Bedeutung als letzter Romantiker und als erster moderner Dichter hat er in Abrede gestellt. Wir können dies beklagen, aber wir haben kein Recht, es zu verurteilen. Freuen wir uns vielmehr, daß das Geschick zwei so hervorragende deutsche Geister auf ihren Lebensbahnen doch einmal zusammengeführt, freuen wir uns der Früchte, die diesem Zusammentreffen entsprossen sind, alles übrige sei den beiden Geistesfürsten selbst überlassen, die aus demselben Mutterboden der deutschen Romantik hervorgegangen sind und sich nun zu denselben lichten Höhen emporgerungen haben.

Neunzehntes Kapitel. Ferdinand Lassalle.

Die Thatsache, daß Heine der erste war, der den Wert und die Bedeutung Ferdinand Lassalles erkannt und seine Zukunft vorausgesagt hat, ist allgemein bekannt und oft besprochen worden. Um so mehr ist es zu verwundern, daß die Beziehungen zwischen diesen beiden Männern weniger bekannt sind. Die Biographen beider wissen darüber so gut wie nichts zu erzählen. Und doch ist diese Beziehung so wichtig, daß der einzige Biograph Lassalles, Georg Brandes, sie geradezu zum Ausgangspunkte seiner Darstellung gemacht hat.

Als ein neunzehnjähriger Jüngling kam Ferdinand Lassalle nach Paris, angeblich um dort philologische Studien zu treiben. In Paris lebte damals ein Vetter von ihm, der später bekannt gewordene Ferdinand Friedland. Dieser war 1810 zu Pleß in Schlesien geboren, hatte das Gymnasium zu Breslau besucht und sollte sich, „der Väter Sitte ehrend“, dem Handelsstand widmen. Er zog es aber vor, aufs Geratewohl 1845 nach Paris zu gehen, wo er anfangs mit harten Entbehrungen zu kämpfen hatte, bald aber sich heimisch fühlte und mit den bedeutendsten politischen und litterarischen Persönlichkeiten in Verkehr trat. Man behauptete damals sogar, Friedland sei der Vertrauensmann des Herzogs von Décazes und in nahen Beziehungen zur französischen Regierung. Dieser Mann war es, der Lassalle bei Heine einführte. Heine war ein großer Menschenkenner; er hatte einen seltenen geistigen Scharfblick und eine durchdringende Klarheit in der Beurteilung der Menschen. Er ließ sich weder von dem äußern Erfolg, noch von einer gewissen Glätte der Formen oder gar von der Gewandtheit im Umgang blenden. Die Einsamkeit hatte ihn abgekühlt für die Dinge dieser Welt; er hatte jene ruhige Fassung gewonnen, um Menschen und Dinge zu beurteilen, die man bei lange Kranken sehr oft findet. Er erkannte in Lassalle sofort die bedeutende geistige Individualität und das Genie der Persönlichkeit. Dieses

eigentümliche Genie, welches neben dem Genie des Denkens, des Schaffens, der Kunst hier und da hervortritt, ist vor vielen anderen zur Freundschaft auch mit denjenigen geeignet, welche es entbehren, aber durch sachliche, positive Seiten es anziehen. Die Psychologie hat es klar gemacht, daß zwei Individualitäten, die sich befreunden, verschieden sein müssen. Es ist das eine innere Notwendigkeit, und doch müssen beide auch eine gewisse Gleichheit haben, nämlich die, daß sie beide eben Individualitäten sind. Ralph Emerson sagt hierüber in seinen Essays ein vortreffliches Wort: „Freundschaft erfordert die seltene Mittelstraße zwischen Gleichheit und Ungleichheit, welche jeden den Einfluß, den der andere auf ihn hat, und die Sympathie, die zwischen ihnen herrscht, auf pikante Weise fühlen läßt. Laß mich allein sein, bis die Welt vergeht, lieber, als daß mein Freund nur mit einem Wort oder Blick seine wirkliche Sympathie übertreiben sollte. Durch Antagonismus wie durch Zuvorkommenheit bin ich gleich irregeleitet. Laß ihn auch nicht einen einzigen Augenblick aufhören, ganz er selbst zu sein; die einzige Freude, die mir sein Besitz gewährt, ist die, daß das Nichtmein mein ist".

Ohne es zu wissen, oder überhaupt auch nur zu ahnen, hat Emerson hier das Verhältnis zwischen Heine und Lassalle mit psychologischer Klarheit geschildert. Das war es, was die beiden anzog: ihre Verschiedenheit, und doch wiederum ihre Gleichheit und ihre bedeutende geistige Individualität. Lassalle verehrte in Heine vor allem den großen Dichter, sodann den ersten deutschen Prosaschriftsteller, der es gewagt hatte, für Freiheit, Emanzipation und dergleichen schöne Dinge mehr ein offenes Wort zu reden; ferner aber auch den patriotischen Sohn des Vaterlandes, der sein Deutschland über alles liebte und der nun schon seit 16 Jahren das harte Brot des Exils essen mußte, schließlich aber den Verkünder einer neuen Zeit des Genusses und der Freude, deren Wonnen der kranke Dichter wohl nicht in der Heimat, dafür aber desto ausgiebiger in dem Seinebabel schon vorkosten durfte. Heine sah aber in Lassalle ein Kind eben dieser neuen Zeit, die er in prophetisch begeisterten Gesichten verkündet hatte, einen wahlverwandten Mitkämpfer für die freiheitliche Entwickelung des Vaterlandes, einen geistesverwandten Genossen seiner Ideen und Hoffnungen, seiner Genüsse und Träume.

Er prophezeite ihm eine große Zukunft in Deutschland. „Was nennen Sie eine große Zukunft?" fragte ihn Lassalle. „Sie werden von einem Ihrer Schüler erschossen werden", erwiderte Heine trocken. „Ach, ich möchte einmal Deutschlands Mirabeau werden", rief Lassalle dagegen aus, mit seinem goldknöpfigen Spazierstöckchen fuchtelnd. „Aber Sie sind ja nicht pockennarbig", erwiderte Heine lächelnd, „Sie sind ein sehr hübscher Junge. Ah, wenn Sie ein Dichter wären wie Goethe, so würden Sie alle schönen Friederiken und jede häßliche Frau v. Stein lieben; aber so wie Sie sind, sehe ich weiter nichts in Ihnen als einen künftigen Schau-

spieler. Und Sie werden sicher einmal von irgend einer Komödiantin verführt werden!“ Man weiß, wie sich jedes Wort dieser Prophezeiungen Heines in seltsamer Weise erfüllt hat. Es ist selten oder nie über Lassalle etwas Besseres und Zutreffenderes gesagt worden als das, was Heine über ihn in seinem Empfehlungsbrief an Varnhagen v. Ense am 3. Januar 1846 geschrieben hat, als Lassalle Paris verließ, um nach Berlin überzusiedeln. Da heißt es:



Ferdinand Lassalle.

„Mein Freund, Herr Lassalle, der Ihnen diesen Brief bringt, ist ein junger Mann von den ausgezeichnetsten Geistesgaben; mit der gründlichsten Gelehrsamkeit, mit dem weitesten Wissen, mit dem größten Scharfsinn, der mir je vorgekommen, mit der reichsten Begabnis der Darstellung verbindet er eine Energie des Willens und eine Habilité im Handeln, die mich in Erstaunen setzen, und wenn seine Sympathie für mich nicht erlischt, so erwarte ich von ihm den thätigsten Vorschub. Jedenfalls war diese Vereinigung von Wissen und Können, von Talent und Charakter für mich eine freudige Erscheinung, und Sie, bei Ihrer Vielseitigkeit im Anerkennen, werden gewiß ihr volle Gerechtigkeit widerfahren lassen. Herr Lassalle ist nun einmal so ein ausgeprägter Sohn der neuen Zeit, die nichts von jener Entsagung und Bescheidenheit wissen will, womit wir uns mehr oder minder heuchlerisch in unserer Zeit hindurchgelungert und hindurch-

gefaselt. — Dieses neue Geschlecht will genießen und sich geltend machen im Sichtbaren; wir, die Alten, beugten uns demütig vor dem Unsichtbaren, haschten nach Schattenküssen und blauen Blumengerüchen, entsagten und flennten und waren doch vielleicht glücklicher als jene harten Gladiatoren, die so stolz dem Kampftode entgegengehen."

Welch ein Scharfblick in der Beurteilung, welch eine Klarheit in der Darstellung, welch ein prophetisches Schauen in der Verkündigung der Zukunft offenbart sich in diesen wenigen Zeilen, die, wie gesagt, das charakteristische Porträt Ferdinand Lassalles aus jener Zeit bilden. Man muß bedenken, daß es ein 19jähriger junger Mann war, der in dieser begeisterten Weise von Heinrich Heine an Varnhagen v. Ense empfohlen wurde; und diesen Neunzehnjährigen hatte Heine eingeweiht in alle seine Nöten; diesen nannte er stolz seinen Freund, der Varnhagen umständlich mitteilen sollte, wie entsetzlich ihm von seinen Sippen und Magen mitgespielt worden und was etwa in dieser Beziehung für den armen kranken Dichter in Deutschland zu thun sei.

Heine befand sich damals in übler Lage. Der Verrat, der im Schoß der Familie an ihm verübt wurde, hatte ihn wie ein Blitz aus heiterer Luft getroffen und fast tödlich beschädigt; „die schleichende Mittelmäßigkeit, die fast zwanzig Jahre lang harrte, ingrimmig, neidisch gegen den Genius, hatte endlich ihre Siegesstunde erreicht". In dieser Lage lernte er Lassalle kennen, und freudig bot der junge Mann dem kranken Dichter mit der vollen Energie der Jugend seine Hilfe gegen die zärtlichen Verwandten an. Heine nahm dies Anerbieten mit großer Freude auf; es war ihm klar, daß nur ein so geistvoller und energischer Mann etwas in seiner Sache thun könne, und seine größten Hoffnungen setzte er auf die Reise Lassalles nach Berlin.

Er hatte sich leider verrechnet; zwar nicht, indem er auf die Energie Lassalles baute; wohl aber, da er die Schwierigkeiten übersah, die hier zu bekämpfen waren. Gleichwohl muß man, gedenkt man der Zähigkeit, mit der Lassalle später die Sache der Gräfin Hatzfeld führte, sagen, daß er im Interesse Heines nicht mit gleicher Energie gehandelt hat. In der ersten Zeit seines Aufenthalts entwickelte er allerdings einen großen Liebeseifer, der Heine zu dem Bekenntnis veranlaßte (10. Februar 1846): „Noch nie hat jemand so viel für mich gethan; auch habe ich noch bei niemand so viel Passion und Verstandesklarheit vereinigt im Handeln gefunden. — Wohl haben Sie das Recht, frech zu sein — wir anderen usurpieren bloß dieses göttliche Recht, dieses himmlische Privilegium. — Im Vergleich mit Ihnen bin ich doch nur eine bescheidene Fliege". Auch hier zeigt sich der Scharfblick Heines, und es ist ja männiglich bekannt, wie Lassalle dieses Privilegium, welches ihm der Dichter verliehen, später in der ausgiebigsten Weise verwendet hat.

Der erwähnte Brief ist überhaupt von großem psychologischen Interesse; er hat etwas von der Schülerszene im „Faust" an sich. Heine spielt den Mephisto und

Lassalle ist der Baccalaureus, der bekanntlich im zweiten Teil des „Faust“ gegen seinen Lehrer sehr oft frech und herausfordernd wird. Aus diesem Briefe entnehmen wir aber auch noch das Thatsächliche, daß Lassalle bis dahin, also innerhalb eines Monats, bereits mit Varnhagen von Ense, mit Josef Mendelssohn, dem Chef des bekannten Bankhauses, mit Alexander v. Humboldt und sogar mit dem Fürsten Pückler-Muskau über die Angelegenheit Heines gesprochen und diese Männer für eine Intervention bei dem Vetter des Dichters, Karl Heine in Hamburg, gewonnen hatte. Auch den berühmten Chirurgen, Professor J. C. Dieffenbach, einen alten Universitätsfreund Heines, hatte Lassalle besucht, um ihn wegen der Krankheit des Dichters zu konsultieren. Es ist diese energische Thätigkeit Lassalles um so höher anzuschlagen, als er alle jene Männer bis dahin noch gar nicht gekannt hatte und erst zu diesem Zweck kennen lernte. Schon am 29. Januar schreibt Fürst Pückler an Varnhagen von Ense: „Als Beweis, daß ich Ihrem Wunsche, mich für Heine zu verwenden und Herrn Lassalle, soweit meine Kräfte reichen, ernstlich zu unterstützen, treu nachgekommen, übersende ich Ihnen beifolgendes zur Durchsicht und bitte, es gütigst zu übersiegeln und an Herrn Lassalle weiter befördern zu wollen“. Es war dies eben jener Brief des Fürsten Pückler an Karl Heine, von dem der Dichter durchaus wünschte, daß er gedruckt werde, und den er in seiner enthusiastischen Weise nicht für ein einfaches Schreiben Pücklers an A. B. in Sachen C. D. hielt, sondern geradezu für eine geistige That, indem „einer der letzten Ritter der alten Geburtsaristokratie den Emporkömmlingen der neuen Geldaristokratie noch zuletzt eine Lektion giebt über das Thema der Ehre, und zwar zum Besten des beleidigten Genius“. Lassalle beförderte diesen Brief sofort an Karl Heine und teilte ihn auch dem Dichter abschriftlich mit. Heines Wunsch dagegen, daß Varnhagen für die „Augsburger Allgemeine Zeitung“ einen von ihm mit seinem Namen zu unterzeichnenden Artikel, einen öffentlichen Appell an Karl Heine schreibe, und darin den Brief des Fürsten einflechte, ging jedoch nicht in Erfüllung. Mit gewohnter Mäßigung riet Varnhagen von jeder provozierenden Veröffentlichung ab; er erklärte es für unschicklich, den Brief des Fürsten drucken zu lassen, und hielt es für geeigneter, durch Vermittlung der Berliner Freunde erneute Versuche zu einer gütlichen Beilegung der Differenz zu unternehmen. So ist dieser merkwürdige Brief verloren gegangen. Aber die Antwort Karl Heines an den Fürsten Pückler hat sich erhalten, und obwohl sie streng genommen eigentlich nicht zur Sache gehört, möchte ich dieses charakteristische Schreiben hier doch veröffentlichen, weil es ein eigentümliches Streiflicht auf die ganze, so viel und so einseitig besprochene Angelegenheit wirft. Der Brief hat folgenden Wortlaut:



Heinrich Heine (1842).

Von einem unbekannten Maler.

„Hamburg, 2. Februar 1846.

Ew. Durchlaucht geehrte Zuschrift vom 28. Januar habe ich heute zu erhalten die Ehre gehabt; meine Handlungsweise gegen den Dichter H. Heine hat derselbe sich selbst zuzuschreiben.

Stets Anhänger seines großen Talents und ihn von Jugend auf verteidigend, können Ew. Durchlaucht denken, daß es mir sehr schwer fällt, sein Betragen durchaus tadeln zu müssen; um so fataler ist es mir, wenn dem Anschein nach nur eine Geldverlegenheit als Motiv dient und der Welt gegenüber zu meinem Nachteil entschieden werden mag.

Ich habe leider bittere Klagen gegen H. Heine zu führen und briefliche Beweise in Händen, die mich nötigen, in meiner Handlungsweise zu beharren. Die Pietät, die ich meinem verstorbenen geliebten Vater schuldig bin, gebietet mir selbst der Bosheit Schranken zu setzen.

Aus meinem eigenen »ich« und nicht ohne Widerstreben bin ich schon hervorgegangen, indem ich ihm unter gewissen Voraussetzungen eine Unterstützung zukommen ließ. Er hatte diese verscherzt, und ich klage mich selbst der Schwäche an, daß ich meine Hand ihm nicht ganz entzogen habe.

Ew. Durchlaucht werden mich entschuldigen, wenn ich nicht weiter auf diese Angelegenheit eingehe, und erlaube ich mir schließlich zu bemerken, daß mein Gewissen frei von aller Schuld ist, und wenn ich weitere Erörterungen Ihnen gegenüber vermeide, es nur geschieht, um dem Charakter des Dichters nicht in Ihrer guten Meinung zu schaden.

Ich bin gewiß nicht hart, auch wegen des Geldpunktes nicht unversöhnlich; aber es giebt Dinge, die erst durch Reue und gutes Betragen ausgemerzt werden müssen.

Es zeichnet mit der größten Hochachtung

Ew. Durchlaucht ergebenster Diener

Karl Heine."

Auf diese abschlägige Antwort hielt es Pückler für notwendig, noch einmal an den Hamburger Banquier zu schreiben, und in diesem Briefe vom 6. Februar 1846 giebt er dem Millionär eine höfliche, aber wohlverdiente Lektion, indem er sagt:

„Da sich Ew. Hochwohlgeboren auf Familienverhältnisse beziehen, die mir natürlich ganz fern liegen, da ich nicht einmal die betreffende Person, sondern nur den Dichter Heinrich Heine kenne, auf dessen Genius, ich wiederhole es, meinem Gefühl nach jeder Deutsche stolz zu sein Ursache hat — so ist eine weitere Verwendung von meiner Seite bei Ew. Hochwohlgeboren unnütz geworden. Bei diesen Umständen bleibt mir nichts übrig, als dem Freunde des Herrn Heine, auf dessen Wunsch ich hauptsächlich an Sie geschrieben, unsere kurze Korrespondenz mitzuteilen und ihm alles weitere anheim zu stellen."

Auch diese beiden Briefe sandte Pückler durch Varnhagen an Lassalle; denn dieser war ja der erwähnte Freund, und Lassalle wiederum an Heine. Die Antwort des Dichters war abermals eine kleine Liebeserklärung, die mit den Worten schließt: „Leben Sie wohl, und seien Sie überzeugt, daß ich Sie unaussprechlich liebe. Wie freut es mich, daß ich mich nicht in Ihnen geirrt; aber auch niemand habe ich je so viel getraut, ich, der ich so mißtrauisch durch Erfahrung, nicht durch Natur. Seit ich Briefe von Ihnen erhielt, schwillt mir der Mut, und ich befinde mich besser". Lassalle hatte inzwischen auch die Intervention Felix Mendelssohn-Bartholdys, der in Hamburg sehr einflußreich war, angerufen, obwohl der Komponist wegen verschiedener Sticheleien und Witze Heine nicht eben besonders günstig gestimmt war. Von dieser Intervention versprach sich Lassalle das meiste: sein Enthusiasmus täuschte ihn aber gründlich. Und nun griff Heine, nachdem

alle Mittel erschöpft waren, auf das äußerste gereizt durch die Herausforderung der Familie, zu dem letzten Mittel, das er seinem „teuersten Waffenbruder“ Lassalle sofort mitteilte. Alle Pläne auf Berlin hatte er längst aufgegeben; er war so unglücklich und elend wie nie zuvor, und es ist tief erschütternd zu lesen, wie er an Lassalle schreibt: „Ließe ich nicht ein hilfloses Weib zurück, so würde ich meinen Hut nehmen und der Welt Valet sagen!“ Man muß das alles wissen und verstehen, um die ferneren Projekte Heines nicht unbedingt zu verdammen. De- und wehmütig hatte er gebeten; dann hatte er es mit entschiedenem Auftreten versucht; schließlich hatten die Freunde interveniert; alles war vergeblich, und nun wollte er zu einem furchtbaren Preßkrieg übergehen und Karl Heine durch die Oeffentlichkeit zwingen, ihm sein gutes Recht zu geben. Dazu brauchte er aber Lassalle vor allem. Es wäre ein trauriges Geschäft, dem armen, unglücklichen, halb erblindeten Dichter auf dem Wege zu folgen, den die eiserne Notwendigkeit ihn nun einzuschlagen veranlaßt hatte; ich erspare mir und meinen Lesern diese Arbeit und begnüge mich, die Thatsache hervorzuheben, daß Ferdinand Lassalle Heine in diesem Guerillakrieg auf das eifrigste mit seiner Energie und Begabung zu unterstützen versprach. Es ist ja bekannt, daß Lassalle niemals sehr wählerisch und immer sehr erfinderisch in Mitteln und Wegen war, seine Gegner zu vernichten. Ihm war in der That kein Mittel und kein Weg gefährlich genug, um zum Ziele zu gelangen.

Heine verlangt nun zunächst von Lassalle, daß er selbst einen Artikel entweder für die „Vossische Zeitung“ oder für die „Breslauer Zeitung“ schreibe, in dem er das Recht des Dichters gegen seine Hamburger Verwandten energisch zu vertreten hätte. Bei der „Vossischen Zeitung“ rechnete er auf die Protektion seines alten Freundes Ludwig Rellstab; im übrigen vertraute er Lassalles Klugheit, seinem Takt und seiner Umsicht. Diesen Artikel hat nun Lassalle nicht geschrieben. Dagegen hatte er Meyerbeer inzwischen für eine energische Intervention zu interessieren gesucht, allerdings auch vergeblich, und es bedurfte noch einer entschiedenen Aufforderung aus Paris, um „den Bär zum Tanzen nach ihrer Pfeife zu bringen“. So war denn in Wirklichkeit die Sache nur sehr ungenügend vorbereitet, um durch die Presse und persönliche Vermittelung Karl Heine „aus aller Fassung zu rütteln“. Der Verlauf der traurigen Angelegenheit ist bekannt; es kam schließlich zu einem direkten Vergleich zwischen beiden kriegführenden Mächten ohne jede Intervention; aber der Dichter vergaß doch nie die tödliche Beleidigung, die ihm von der eigenen Familie zugefügt worden war, ebensowenig wie er die allerdings nicht erfolgreichen Liebesdienste unterschätzte, die Ferdinand Lassalle ihm in dieser überaus kläglichen Angelegenheit wenigstens in der ersten Zeit erwiesen hatte. Wenn es keine anderen Beweise dafür gäbe, so wären seine Briefe an Lassalle die besten Zeugnisse. Leider

sind sie nicht mehr vollständig erhalten und in der Strodtmannschen Ausgabe von Heines Werken nur verstümmelt abgedruckt. Lassalle selbst trug daran die Schuld; er hatte zur Zeit der Publikation, wie mir der selige Ludwig Löwe, der die Briefe gelesen, versichert hatte, noch vielfache Rücksichten auf Lebende zu nehmen und konnte daher unmöglich die Briefe im Wortlaut mitteilen. Nur von einigen derselben ist es mir gelungen, in meiner kritischen Heine-Ausgabe und auch später noch den vollen Wortlaut veröffentlichen zu können.

Die Freundschaft zwischen Heine und Lassalle entwickelte sich, wenn wir nach Heines Briefen urteilen dürfen, auf der Basis gemeinsamer Neigungen und Leidenschaften. Beide waren dem ewig Weiblichen stark zugethan; Heine war ein unglücklicher alter Sünder, Lassalle ein glücklicher junger Frevler. So berichtet der Dichter seinem Genossen auch regelmäßig über die gemeinsamen Freundinnen. „Madonna habe ich noch nicht besucht, Eugenia ein einziges Mal — Schwäche, dein Name ist Heine!“ Ein andermal: „Ich bin noch immer sehr leidend, kann fast gar nicht sehen und meine Lippen sind so gelähmt, daß mir das Küssen verleidet wird, was noch unentbehrlicher ist als das Sprechen, dessen ich mich sehr wohl enthalten könnte“. Ein drittes Mal: „Mein körperlicher Zustand ist entsetzlich. Ich küsse, fühle aber nichts dabei, so stark gelähmt sind meine Lippen ... Trotz meines elenden Körperzustandes suche ich mich zu zerstreuen, nur nicht bei Weibern, die mir jetzt den Garaus geben könnten; deshalb hatte ich auch noch nicht den Mut, Madonna zu besuchen -- sie könnte aus Zerstreutheit sich in der Person irren“. Der Brief schließt mit den Worten: „Leben Sie wohl; ich dürste darnach, zu wissen, wie es Ihnen geht. Ihren Charakter kennend, bin ich Ihretwegen nicht ohne die philisterhafteste Angst“. Man muß wirklich die prophetische Voraussicht bewundern, die aus diesem Schreiben (1846) hervorgeht.

Inzwischen hatte sich aber etwas zugetragen, was die Freundschaft zwischen Heine und Lassalle eigentlich hätte befestigen sollen, statt dessen aber gerade das Gegenteil, nämlich ihre Auflösung, zu Wege brachte. Ferdinand Friedland, den wir bereits eingangs dieses Aufsatzes dem Leser vorgestellt und der jetzt entschieden in den Vordergrund tritt, hatte inzwischen die schöne Schwester Ferdinand Lassalles geheiratet und war zu Heine in intime geschäftliche Beziehungen getreten. Ferdinand Friedland war in der That ein großes Finanzgenie; er war halb Diplomat, halb Finanzier, ein Mann der größten Pläne und Spekulationen, der heute nicht einen Sou in der Tasche hatte und morgen schon mit Tausenden um sich warf, fein, geschmeidig, weltkundig, elegant und seinen Freunden gegenüber dienstwillig. Vorher schon hatte er Heine bei den kleinen Börsengeschäften, die dieser von Zeit zu Zeit zu machen beliebte, gute Hilfe geleistet. Heine hatte diesen seltsamen Genossen

„Calmonius“ getauft, in Erinnerung an einen bekannten Berliner Hofjuden Friedrichs des Großen, mit dem sein Freund, wie er sagte, viele große Eigenschaften eines Spekulanten: Scharfblick, Gewandtheit, Unerschöpflichkeit der Mittel, pessimistische Weltanschauung und eine große Force im Lügen gemein hatte. Von dem historischen Calmonius behauptete Heine, daß er in intimen Beziehungen zum alten Dessauer gestanden habe, und zur Bekräftigung dieser Behauptung erzählte er gern die folgende Geschichte: Eines Tages lag Calmonius noch im Bett in seiner kleinen Wohnung in der Rosenstraße, als er von der Straße herauf seinen Namen rufen hört; kriegerische Klänge mischten sich in diese Rufe. Er eilt im Hemd ans Fenster und blickt hinaus. Was sieht er? Mitten auf dem Neuen Markt unter der gaffenden Menge sitzt der alte Dessauer, von seinem ganzen Generalstab umgeben, zu Pferde und winkt freundlich mit dem Hut. „Lebe wohl, lebe wohl, Calmonius!“ ruft er, „ich ziehe in den Siebenjährigen Krieg!“

Auch Heine liebte seinen Calmonius. Schon am 10. Februar 1846 meldet er Lassalle die große Nachricht: „Calmonius kommt in acht Tagen her mit Ihrer Schwester! Gestern habe ich Briefe von ihm erhalten. Es scheint, daß das Zinkprojekt, wozu ich die Initiation gab, ihm im Kopfe steckt. Ich freue mich sehr, ihn und Ihre Schwester zu sehen; ich bin neugierig, ob sie auch so feine, passionierte Lippen hat. — Ich liebe Sie sehr, es ist ja nicht anders möglich, Sie quälen einen so lange, bis man Sie liebt“. Und auch im nächsten Briefe schreibt er wieder: „Ich freue mich sehr auf die Herkunft Ihres Schwagers und Ihrer Schwester“; im dritten Brief endlich meldet er schon, daß er mit Lassalles Schwester sehr viel zusammen sei und ganze Stunden lang von Ferdinand plaudere. „Sie hat außerordentlich viel Geist und die köstlichste Aehnlichkeit mit Ihnen. Mit meiner Frau kommt sie sehr gut aus. In einigen Tagen will ich ihr bei mir ein großes Diner geben, wozu ich Roger, Balzac, Gautier, Gozlan u. s. w. einlade — könnte ich Sie dabei sehen! So auf acht Tage möchte ich Sie wieder bei mir haben (nicht auf längere Zeit!)“.

In der That hatte sich Heine, um es rund heraus zu sagen, in die Schwester Lassalles, also in Frau Friedland, ein wenig verliebt; die schöne und geistreiche Dame hatte es ihm wieder einmal angethan. Da sie noch am Leben ist (sie wohnt als Witwe in einer kleinen österreichischen Provinzialstadt unweit Wiens), geziemt es sich nicht, ein weiteres über diese Beziehungen, die ja selbstverständlich über jeden Verdacht erhaben sind, zu sprechen; begnügen wir uns mit der Konstatierung der Thatsache, daß Heine der liebenswürdigen Frau sehr stark die Cour machte, nebenbei aber auch von ihrem Gatten in die Geheimnisse der Börsenspekulation sich einweihen ließ. So schreibt er einmal an Lassalle: „Auch mit der Börse habe ich mich wieder beschäftigt, obgleich mit großem Malheur. Ich muß das thun, sonst

wird meine Familienmisère eine stationäre Idee, die mich verrückt machen könnte. Mit Ihrem Schwager plaudere ich über die Geschäfte; die seinigen gehen gut, und er ist wahrhaftig ein Genie".

Das hört sich sehr schön an, war aber in der That doch anders. Der arme Calmonius hatte an Heine einen äußerst schwierigen Klienten. Kapriziös wie ein Kind, erfreute sich Heine der Gewinnste, wenn es solche gab, war aber immer bereit, Calmonium für jeden Verlust verantwortlich zu machen, wenn die Operationen nicht geglückt waren. Heine nahm den Gewinn wie einen schuldigen Tribut der Götter hin; der Verlust aber erbitterte ihn und machte ihn über alle Maßen ungerecht gegen den Mann, der voll Dranges war, ihm nützlich zu sein, und es wirklich gut und rechtschaffen gerade mit ihm meinte. Als schließlich eine neue Spekulation gründlich mißglückte, verlor der arme Calmonius gänzlich die Gunst des Dichters, und doch hatte er den besten Willen gehabt, ihn zugleich mit sich selbst zum Millionär zu machen. Ich kann die Geschichte dieser Spekulation meinen Lesern nicht schenken, da sie auf das Verhältnis zwischen Heine und Lassalle einen wesentlichen Einfluß gehabt hat.

Die Gesellschaft, die sich in Paris zu Ende der vierziger Jahre um Heine sammelte, war sehr verwundert, als dieser eines Tages bei einem Diner in seinem Hause anstatt eines Toastes oder eines schönen Gedichts plötzlich und unvermittelt den prophetischen Ausspruch that: „Das Gas der Stadt Prag hat eine große Zukunft!" Mit diesem Ausspruch hatte es folgende Bewandtnis: Ferdinand Friedland war damals Agent einer belgischen Gasgesellschaft, in deren Besitz sich auch die Gasunternehmungen in Prag und Breslau befanden. Er animierte Heine, sein ganzes Besitztum von 14000 Francs in Aktien dieser Gasgesellschaft anzulegen. Doch kaum war dies geschehen, als Heine zu Alexander Weill sagte: „Ich glaube eine Dummheit gemacht zu haben". — „Wie", sagte Weill, „Sie haben Ihr ganzes Vermögen dem Friedland gegeben? Da sind Sie geleimt". — „Hoffentlich nicht", erwiderte Heine, „das Gas der Stadt Prag hat eine große Zukunft!" Leider mißlang aber die Spekulation gründlich, das düstere, kleine, spießbürgerliche Prag von dazumal durch Gas zu erhellen, und der Verlust, den Heine dadurch erlitt, brachte ihn aus Rand und Band. Er versuchte zuerst alle gütlichen Mittel; als sie mißlangen, wandte er sich an Ferdinand Lassalle. Dieser war aber gerade damals (1848) mit der Angelegenheit der Gräfin Hatzfeld so beschäftigt, daß er für die Sache seines Freundes keine Zeit finden konnte. Für diese Angelegenheit suchte er sogar Heine zu gewinnen, der sich aber zu einem Auftrag, „der mehr ins Gebiet der Sueschen Romane" als zu seinen „Begebnissen" gehörte, nicht hergeben wollte. Vielleicht war Lassalle auch von Heines Recht nicht so sehr überzeugt, wahrscheinlich aber wollte er gegen seinen eigenen

Schwager nicht auftreten. Kurzum, es kam zum Bruch zwischen Heine und Lassalle. Es ist dies bis jetzt noch nicht bekannt geworden, aber ich habe authentische Beweise dafür, außer den noch im Manuskript vorhandenen Briefen, insbesondere das Zeugnis eines ehemaligen Breslauer Arztes, Sanitätsrat Dr. Stutsch, der ein Verwandter von Friedland, ein Universitätskollege von Lassalle und ein guter Bekannter von Heine während seines Pariser Aufenthalts im Jahre 1847 war. Ich zitiere die Worte dieses durchaus zuverlässigen Vertrauensmannes: „Aus welcher Quelle der Reichtum Friedlands floß, ist mir nie klar geworden, wohl aber muß sie Heine bekannt gewesen sein, und er muß sie nicht für eine ganz krystallhelle gehalten haben; wenigstens deutete seine Entrüstung darauf hin, als ich ihm eines Tages Grüße von Friedland aus Prag brachte, der Entrepreneur der dortigen Gasbeleuchtung war und zugleich eine Aktiengesellschaft »Iris« in Paris vertrat, bei der Heine jenes Geld angelegt hatte. Als ich im Sommer 1848 in Paris war und meine Grüße überbrachte, prosperierte das Unternehmen gar nicht; die Sache wollte sozusagen nicht in Gang kommen, und Heine fürchtete, sein Geld, das letzte, was er, wie er mir mitteilte, besessen, durch Friedland zu verlieren. »Wehe Friedland, wenn ich mein Geld durch ihn verliere! Ein Pfiff von mir, und Friedland kann sich in Deutschland nicht mehr sehen lassen. Ich nehme die Feder zur Hand und schreibe — und Sie wissen, ich habe eine spitze Feder.« Das waren die Worte Heines. Doch das Zartgefühl verbietet mir, alle Aeußerungen Heines zu wiederholen, die er an jenem Tage über Friedland und auch über Ferdinand Lassalle aussprach; denn auch zu diesem muß das Verhältnis ein ganz verändertes geworden sein; wahrscheinlich weil Lassalle nicht, wie er gewünscht, für ihn in die Schranken getreten war. »Denken Sie sich«, sagte mir Heine, als er eines Tages auf Lassalle zu sprechen kam, »einer seiner Verwandten hatte die Unverschämtheit, mir zu sagen, ich hätte ihn nach Berlin empfohlen, weil in ihm der neue Erlöser erschienen sei. Wehe über die Erlösten!« Wer dieser Verwandte gewesen — ich weiß es nicht und forschte nicht weiter darnach; ich habe auch nie erfahren können, ob Lassalle und seine Schwester nach jener Zeit mit Heine noch in Berührung gekommen sind".

So weit die Worte meines Gewährsmannes, die ich durch folgende Mitteilungen von anderer, nicht minder zuverlässiger Seite ergänzen kann. Es existiert in meiner Heine-Ausgabe ein Brief von Heine an den Vater Ferdinand Lassalles vom 30. April 1850; doch ist von diesem Briefe nur der Schluß mitgeteilt, die größere Hälfte fehlt. Alfred Meißner aber, dem Heine eine Kopie dieses Briefes im Wortlaut mitteilte, erzählte mir, daß die fehlende größere Hälfte sich ausschließlich auf den Konflikt mit Friedland bezog, und daß Heine sich darin in sehr bitterer Weise über die Kälte und Gleichgültigkeit Ferdinand Lassalles ihm gegenüber beklagte.

Der Schluß des Briefes lautet gleichwohl versöhnend: „Von Ihrem Sohne habe ich keine Nachricht und bin sehr begierig, etwas von ihm zu erfahren. Ich möchte sein Gesicht sehen, wenn ihm zu Ohren kommt, daß ich, aller atheistischen Philosophie satt, wieder zu dem demütigen Gottesglauben des gemeinen Mannes zurückgekehrt bin. Es ist in der That wahr, was das Gerücht, obgleich mit Uebertreibung, von mir verbreitet hat. Hat Ferdinand noch etwas innere Geistesruhe, so dürfte auch bei ihm diese Nachricht ein heilsames Nachdenken hervorbringen". Heine hatte sich hierin allerdings getäuscht; Ferdinand Lassalle war damals, in seiner wildesten Sturm- und Drangperiode, wenig geneigt, über die große Gottesfrage nachzudenken, zu einer Zeit, wo ihn ausschließlich der Prozeß wegen des Kassettendiebstahls für die Gräfin Hatzfeld beschäftigte. Auch in der Sache zwischen Heine und Friedland konnte oder wollte er keinen Ausgleich treffen, und so kam es auch zu keiner Versöhnung zwischen den beiden ehemaligen Freunden und Waffenbrüdern.

Dazu trat noch ein anderer Umstand. Heine hatte Lassalle in seinem Kampfe für die Gräfin Hatzfeld im Stich gelassen, ebenso wie dieser ihn vorher in dem Federkrieg gegen Karl Heine nicht genügend unterstützt hatte. In seinen Briefen an Heine enthüllte Lassalle schon 1847 einen Plan, den Gatten der Gräfin durch die deutsche, französische und englische Presse zu Grunde zu richten. Er stellte in seinem Eifer sogar Heine diesen Prozeß als in die Hegelsche Philosophie einschlagend dar, als einen politischen Tendenzprozeß. Dafür vermochte sich aber Heine nicht zu erwärmen. Und Lassalle war verblendet genug, später dieses Schweigen Heines auf unlautere Motive zurückzuführen, indem er an eine Freundin schrieb: „Bei dieser Gelegenheit ließ mich Heine im Stich, und zwar deshalb, weil die Baronin Meyendorff die Freundin der anderen russischen Spionin, der Fürstin Lieven, und diese wieder die spezielle Freundin von Guizot war, von dem Heine eine Pension bezog. Aber wenn er mir fehlte, so unterstützten mich andere".

Friedland kam später zu ansehnlichem Vermögen; es ist unbegreiflich, daß er Heine dessen Verluste nicht auf Heller und Pfennig ausbezahlte. Freilich hatte dieser nichts Geringeres verlangt, als daß Friedland, der selbst sein ganzes Vermögen zugesetzt hatte, ihm die Aktien zum Nennwerte abnehme. Erst dessen Sachwalter, der Advokat Dr. Pinkas in Prag, der ein eifriger Verehrer des Dichters war, brachte einen Vergleich zu stande. Heine wollte gegen Friedland und Genossen („die Räuber in den böhmischen Wäldern") einen Prozeß anstrengen, und Pinkas war bereit, die Vertretung Heines ohne jeden Entgelt aus Verehrung für den Dichter zu übernehmen. Doch erwies sich dessen vermeintlicher Rechtsanspruch als juristisch nicht haltbar. Heine wollte nun — hauptsächlich auf Betreiben Meißners — seinem Calmonius auf andere Weise beikommen.

Glücklicherweise hat er es nicht gethan. Als die Gesellschaft liquidierte, ging ihr Besitz an Friedland und seinen Prager Kompagnon über. Die Besitzer der Aktien sollten nun durch successive Barzahlungen bis zu einer bestimmten Höhe befriedigt werden. Heine erhielt etwa 8000 Francs. Wie er an Alfred Meißner schreibt, hat er es durch seine Besonnenheit und Langmut dahin gebracht, diesen notdürftigen Ersatz für die großen Summen, die er durch Friedland eingebüßt, zu erhalten. „Ich war überzeugt, daß, wenn er zu Kräften käme, er alles thun würde, um mich zufrieden zu stellen.“

Heine scheint überhaupt wenig Glück mit den wiederholten Versuchen, seine materielle Lage durch allerlei Spekulationsversuche zu verbessern, die an die kaufmännische Lehrzeit erinnern, gehabt zu haben. Einer seiner Freunde erzählte aus jener Zeit die folgende, bisher wohl nicht bekannte Anekdote: „Ich sehe ihn noch, wie er mir am Abend jenes Unglückstages in der Passage de l'Opéra begegnete und auf meine Frage, ob er auch etwas verloren habe, antwortete: »Etwas? Sehr viel. Aber mir geschieht ganz recht, und der Rabbi von Prag hat auch ganz recht gehabt.« — »Wieso?« fragte der Freund erstaunt. — »Sehen Sie,« erwiderte Heine, »das ist eine alte Geschichte, die mir schon in meiner Jugendzeit erzählt worden ist und die mir heute wieder einfällt. Der alte Rabbi geht in Prag über die Moldaubrücke, da stürzt ihm eine alte Jüdin entgegen und schreit: »Gott über die Welt! Gott über die Welt! Rabbileben, helft! Das Unglück!« — »Was für ein Unglück?« fragte der Rabbi. — »Mein Sohn hat sich gebrochen ein Bein!« — »Wieso hat er sich gebrochen ein Bein?« — »Weil er ist gestiegen auf eine Leiter und hat wollen ....« — »Was?« unterbrach sie der Rabbi, »auf eine Leiter ist er gestiegen? Recht ist ihm geschehen! Was hat ein Jud' zu steigen auf eine Leiter?« — »Sehen Sie,« schloß Heine seine Erzählung wehmütig lächelnd, »gerade so geht es auch mir. Was hat ein Dichter zu thun auf der Börse?«“

Natürlich erregte der Streit zwischen Heine und Friedland, dem ersterer selbst eine große Publizität verschaffte, damals großes Aufsehen. Die Freunde von Heine, Lassalle und Friedland waren in zwei große Lager gespalten, die eifrig gegeneinander Partei nahmen. Als Bodensatz dieser Streitigkeiten hat sich eine Anzahl von Gerüchten erhalten, die mit großer Hartnäckigkeit bis auf den heutigen Tag mündlich und schriftlich eifrig weiter kolportiert werden. Ich habe mich bemüht, zweien derselben auf den Grund zu gehen; sie haben sich als völlig falsch und durchaus grundlos herausgestellt.

So berichtet Julius Walter in seinem Buche: „Querfeldein“, daß Ferdinand Friedland nicht ohne Einfluß auf Heinrich Heines Pariser Briefe in der „Augsburger Allgemeinen Zeitung“ gewesen sei. Dies ist ein Irrtum, da Friedland

zum erstenmale nach Paris kam, als Heine alle politische Berichterstattung für Deutschland längst aufgegeben hatte; ein zweiter Irrtum desselben Schriftstellers ist, wenn er sagt, daß die Briefe, die Heine an den Prager Advokaten Dr. Pinkas in Sachen Friedlands und Lassalles geschrieben, die voll kaustischen Humors gewesen sein sollen und damals in allen litterarischen Kreisen Prags zirkulierten, sich in den Händen des Geheimrats Professor Anton Springer in Bonn, eines Schwiegersohnes von Dr. Pinkas, befunden hätten. Auf meine Anfrage hat Professor Dr. Anton Springer, der bekannte Kunsthistoriker, noch kurz vor seinem Tode (1890) mir erwidert, daß sich von einem Briefwechsel Heines mit seinem Schwiegervater auch nicht die geringste Spur vorgefunden habe. Es scheint mir nicht unwahrscheinlich, daß sich Friedland nur gegen Herausgabe dieser ihn kompromittierenden Briefe zur Zahlung der obengenannten kleinen Entschädigung entschlossen habe. Ein dritter Irrtum des Herrn Julius Walter ist der, daß Heine in einem „oft zitierten, für Friedland nicht schmeichelhaften und gegen seine Gattin indiskreten Gedicht der Welt sein Leid geklagt habe“. Ein solches Gedicht existiert nicht, und damit fällt die ganze Sache in sich zusammen.

Aber noch ein anderes Gerücht ist aus diesem Anlaß entschieden zu widerlegen. Ich muß dabei ein persönliches Erlebnis mitteilen. Als ich im Winter 1888 in der „Concordia“ zu Prag einen Vortrag über Heinrich Heine halten sollte, wurde mir schon am frühen Morgen des betreffenden Tages bei meiner Ankunft im Hotel ein großer Schreibebrief überreicht, in dem ein liebenswürdiger junger Schriftsteller im Auftrag eines älteren Herrn mir über den Aufenthalt Heinrich Heines in Prag im Jahre 1849 oder 1850 sehr eingehende Mitteilungen machte und sich zugleich erbot, in einer persönlichen Unterredung diese Mitteilungen ausführlich zu ergänzen und zu beweisen. So unwahrscheinlich mir das Ganze klang, so ging ich doch gern auf diesen Vorschlag ein; er kam, wie sich später herausstellte, von dem früheren Kompagnon Friedlands, einem Herrn v. St., einem braven alten Herrn, der die Gasanstalt nachher gekauft und unter gemeinsamer Firma weitergeführt hatte. Nach seinen Mitteilungen hätte nun diese Firma die Summe von 20000 Francs nach vielen Jahren an Heine zurückgezahlt, und zwar habe er selber, ohne geschäftlich oder persönlich hierzu verpflichtet gewesen zu sein, die Hälfte des Betrages, 10000 Francs, in generöser Weise beigetragen. Ganz genau aber erinnere sich der alte Herr, daß Heinrich Heine im Jahre 1849 oder 1850 wenigstens eine Woche in Prag gewesen und bei Friedland, Ufergasse Nr. 18, gewohnt habe. Im Garten der Gasanstalt habe er tagelang gesessen und alle Freunde um sich versammelt. Etwa zwei Tage nach seiner Ankunft sei auch Ferdinand Lassalle angekommen, und damals sei der Ausgleich zwischen Heine und Friedland und die Versöhnung zwischen Heine und Lassalle in der lustigsten Weise beim schäumenden Champagner gefeiert worden.

Es klingt dies alles recht schön und angenehm, leider aber muß ich auch diese Legende, die sich — ich weiß nicht, wieso — in dem Kopfe des alten Herrn mit eiserner Zähigkeit festgesetzt hatte, von Grund aus zerstören. Ich habe nicht das mindeste Recht, an seinem Wort zu zweifeln, wenn er behauptet, Heine das Geld zurückgegeben zu haben; aber es findet sich hierfür leider auch nicht der geringste Nachweis, auch nicht eine einzige Silbe in den Briefen Heines, der dagegen oft von dem Ausgleich auf 8000 Francs berichtet und nach diesem Ausgleich von 1852 ja nur noch etwas über drei Jahre gelebt hat. Von einer Wiedererstattung „nach vielen Jahren" kann also ohnehin nicht die Rede sein, und, wie ich höre, waren bis zu Anfang 1856, also bis zum Tode Heines, die Verhältnisse der Prager Gasanstalt und jener Firma keineswegs so glänzend, daß sie ohne weiteres eine Schuld von 20000 Francs ohne gerichtliche Nötigung hätte abtragen können. Die so positiv ausgesprochene Behauptung, daß Heine 1849 oder 1850 in Prag gewesen sei, zerfällt für jeden, der Heines Leben kennt, in sich selbst. Im Jahre 1850 war Heine ein gebrochener Mann, der bereits auf der Matratzengruft ruhte, der sich selbst nicht mehr bewegen konnte und dessen weiteste Reise damals von Paris nach Passy war. „Im Wonnemond des vorigen Jahres mußte ich mich zu Bette legen, und ich bin seitdem nicht wieder aufgestanden", schreibt er selbst in seiner Erklärung an die deutschen Blätter vom 16. April 1849. In Deutschland ist Heine seit 1845, in Prag überhaupt nie gewesen, und damit fällt auch diese zweite Legende zusammen, die nach meiner Ueberzeugung nur durch eine Verwechselung entstanden sein kann. Im Herbst 1851 war Gustav Heine, damals Herausgeber des Wiener „Fremdenblattes", in Paris bei seinem Bruder Heinrich und versprach ihm, auf der Rückreise nach Wien sich in Prag aufzuhalten und einen Ausgleich mit Friedland herbeizuführen. Dies hat Gustav, der seinem Bruder 5000 Francs auf den Wechsel Friedlands vorstreckte, auch gethan; und daher rührt, trotz der gegenteiligen Versicherung des Herrn v. St., die Verwechselung der beiden Brüder.

Mit Friedland, der übrigens in den letzten Jahren von seiner Frau getrennt lebte, hatte Heine später nur wenige Beziehungen. Hie und da schrieb er ihm wohl noch einen Brief; der letzte schließt, wie mir Alfred Meißner versicherte, mit den Worten: „Eilen Sie, eilen Sie, lieber Calmonius, damit ich Sie noch einmal lügen höre!" Nach dem Tode des Dichters drängte sich Friedland an die dicke Mathilde und schwatzte ihr eine Reihe von Dokumenten, Briefen und Gedichten aus dem Nachlasse ab, die er dann der französischen und später der österreichischen Regierung angeboten oder vielleicht auch verkauft hat. An seinen werten Namen knüpft sich auch die ganze Legende der nur noch hie und da im Gehirn phantastischer Köpfe spukenden Memoiren Heinrich Heines, die sich im Archiv des österreichischen Kriegsministeriums befinden sollen.

Aber auch eine Versöhnung mit Ferdinand Lassalle im eigentlichen Sinne des Wortes hat niemals stattgefunden. Mit lebhaftem Interesse verfolgte Heine das fernere Leben und die Entwickelung Lassalles; seine Meinung von ihm wuchs sogar in den folgenden Jahren, und wiederholt sprach er sich zu Alfred Meißner, Heinrich Laube und Fanny Lewald in der anerkennendsten Weise über ihn aus. Fanny Lewald hat mir vor Jahren ziemlich ausführlich ein Gespräch mitgeteilt, welches sie und Adolf Stahr mit Heine im Herbst 1855 darüber geführt haben. Heine sprach damals viel von Lassalles gewaltthätiger Kraft und seinen genialen Geistesblitzen. Er bewunderte, wie sich in ihm die besten und schlechtesten Seiten, alle Vorzüge und Fehler seiner Rasse „ein Rendezvous" gegeben haben, und er schloß seine Rede mit den prophetischen Worten: „Aber er wird kein gutes Ende nehmen!"

Zwanzigstes Kapitel. Drei Historiker.

Es war mehr als ein Zufall, daß Heine während seines Pariser Lebens zu den drei großen französischen Historikern des Jahrhunderts in persönlichen Beziehungen gestanden hat. In jedem Poeten steckt etwas von einem Historiker, und jeder echte Geschichtschreiber hat eine poetische Ader. Bei Heine tritt der historische Sinn schon seit Anbeginn seiner schriftstellerischen Wirksamkeit lebendig hervor. Geschichtliche Probleme fesseln ihn beständig. Mit den Zeitfragen sucht er sich immer und überall in seiner Weise abzufinden.

Die Geschichte als solche erschien ihm nicht als die Zusammenstellung von Begebenheiten, sondern als ein Spiegelbild des Lebens, durch das der Odem der Menschheit zieht. Daher gehörte für ihn alles zur Geschichte, was das Leben erfüllt: Kunst, Poesie, Religion, Humanität, Kultur. Darum wuchs aber für ihn auch die Aufgabe des Historikers weit über den Rahmen dessen hinaus, was man damals in Deutschland als Geschichtschreibung anzusehen noch geneigt war. Deshalb wendete er sich schon in der Heimat mit Vorliebe von den deutschen Quellenforschern zu den französischen Geschichtschreibern.

Als Heine nach Paris kam, kannte er bereits die französische Revolutionsgeschichte von Thiers. In den ersten Jahren seines dortigen Aufenthalts studierte er die Geschichtswerke von Guizot über die englische und von Mignet über die französische Revolution. Er konnte deshalb den drei genannten Historikern mit einer Sachkenntnis gegenübertreten, die diese bei dem deutschen Dichter vielleicht gar nicht einmal vorausgesetzt haben.

Von besonderem Interesse für uns ist sein Verhältnis zu François Mignet, dem geistreichen französischen Historiker. Heine lernte Mignet im Salon der

Fürstin Cristina Belgiojoso kennen. Mit der schönen und geistreichen Frau, die in Paris für die Erhebung Italiens zu wirken suchte, war Heine schon 1831 im Hause Lafayettes bekannt geworden und etwa seit 1834 intim befreundet. Ihre Soireen in dem kleinen Hotel in der Rue Notre Dame des Champs waren damals ein Mittelpunkt der geistigen Elite von Frankreich. Heine hat in seinen „Florentinischen Nächten" ihr Gesicht geschildert. Alfred de Musset hat sich in ihre Augen verloren; Henri Lehmann hat ihre junonische Erscheinung in einer Büste verewigt, die das Louvre ziert. Einer ihrer ernstesten, aber auch treuesten Freunde war François Mignet. Die kleine Madame Jaubert erzählt in ihren „Souvenirs" eine ganz reizende Szene aus dem Salon der Prinzessin, wie Heine einmal Victor Cousin damit aufgezogen, daß er eine Parallele zwischen ihm und Mignet angestellt habe, in der er Mignet alle Vorzüge zusprach, die Cousin fehlten. Er lobte seine Gesinnung, seine Wahrheitsliebe, seine Begabung und schloß mit den Worten: „Jamais celui-lá ne cache les sources, où il puise! à la bonne heure! voilà un écrivain! vrai, juste, sobre, une belle âme!"

Aber das war auch in der That Heines ehrliche Ueberzeugung, nicht bloß eine Satire auf Victor Cousin. Im Salon der Fürstin Belgiojoso wurden Heine und Mignet innig befreundet. Als sich Heine einmal, wie dies ja öfter vorkam, mit seiner Frau gezankt hatte, schrieb ihm die Fürstin: „Mein lieber Freund, Herr Mignet hat mir Ihr Mißgeschick erzählt. Ich bedaure Sie aufrichtig; ich lache nicht und bitte Sie, die Sache nicht zu ernsthaft und nicht zu tragisch zu nehmen". Ein andermal schickt die Fürstin ihren ersten belletristischen Versuch zur Prüfung an Heine; sie schreibt dabei: „Kennen Sie unter meinen Freunden von der Akademie einen, der meinen Roman beurteilen könnte? Soll ich bei dem Philosophen der Geschichte anfangen? Er würde über den ersten Seiten einschlafen". Das bezieht sich natürlich auf Mignet. Um so merkwürdiger und interessanter ist die Freundschaft, die diesen fast mehr als zwanzig Jahre lang mit dem deutschen Dichter verband. Aber diese Freundschaft hinderte Heine keineswegs, ein unbefangenes Urteil über Mignet zu fällen. In der „Lutetia" hat er drei Jahre hintereinander (1841, 1842, 1843) die Berichte über die „Éloges" veröffentlicht, die Mignet als ständiger Sekretär der „Académie des sciences morales et politiques" gehalten hat. In dem ersten dieser Berichte erzählt er: „Und gar Mignet, welcher das Gedächtnis des verstorbenen Merlin de Douai, des berühmten Juristen und Konventglieds, zu feiern hatte, sprach so blühend schön, wie er selbst aussieht. Die Damen, die den Sitzungen der Section des sciences morales et politiques immer in großer Anzahl beiwohnen, wenn ein Vortrag des schönen Secrétaire perpétuel angekündigt ist, kommen dorthin, vielleicht mehr um zu sehen, als um zu hören ... Was mich betrifft, so fesselte mich diesmal der Gegenstand der Mignetschen

Rede ganz ausschließlich ... Ja, das war die Stimme des Geschichtsschreibers, des wirklichen Chefs von Klios Archiven, und es schien, als hielte er in den Händen jene ewigen Tabletten, worin die strenge Göttin bereits ihre Urteilssprüche angezeichnet. Nur in der Wahl der Ausdrücke und in der mildernden Betonung bekundete sich manchmal die traditionelle Lobpflicht des Akademikers ... Die ganze Rede von Mignet dürfte Ihnen in kurzem gedruckt zu Gesicht kommen, und die Fülle des Inhalts wird Sie alsdann gewiß erfreuen; aber nimmermehr kann die bloße Lektüre den lebendigen Vortrag ersetzen, der, wie eine tiefsinnige Musik, im Zuhörer eine Reihenfolge von Ideen anregt". Im darauffolgenden Jahre wohnt Heine wieder der Akademiesitzung bei, und in seinem Bericht vom 2. Juni 1842 schreibt er über die Rede Mignets: „Wie in allen seinen Erzeugnissen, beurkundete Mignet auch hier ein schönes, großes Darstellungstalent, seine bewunderungswürdige Kunst des Auffassens aller charakteristischen Zeitmomente und Lebensverhältnisse, seine heitere, klare Verständlichkeit, sein reiches Gefühl und seine standhafte, jugendlich blühende Begeisterung für das Heil der Menschheit".

Im Jahre 1843 besucht Heine abermals die feierliche Sitzung in der Rotunde des Palais Mazarin; wieder macht er sich über die alten Akademiker lustig, wieder lobt er Mignet, der ihm in solchen Momenten immer wie ein Hirt vorkommt, der seine Herde mustert. „Sie gehören ihm ja alle, ihm, dem Perpetuellen, der sie alle überleben und sie früh oder spät in seinen Précis historiques sezieren und einbalsamieren wird ..... Obgleich Mignet seine Reden Précis historiques nennt, so sind sie doch noch immer die alten »Éloges«, und es sind noch dieselben Komplimente aus der Zeit Ludwigs XIV., nur daß sie jetzt nicht mehr in gepuderten Allongeperücken stecken, sondern sehr modern frisiert sind. Und der jetzige Secrétaire perpétuel der Akademie ist einer der größten Friseure unserer Zeit und besitzt den rechten Chic für dieses edle Gewerbe. Selbst wenn an einem Menschen kein einziges gutes Haar ist, weiß er ihm doch noch einige Löckchen des Lobes anzukräuseln und den Kahlkopf unter dem Toupet der Phrase zu verbergen". Nach diesen scherzhaften Sätzen schließt Heine mit einer Lobeshymne auf Mignet als Mensch wie als Gelehrter.

Es ist geradezu unbegreiflich, wie der jüngste Biograph Mignets, Eduard Petit, die Aeußerungen Heines über Mignet so absolut und gründlich mißverstehen konnte, daß er sich bis zu der Behauptung verstieg: „Un écrivain, surtout, se distingua par les éprigammes, qu'il aiguisa contre Mignet: Henri Heine. Il poussa le persiflage jusqu'à l'inconvenance". Und dann weiter: „L'on sent à travers ses paroles l'aigreur d'un rival éconduit. Heine devait penser à Mme. de Belgiojoso quand il lardait Mignet d'épigrammes: il se vengeait d'elle sur lui. Combien le spirituel chroniqueur eût montré plus d'esprit, s'il avait couvert de justes éloges son heureux concurrent?"

So viel Worte, so viel Irrtümer und so viele Unwahrheiten. Heine war niemals in die Fürstin Belgiojoso verliebt; er begnügte sich mit platonischer Verehrung. In seinem Zimmer hängte er ein Bild von Leonardo da Vinci auf, eine Sphinx, welche ihn an die verschlossene Seele der schönen Fürstin erinnerte. Das war der ganze Roman ihrer Freundschaft. Ja, noch mehr. Unmittelbar nach diesen Angriffen auf Heine veröffentlicht Eduard Petit einen sehr interessanten Brief Heines an Mignet vom 17. Januar 1849, der ihm hätte Veranlassung geben sollen, die bezüglichen Schriften Heines genauer nachzulesen, ehe er sein thörichtes Urteil über den deutschen Dichter abgegeben, der in seinen Augen nichts anderes ist als ein „impitoyable railleur", ein „bohème maladif et blasé"!

Ich habe es im folgenden versucht, da der Brief in der Gesamtausgabe des Briefwechsels noch nicht steht, an Heines Art und Weise hintastend, diesen Brief deutsch wiederzugeben:

„Paris, den 17. Januar 1849.

Mein teurer Freund!

Besuchen Sie mich doch! Es ist mir ein Bedürfnis, einem Manne wie Ihnen die Hand zu drücken; vielleicht wird es mir auch in diesem Augenblicke, wo ich mehr leide als gewöhnlich, wohl thun; ich bin durchaus nicht vergnügt, obwohl jetzt in der Welt die drolligsten Dinge passieren; Deutschland übertrifft jetzt Frankreich in politischen Bacchanalen. Alles geht famos bei uns am andern Rheinufer, und der radikalste Kommunist könnte seine Ideen dort verwirklicht finden. Ja, wir genießen jetzt den vollen Kommunismus, in der That, wenn auch der Namen fehlt; wir sind bei der Gleichheit des Vermögens angelangt, weil niemand mehr etwas besitzt; wir sind alle Bettler, wie man es nur in Ikarien sein könnte; wir sind auch bereits bei dem Kommunismus der Frauen angelangt — nur die Ehemänner merken nichts davon. Gott ist ganz und gar entthront, zur Verwunderung von David Strauß und Ihres Freundes Heinrich Heine, die, obwohl sie 20 Jahre lang an dieser Katastrophe gearbeitet haben, darüber doch entsetzt und betrübt sind. Nach Art Ihrer Freunde, der Herren Odilon-Barot und Konsorten zur Zeit ihres Sieges über das Königtum am 25. Februar unseligen Angedenkens. — Es ist auch, ich gestehe es Ihnen, in uns eine große religiöse Reaktion entstanden. David Strauß hat es in öffentlicher Versammlung gestanden; was mich betrifft, so ist es noch mein Geheimnis, das ich nur meiner Wärterin und einigen ausgezeichneten Frauen anvertraue. Selbst auf die Gefahr hin, der Dummköpfigkeit angeklagt zu werden, werde ich Ihnen doch das große Geheimnis meiner Seele nicht mehr verschweigen; ich habe den deutschen Atheismus verlassen und bin am Vorabend, in den Schoß des banalsten Glaubens zurückzukehren. Ich fange an zu merken, daß ein bißchen Gottesglauben einem armen Menschen nichts schaden kann, besonders wenn er seit 7 Monaten auf dem Rücken liegt und von den heftigsten Schmerzen heimgesucht wird. Ich glaube zwar noch nicht ganz an den Himmel, aber ich genieße bereits den Vorgeschmack der Hölle durch die Brandwunden, welche man mir soeben auf der Wirbelsäule beigebracht hat. Das ist ein Fortschritt, denn ich kann mich nunmehr dem Teufel verschreiben, einen Vorteil, den ich vor meinen armen atheistischen Landsleuten besitze, die ihn doch in diesem Augenblick ganz besonders nötig hätten, namentlich in Berlin, wo der König in Wahrheit eine sehr gute Konstitution gegeben hat, gegen welche man aber einen gewissen Widerwillen empfindet, ähnlich dem, welchen uns der größte Kuchen einflößt bei dem Gedanken, er könnte ein wenig Gift, ein kleines bißchen Berliner Blau in sich haben.

Ich kann Ihnen nicht schreiben, ohne Sie um einen noch so kleinen Dienst zu bitten; ich bin es gewohnt, Ihnen immer verpflichtet zu sein; heute bitte ich Sie darum, mir das Buch von Herrn Thierry über die Eroberung Englands durch die Normannen zu leihen; wenn Sie dasselbe auf ein paar Wochen entbehren können, so wollen Sie es dem Ueberbringer geben.

Ihr sehr ergebener

Heinrich Heine."

Zweifellos ist dieser Brief einer der interessantesten, die wir von Heine besitzen. Das Bekenntnis seiner Rückkehr „zum Gottesglauben des gemeinen Mannes" stimmt genau mit den „Geständnissen" und dem „Nachwort" zum „Romanzero" überein, die gleichfalls in jener Zeit entstanden sind. Das Buch von Thierry über die Eroberung Englands durch die Normannen ward die Quelle für Heines wundervolle Ballade: „Schlachtfeld bei Hastings", welche ebenfalls in jener Zeit entstanden ist. Der Brief selbst ist ein schönes Denkmal der Freundschaft zwischen Heine und Mignet, die ohne Unterbrechung bis zum Tode des Dichters gedauert hat. Neuerdings sind auch von anderer Seite drei Briefe Heines an Mignet veröffentlicht worden, aus denen hervorgeht, daß Mignet dem Dichter in seinen Liebesnöten beigestanden, daß er auch in seinen materiellen Verlegenheiten ihm treulich geholfen und den Vermittler zwischen dem deutschen Poeten und den französischen Tagesgrößen wie Thiers, Cousin u. a. gebildet hat.

So ist es nicht übertrieben, wenn man behauptet, daß Heine in diesem Freundschaftsverhältnis zumeist der Empfangende gewesen ist, während Mignet schon seiner Stellung nach in der erfreulichen Lage war, dem Dichter in allerlei Nöten beizustehen. Er war auch stets bereit, Heine mit Rat und That zu unterstützen. Nach neueren Ermittelungen war es Mignet, der Heine zu Thiers führte, und es ist mehr als wahrscheinlich, daß er, vermutlich in Verbindung mit der Fürstin Belgiojoso, Thiers zuerst die Lage Heines schilderte und um Hilfe für den durch das Bundestagsdekret in seiner Existenz vernichteten deutschen Flüchtling bat. Zum Dank dafür konnte Heine fünfzehn Jahre später für die Fürstin selbst bei dem Grafen Anton Auersperg (Anastasius Grün) Fürsprache einlegen, um der italienischen Patriotin die ihr von der österreichischen Regierung konfiszierten Güter wieder zu verschaffen.

Eine Stelle in dem Briefe Heines an August Lewald (3. Mai 1836) deutet sogar darauf hin, daß Heine ihn hie und da auch bei seinen litterarischen Arbeiten zu Rate gezogen habe. Es heißt dort nämlich: „Von Mignet habe ich die Vorrede noch nicht erhalten; sogar die solidesten Franzosen sind die Unzuverlässigkeit selbst". Diese Stelle kann sich meiner Meinung nach nur auf die Vorrede zum dritten Bande des „Salon" beziehen, die Heine damals schrieb, und die unter dem Titel: „Ueber den Denunzianten" später erschienen ist.

Als Heinrich Laube 1847 nach Paris kam, führte ihn Heine bei Mignet ein, und Laube erzählte mir selbst wiederholt, daß nur durch diese Einführung sich ihm die Thüren aller französischen Salons öffneten. In Heines Briefwechsel findet sich auch der folgende, diese Mitteilung bestätigende Brief an Laube: „Liebster Laube, soeben schickt Mignet zu mir und läßt mir sagen, daß Dich Thiers auf morgen zum Mittagessen einladet, und daß Du also Punkt $^1/_2$7 zu ihm (Mignet) morgen nachmittag kommen sollst, damit er mit Dir alsdann zu Thiers gehe".

Laube erzählte mir auch, daß Mignet, als er diesen zum erstenmale besuchte, gerade Heines „Atta Troll" in der französischen Uebersetzung der Revue des deux mondes gelesen und „mit genauer Sachkenntnis" gelobt hatte. Laube hatte gerade kurz vorher zu Heine gesagt: „Wie sollen die Franzosen all die kleinen Eidechsen und Schlangen in Deinen deutschen Anspielungen verstehen?" Und Heine hat ihm erwidert: „Es errät kein Volk so gern und so geschickt als das französische, besonders Malicen!" Laube freute sich nunmehr, aus Mignets Lobe herauszuhören, daß Heine recht gehabt habe; auch sonst legte er eine genaue Kenntnis der Schriften Heines und ein warmes Interesse für den Menschen an den Tag.

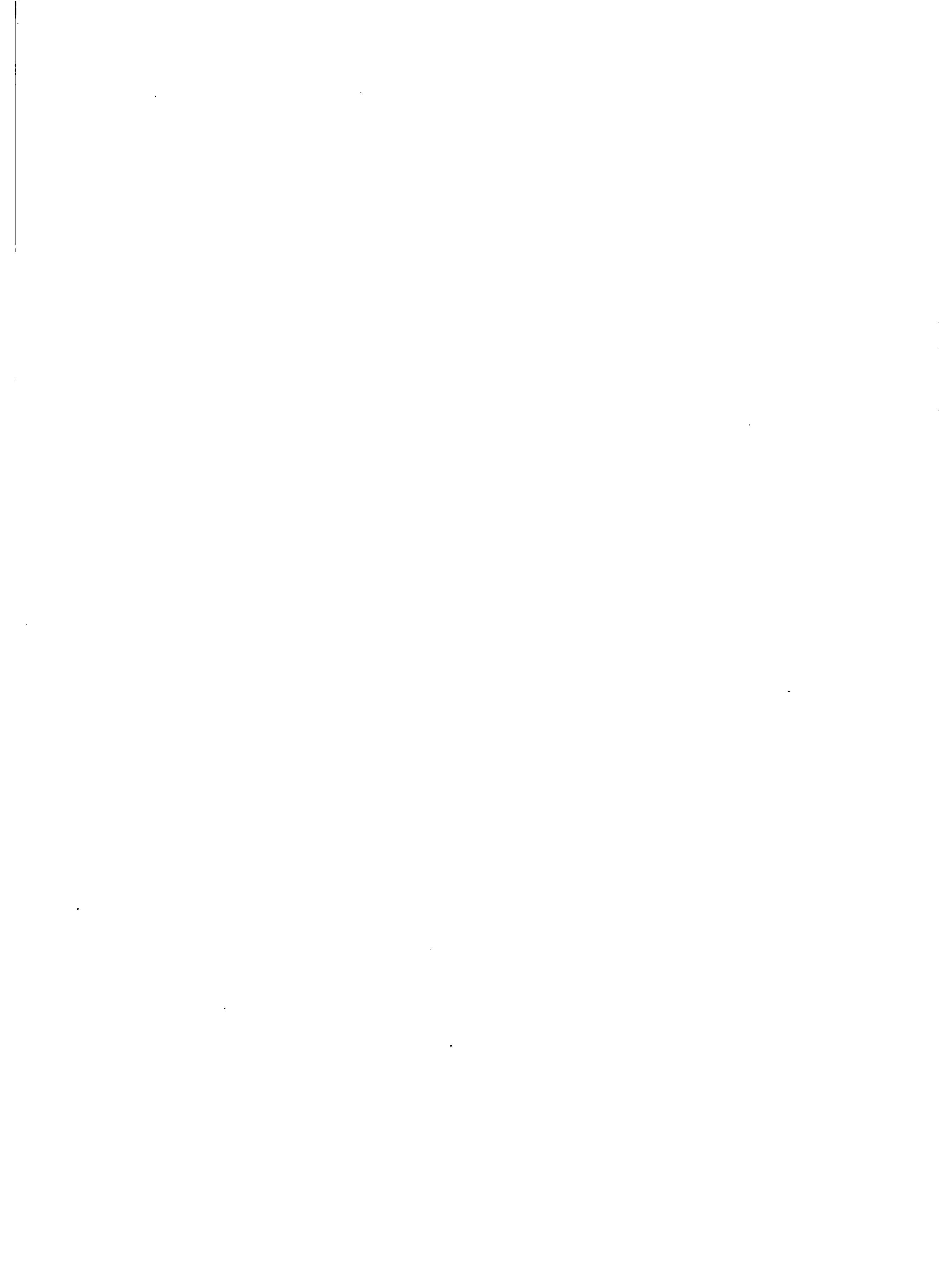
Heine hat das wohl gewußt und Mignet mit vollem Vertrauen darum zu seinem Testamentsvollstrecker ernannt. In dem Testamentsentwurf von 1846 heißt es: „Die Herren Sichel, Dr. med. und Mr. Mignet, secrétaire perpétuel de l'académie des sciences morales et politiques, die mir schon so viele Liebesdienste erwiesen, beauftrage ich mit der Vertretung aller Erbschaftsinteressen meiner Frau, sowie überhaupt mit der Exekution dieses Testamentes". Und in einem Kodizill vom Jahre 1848 sagt Heine nochmals: „Je prie Mr. Mignet, l'historien et Mr. le Docteur Sichel de prêter leur appui à ma femme dans toutes les circonstances, où il s'agirait de ses intérêts de fortune après mon décès".

Drei Jahre später hat Heine in seinem letzten Testament allerdings andere Dispositionen getroffen und Herrn Joubert zum Testamentsexekutor ernannt. Aus welchen Gründen, ist nicht recht ersichtlich, denn die freundschaftlich-intime Beziehung zu Mignet war, wie der oben zitierte Brief beweist, gerade in jenem Jahre noch sehr lebhaft und dauerte, wie ich ebenfalls bereits oben bemerkte, bis zum Tode des Dichters. Unter den wenigen Männern, welche an einem kalten, grauen und nebligen Wintervormittag das frischgeschaufelte Grab des deutschen Dichters am Fuß des Montmartre umstanden, befand sich auch François Mignet. Er hat Heine die Freundestreue bis zu seinem eigenen Hinscheiden bewahrt.



Heinrich Heine.

Gemalt von Isidor Popper 1844.



Schon in jungen Jahren war Heine ein großer Verehrer des französischen Historikers Adolphe Thiers. Die „Geschichte der französischen Revolution" studierte er mit großem Eifer und nicht geringem Enthusiasmus. Man kann wohl behaupten, daß dieses Buch erziehlich auf Heine eingewirkt und ihn für seinen Aufenthalt in Paris, den Herd dieser Revolution, vorbereitet habe. Es galt als einer seiner sehnlichsten Wünsche, daß auch die deutsche Philosophie einmal ihren Thiers finden möge; „dann wird", so sagt er, „die Geschichte derselben eine ebenso merkwürdige Lektüre bieten, und der Deutsche wird sie mit Stolz und der Franzose mit Bewunderung lesen".

Als Heine nach Paris kam, verfolgte er die politischen Zustände in Frankreich mit dem lebhaftesten Interesse. Er betrachtete es als seine Hauptaufgabe, den Deutschen das geistige, politische, soziale und künstlerische Leben in Frankreich in treuen Bildern vorzuführen. Es ist natürlich, daß ihm dabei die Persönlichkeit Thiers' besonders auffallen und interessieren mußte. Noch heute müssen selbst Heines Gegner anerkennen, daß er die Entwickelung des Bürgertums in Frankreich, die große soziale Frage, die verhängnisvolle Bedeutung des Kommunismus, die Idee einer französischen Republik und sogar auch die eines einigen Deutschlands in kühnen Gedanken und wahrhaft prophetischen Bildern lange vorhergesagt hat, und ebensowenig können sie die künstlerische Sicherheit in Abrede stellen, mit der er Personen und Dinge in Frankreich besprach. Louis Philipp, Guizot und vor allem Thiers wußte Heine so scharf und treffend, so schonungslos und wahr zu schildern, wie kein deutscher Beobachter vor ihm. Er ist gleich frei von einseitiger Bewunderung wie von abschätziger Beurteilung. Er gehört keiner Partei an und richtet nicht nach der Schablone; er sieht nur mit seinem klaren Blick und schildert mit seinem scharfen Verstande. Es ist eine nichtswürdige Verleumdung, wenn seine Gegner behaupten, daß „das große Almosen", welches er einige Jahre hindurch, wie alle auswärtigen Flüchtlinge, von der französischen Regierung empfangen, irgendwelchen Einfluß auf seine Ansichten und Urteile ausgeübt habe. Wer solches behauptet, der hat die „Französischen Zustände" und die „Lutetia" niemals gelesen!

Es ist natürlich, daß das Urteil über Thiers kein feststehendes bleibt. Es wechselt mit den wechselnden Anschauungen und Handlungen des französischen Staatsmannes. Der Grundzug bleibt aber doch der aufrichtiger Sympathie und feinen Verständnisses. Schon in dem ersten Bericht, in dem er seiner gedenkt (19. Januar 1832), fällt er über Thiers ein Urteil, das eigentlich das beste und zuverlässigste ist, welches über diesen existiert. Er nennt ihn einen „Indifferentisten von der tiefsten Art, der so wunderbar Maß zu halten weiß in der Klarheit, Verständigkeit und Veranschaulichung seiner Schreibweise", einen „Goethe der Politik", und er verfolgt seine Handlungen mit dem lebhaftesten Anteil, namentlich in der

Blütezeit der parlamentarischen Periode, also in der Zeit, als Thiers (1. März 1840) Ministerpräsident und Minister des Auswärtigen wurde.

Mit Bewunderung sieht Heine an Thiers, wie er dem wachsenden Tumult der Tagesleidenschaften immer die kluge Ruhe des Staatsmannes entgegensetzt. Das hindert Heine aber nicht, demselben Thiers mit bitterer Schärfe entgegenzutreten, als dieser, der sich nicht bloß als Mann der Humanität, sondern sogar als Sohn der Revolution geltend zu machen suchte, den bekannten Vorgängen gegen die wegen Gebrauches von Christenblut fälschlich angeklagten Juden in Damaskus gegenüber aus politischen Gründen eine befremdliche Lauheit offenbarte. Selbst als Thiers die Asche Napoleons nach Frankreich brachte, sagte er von ihm: „Sein Geist überragt alle Intelligenzen rings um ihn her, obgleich manche darunter sind, die von bedeutender Statur. Keiner kann sich mit ihm messen, und in einem Kampfe mit ihm muß die Schlauheit selbst den Kürzeren ziehen. Er ist der größte Kopf Frankreichs, obgleich er, wie man behauptet, es selbst gesteht".

Ein andermal macht er eine Bemerkung über Thiers, die seinem prophetischen Scharfblick wahrhaft zur Ehre gereicht. Sie hat sich nämlich volle dreißig Jahre später, in der zweiten Hälfte des Französischen Krieges (1871), geradezu wörtlich erfüllt. Heine meldet als eine Thatsache, die er aus vieljähriger Beobachtung verbürgen kann: „Herr Thiers glaubt steif und fest, daß nicht das parlamentarische Scharmützel, sondern der eigentliche Krieg, das klirrende Waffenspiel seine angeborene Vokation sei". Dieser eingebildete Feldherrnberuf Thiers' hat bekanntlich im Jahre 1871 für die Franzosen verhängnisvolle Folgen gehabt.

Gelegentlich verteidigt aber Heine Thiers auch gegen die schnöde Verleumdung, daß er an der Börse spekuliert habe: „Ein Mensch kann nur einer einzigen Leidenschaft gehorchen, und der Ehrgeizige denkt selten an Geld. Durch seine Familiarität mit gesinnungslosen Glücksrittern hat sich Thiers all die boshaften Gerüchte, die an seinem Leumund nagen, zugezogen. Diese Leute, wenn er ihnen jetzt den Rücken kehrt, schmähen ihn noch mehr als seine politischen Feinde. Aber warum brauchte er den Umgang mit solchem Gesindel? Wer sich mit Hunden niederlegt, steht mit Flöhen auf".

Als Thiers am 20. Oktober 1840 seine Entlassung nimmt, gesteht Heine unumwunden zu, daß er in seinen Berichten die Vorliebe für Thiers immer freimütig ausgesprochen und seine Abneigung gegen Guizot nie verhehlt habe.

Diese Vorliebe für Thiers veranlaßt ihn immer wieder aufs neue, auf den Mann zurückzukommen, der jetzt die Opposition gegen die Politik der Regierung führte, und er sagt bei einer solchen Gelegenheit von ihm: „Ja, er ist nicht bloß ein patriotischer Franzose, sondern auch ein Mensch von Genie, und manchmal, wenn er zu diesem Bewußtsein gelangt, vergißt er sein beschränkt örtliches nationales

Gefühl, es ergreift ihn die Ahnung eines sozusagen zeitlichen Weltbürgertums, und in solchem Moment sprach er einst die merkwürdigen Worte: Ich liebe mein Jahrhundert, denn dieses ist ein Vaterland, das ich in der Zeit besitze".

Als Thiers im Jahre 1840 Deutschland bereist hatte, berichtet Heine mit besonderer Genugthuung: „Mit großer Vorliebe und entschiedenem Respekt spricht er vom deutschen Volke, und die Ansicht, die er von unserem Vaterland mitgebracht, wird gewiß gedeihlich wirken, gleichviel ob er wieder ans Staatsruder gelangt oder nur den Griffel der Geschichte in der Hand behält".

Als Heine im Jahre 1854 nun seine Berichte für die „Augsburger Allgemeine Zeitung", die unter dem Namen „Lutetia" allgemein bekannt sind, zusammengestellt hatte, säumte er nicht, sofort nach Erscheinen des Buches auch an Adolphe Thiers ein Exemplar zu schicken. Den Begleitbrief dazu hat Jules Legras in seinem französischen Buche über Heine zum erstenmal veröffentlicht, und ich lasse diesen Brief an Thiers, der zur Charakteristik des Verhältnisses beider sehr wichtig ist, hier in der Uebersetzung folgen:

„Mein Herr!

Da Sie gegenwärtig nicht an der Regierung sind, und zur Zeit, wo Sie es sein werden, der arme Sterbende, der Ihnen heute diese Zeilen schreibt, menschlicher Protektion nicht mehr bedürfen wird, glaube ich, nicht den Verdacht zu erregen, als gehorchte ich weltlichen Motiven, indem ich mich heute beeifere, das Interesse, mit dem Sie mich stets beehrt haben, neu zu beleben und zu erhöhen.

Ueber diesen Punkt beruhigt, will ich Ihnen gern das Geständnis machen, daß der Wunsch, etwas zu thun, was Ihnen angenehm sein könnte, nicht wenig, wenn nicht am meisten, zu dem Entschluß beigetragen hat, die Sammlung von Briefen zu veröffentlichen, welche das Buch »Lutèce« bildet, und welche ich die Ehre habe, Ihnen anbei zu überreichen. In der geistigen Verfassung, in der meine Deutschen heute sind, war diese Publikation sehr mißlich, und ich zweifle gleicherweise, daß die französische Version meines Buches in diesem Augenblick große Sympathie in Frankreich finde; sie kommt vielleicht zu einer sehr ungelegenen Stunde.

Einerlei; ich habe durch diese Veröffentlichung die glänzendsten Tage jener parlamentarischen Periode wieder wachrufen wollen, welche in der Geschichte nur durch drei große Namen repräsentiert sein wird: die von Louis Philippe, von Thiers und von Guizot, und ich glaube, meinen Zweck nicht ganz und gar verfehlt zu haben. Ja, es giebt nur diese drei Namen, welche die kleinen Jungen der Zukunft in der Schule auswendig zu lernen haben, um ein gutes Examen zu machen; Dame Clio bewilligt auf ihren Tafeln den Herren zweiten Ranges nicht vielen Raum, und sie liebt es, eine ganze Epoche bald in einem einzigen großen Manne, bald in einem glorreichen Triumvirat zusammenzufassen. Ich bin dem Beispiel der Göttin in meinem Buch »Lutèce« gefolgt, das ich Sie bitte, nur nach seiner Gesamtheit beurteilen zu wollen und nicht nach seinen Einzelheiten, oder selbst nach Ausdrücken, die zuweilen ein wenig hart sein können. Wenn ich dem Ministerium des 1. März Opposition gemacht habe — eine Opposition, welche übrigens nicht allzugefährlich war —, wenn ich sogar Sie zuweilen als Minister hart angelassen, so habe ich doch niemals verfehlt, in Ihnen dem Ehrenmanne und dem Manne von Genie gerecht zu werden und Sie gegen das Toben meiner Landsleute zu verteidigen, welche damals so viele alberne Schmähungen und Verleumdungen gegen Sie ausspieen. Die Zeit hat diese letzteren gerichtet. Aber während Ihres Ministeriums von 1840 fanden die albernsten Lügen jenseits des Rheines Glauben ....

Ich bitte Sie, mein Herr, wenn Sie mein Buch »Lutèce« lesen, das Datum meiner Briefe wohl beachten und sich erinnern zu wollen, unter welchen Umständen ich sie geschrieben habe. Es wird Ihnen nicht entgehen, daß ich in einer solchen Zeit meinem Stil keine höfischen Wendungen geben konnte, indem ich von Ihnen sprach.... Ich habe mein Mögliches gethan.

Ihr Scharfsinn wird Ihnen das übrige erklären. Da ich Sie aufrichtig liebe, würde mich's schmerzen, wenn ich aus Unachtsamkeit oder Ungeschick irgend etwas gesagt hätte, was Ihnen mißfallen könnte. In dem Zustand, in welchem ich mich befinde, muß ich von meinen Erinnerungen leben, und die Erinnerung an Sie ist meinem Herzen sehr teuer.

Genehmigen Sie mit Ihrer gewohnten Güte die Versicherung meiner großen Bewunderung und meiner hochachtungsvollen Ergebenheit.

H. H."

Es ist mehr als wahrscheinlich, daß Thiers diese Dedikation sehr freundlich aufgenommen hat, so daß sich Heine drei Monate später veranlaßt sah, ihm auch seine „Poèmes et Légendes" mit nachfolgendem Brief zu überreichen:

„Paris, 16. Juli 1855.

Mein Herr!

Die freundliche Aufnahme, mit welcher Sie mein Buch »Lutèce« beehrt haben, ermutigt mich, Ihnen ein anderes Buch zu senden, welches eben die Presse verlassen hat. Es ist eine Lektüre, die Ihnen vielleicht in einem Augenblick zusagt, wo Sie nicht mehr mit ernsten Geschäften überhäuft sind und sich inmitten Ihrer grünenden Gebüsche dem Gezwitscher der Vögel und Poeten hingeben können. In einem anderen Moment und zu einer anderen Jahreszeit würde ich mich wohl gehütet haben, einem Staatsmanne Gedichte zu schicken; ich fürchte zu sehr das spöttische Lächeln, welches die Dichter oft mit Recht auf ihren Lippen hervorrufen.

Der Erfolg meines Buches »Lutèce«, von welchem Paris vierzehn Tage lang gesprochen, hat mich sehr erschreckt. Die Wahrheit sagen, ist ein gefährliches Geschäft, besonders für einen Kranken, welcher der Ruhe bedarf. Ich werde mich deswegen wohl hüten, während meiner Lebenszeit ein anderes Buch erscheinen zu lassen, welches mit derselben Unumwundenheit und derselben unversöhnlichen Wahrhaftigkeit geschrieben ist. Das beste, was ich über unsere zeitgenössische Gesellschaft zu sagen habe, werden Sie eines Tages in meinen nachgelassenen Memoiren lesen, und ich fühle schon heut ein wahres Vergnügen, wenn ich denke, daß Sie, mein Herr, zu den auserwählten Lesern dieses Werkes zählen werden.

Ich bedauere recht sehr, mein Herr, daß ich Ihnen meine Hochachtung nicht persönlich bezeigen kann: es ist wahr, der Nebengedanke, daß ich bei dieser Gelegenheit vielleicht einige Aufschlüsse von großer Wichtigkeit für den politischen Teil meines Werkes von Ihnen erhalten könnte, dieser Nebengedanke trägt ein wenig zu meinem Bedauern bei. Empfangen Sie, mein Herr, die Versicherung meiner vorzüglichsten Hochachtung, und genehmigen Sie deren ergebenen Ausdruck."

Durch diese beiden Briefe gewinnen wir einen tieferen Einblick in das Wesen jener Beziehungen als durch die ausführlichsten Schilderungen. Man sieht, Heine giebt sich darin frei und offen. Aber was noch mehr ist: aus dem ersten dieser Briefe geht mit unumstößlicher Gewißheit hervor, daß die Pension, welche ihm von der französischen Regierung einige Jahre hindurch bewilligt wurde, weder mit seinen politischen Ansichten noch mit seinen politischen Artikeln irgend etwas zu thun hatte! Heine hat seine Feder nicht verkauft. Die persönliche Bekanntschaft Thiers machte er, wie schon vorher bemerkt, wahrscheinlich im Salon der Fürstin Belgiojoso, wo auch Thiers ein häufiger Gast war. Es steht jetzt so ziemlich fest,

daß Thiers es war — nicht Guizot, wie man bisher angenommen hatte —, der Heine 1835 oder 1836 die Pension von 4800 Francs auswirkte, die die französische Regierung damals so vielen Flüchtlingen, Fürsten wie Bettlern, gewährte, die sich unter den großmütigen Schutz Frankreichs gestellt hatten. „Ich vergesse nicht die Liebenswürdigkeit", so berichtet Heine 1854, „womit einst im Garten des Schlosses einer fürstlichen Freundin der große Geschichtschreiber der französischen Revolution und des Empires, welcher damals der allgewaltige Präsident des Conseils war, meinen Arm ergriff und, mit mir spazieren gehend, lang und lebhaft in mich drang, daß ich ihm sagen möchte, was mein Herz begehre, und daß er sich anheischig mache, mir alles zu verschaffen".

Thiers war es auch, der 1840 bei Guizot die Fortbewilligung der Pension durchsetzte. Damit fallen die Vorwürfe in nichts zusammen, die man gegen Heine erhoben hat. War ihm Thiers wohlgewogen — wir wissen ja aus der „Retrospektiven Aufklärung" näheres darüber —, so war es kein Wunder, daß er dem Dichter in einer üblen Lage Hilfe leistete, ohne irgendwelche Gegenleistnng dafür zu beanspruchen. Aus den beiden eben zitierten Widmungsbriefen ersieht man aber auch, daß Thiers die Berichte Heines über die französische Politik gar nicht gekannt hatte, was doch gewiß der Fall gewesen wäre, wenn diese eine Gegenleistung für die ihm gewährte Pension hätten sein sollen. Natürlich liegt in der Hervorhebung dieser entlastenden Momente nicht etwa eine Rechtfertigung, sondern höchstens eine Entschuldigung jenes immerhin bedenklichen Schrittes, zu dem Heine in Wirklichkeit **nur** seine damals sehr traurige Lage getrieben hat.

Auch die Beziehungen Heinrich Heines, zu dem dritten großen Historiker Frankreichs, zu **François Guizot**, waren zwar nicht sehr intim, aber nach vielen Richtungen charakteristisch für den Staatsmann wie für den Menschen. Darf man den Versicherungen Heines Glauben schenken, so hat er Guizot überhaupt nur einmal in seinem Leben gesprochen. Dieser schien aber ein besonderes Interesse an dem deutschen Dichter zu nehmen, dessen Werke er kannte und schätzte. Nach authentischen Berichten schützte er Heine wiederholt gegen die Reklamationen deutscher Gesandtschaften, die dessen Ausweisung aus Paris beharrlich verlangten. Heine selbst erzählt viele Jahre später in seiner „Retrospektiven Aufklärung" über die Pension, welche er von der französischen Regierung unter Guizot und auf Veranlassung von Thiers bezogen: „Nie begehrte er dafür von mir den geringsten Dienst. Als ich ihm, bald nachdem er das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten übernommen, meine Aufwartung machte und ihm dafür dankte, daß er mir

trotz meiner radikalen Farbe die Fortsetzung meiner Pension notifizieren ließ, antwortete er mit melancholischer Güte: »Ich bin nicht der Mann, der einem deutschen Dichter, welcher im Exil lebt, ein Stück Brot verweigern könnte«. Diese Worte sagte mir Herr Guizot im November 1840, und es war das erste und zugleich das letzte Mal in meinem Leben, daß ich die Ehre hatte, ihn zu sprechen".

Einer so bestimmt ausgesprochenen Erklärung gegenüber wären Zweifel kaum am Platze. Gleichwohl dürfte die Behauptung, daß Guizot keine Dienste von Heine gefordert, etwas einzuschränken sein. Stillschweigend hat er sie in jedem Falle gleichsam als selbstverständlich verlangt. Und es existiert im Nachlaß einer bekannten Familie der Brief eines deutschen Flüchtlings, der als offiziöser Journalist bei Guizot aus- und einging, an einen Freund Heines, in dem die folgende Mitteilung gemacht wird: Als Heine einen Korrespondenzartikel nach Augsburg geschickt hatte, in dem er die Regierung und das Ministerium mit scharfer Ironie behandelte, ließ ihn Guizot fragen, warum er gerade in dieser Zeit, wo das parlamentarische System so in Gefahr stehe, dessen Vertreter so heftig angreife. Darauf schrieb Heine einen zweiten Artikel, in dem er Guizot gegen die Vorwürfe, die man ihm wegen seines Bestechungssystems allgemein machte, dermaßen verteidigte, daß Guizot ihn bald darauf durch dieselbe Mittelsperson — wahrscheinlich durch den beiden befreundeten Historiker Mignet — sagen ließ: Es wäre ihm doch lieber, wenn er seine Angriffe fortsetzte, statt ihn zu verteidigen ...

So weit die Mitteilung jenes Korrespondenten. Zur Ergänzung derselben ist nur noch zu bemerken, daß der Korrespondenzartikel Heines über die Guizotsche Korruption vom 6. Mai 1843 eigentlich auch sein letzter politischer Bericht für die „Augsburger Allgemeine Zeitung" in jener Zeit war. Fortan schrieb er nur über Kunst, Litteratur und geselliges Leben. Erst 1848 versuchte er es wieder mit politischen Korrespondenzen. Es scheint also, daß Guizot sich keineswegs mit der bloßen platonischen Mahnung an Heine begnügt, sondern ihm in Augsburg selbst die Quelle verstopft hat. Gleichwohl blieb — und es verdient dies ausdrücklich hervorgehoben zu werden — das Urteil Heines über Guizot immer dasselbe. Es hat keine Wandlungen erfahren, obwohl Guizot selbst manche Wandlungen in jenen Jahren durchmachte, und wenn auch Heine Guizots Intervention in Augsburg bei jenem obenerwähnten Anlaß keineswegs unbekannt geblieben sein konnte. Man findet dieses Urteil in seiner „Lutetia", wo er Guizot scharf und sehr zutreffend charakterisiert. Er war ja, wie Heinrich Laube einmal sagte, ein „historisches Sonntagskind", das schneller wie jeder andere „das Ein und Einzige der Gestalten auffindet, wodurch sie sich von allen anderen unterscheiden". So hat er auch Guizots Wesen und Charakter besser und schärfer erfaßt als alle französischen Kritiker und Politiker. Schon in seinem ersten Briefe aus Paris vom

25. Februar 1840 sagte er über Guizot alles das voraus, was später die ganze Welt jahrelang wiederholte, indem er „den puritanischen Zuschnitt, den lauernden Hochmut, den doktrinären Belehrungston, das eckig-kalvinistische Wesen“ Guizots schildert, den er richtig als „eine sacerdotale oder vielmehr klerikale Natur“ bezeichnet, „behaftet mit geistlichem Hochmut und aristokratischen Gelüsten, der dem Volke nicht angehört“. In dem beständigen Kampfe zwischen Thiers und Guizot nimmt Heine natürlich für ersteren lebhaft Partei, ohne indes Thiers' Fehler zu beschönigen oder Guizots Vorzüge herabzusetzen. „Nein, Herr Guizot“, sagt er einmal, „wir sind noch nicht dahin gekommen, Sie zu lieben, aber wir haben auch noch nicht aufgehört, Sie zu verehren! Trotz aller unserer Liebhaberei für den beweglich-brillanten Nebenbuhler haben wir dem schweren, trüben Guizot nie unsere Anerkennung versagt; es ist etwas Sicheres, Haltbares, Gründliches in diesem Manne, und ich glaube, die Interessen der Menschheit liegen ihm am Herzen“. Als Thiers Guizot Platz machen muß, schreibt Heine: „Wir haben in diesen Blättern unsere Vorliebe für Thiers immer freimütig ausgesprochen und unsere Abneigung gegen Guizot nie verhehlt; nur den Privatcharakter Guizots haben wir unbedingt gewürdigt, und gern zollten wir dem Menschen unsere Achtung, während unsere Rüge den Staatsmann bloßstellte. Werden wir gegen letzteren die höchste Unparteilichkeit ausüben können? Wir wollen es ehrlich versuchen“. Prüft man unbefangen, was Heine von nun ab über Guizot geschrieben, so entdeckt man nicht das geringste, was auf eine mildere Tonart, auf eine freundlichere Beurteilung schließen lassen könnte, so daß die Pension der französischen Regierung keinesfalls an Heine für das ausbezahlt wurde, was er schrieb; denn er nahm auch fortab kein Blatt vor den Mund und kritisierte nach wie vor mit Freimut und Ironie alle Thaten des Ministeriums Guizot, dessen Chef er jederzeit für einen „Mann des Widerstandes, aber nicht der Reaktion“ gehalten hat. Von besonderem Interesse ist natürlich für uns, was Heine über Guizots Sympathien für Deutschland zu berichten weiß, „dessen Anschauungsweise der unserigen verwandt ist und der die Bedürfnisse und das gute Recht des deutschen Volkes sehr gründlich begreift“. Auch in der ersten und einzigen Unterredung, die Heine mit Guizot am 29. November 1840 hatte, sprach dieser „mit Tiefsinn und Wärme seine Hochschätzung für Deutschland aus“; „und diese Anerkennung meines Vaterlandes“, fügt Heine hinzu, „sowie auch die schmeichelhaften Worte, welche er mir über meine eigenen litterarischen Erzeugnisse sagte, waren die einzige Münze, mit welcher er mich bestochen hat“. Auch aus Heines letzten Lebensjahren besitzen wir nunmehr zwei Briefe an Guizot, die durchaus zu Gunsten des Dichters sprechen. Er überreichte mit diesen dem französischen Historiker, der damals keine offizielle Stellung mehr bekleidete, im März 1855 seine beiden Bücher: „De l'Allemagne“ und „Lutèce“. Das Gefühl

der Dankbarkeit, das daraus spricht, ist sicher kein Zeugnis gegen Heine. Noch weniger die Thatsache, die daraus hervorgeht, daß auch Guizot ebenso wie Thiers die Berichte Heines über die französische Politik von 1840—1847 vorher nicht gekannt hatte. In der geistigen Niedergeschlagenheit, in die er durch sein Leiden versetzt worden war, brachte der herzliche Brief Guizots, der leider nicht bekannt geworden, noch einmal einen hellen Sonnenstrahl. Der todkranke deutsche Dichter dankte dem großen französischen Historiker für diese „moralische Wohlthat".

Die Stellung Heines zu den französischen Machthabern jener Periode, die ich hier zu schildern versuchte, erklärt wohl auch hinreichend den Schutz, den er in Paris gefunden. Es bleibt in der That unbegreiflich, daß ein so grundehrlicher Mann, wie Heinrich v. Treitschke es doch fraglos gewesen ist, in dem letzten Band seines großen Geschichtswerkes gerade mit Bezug auf letztere Verhältnisse Heine in so scharfer Weise angreifen konnte, indem er sagte (764): „Das Märchen vom Flüchtling Heine, der Götzendienst, welcher heute in vielen deutschen Zeitungen mit H. Heine getrieben wird, hat weder mit der Wissenschaft noch mit dem künstlerischen Gefühl irgend etwas gemein ... Heine war ein freiwilliger Flüchtling, ganz so wie die polnischen Dichter Mickiewicz, Krasinski, Slowacki und viele andere Revolutionäre aus Deutschland, Polen, Italien". Diese Behauptung ist vollständig unrichtig. Heine sowohl wie die angeführten Männer waren insofern keine freiwilligen Flüchtlinge, als sie nur unmittelbar vor der Gefahr geflüchtet sind. Hätten sie nur noch kurze Zeit ausgehalten, so wären jene Männer nach Sibirien und Heine wahrscheinlich nach Spandau gewandert. Varnhagen hat es, wie ich schon in einem vorhergehenden Kapitel erwähnte, einem Freunde selbst erzählt und ausdrücklich wiederholt, daß „die große Hand, die Heine gar vorsorglich winkte, die mächtigste war, die damals in Europa existierte, nämlich die des Fürsten Metternich".

Treitschke giebt sich auch alle Mühe, zu beweisen, daß Heine „niemals polizeilich verfolgt wurde", aber seine Beweisführung steht auf sehr schwachen Füßen. Das auswärtige Amt hat auf die Frage des Grafen Bresson (17. Februar 1843) geantwortet: „Aucune mesure de police n'a été prise contre sa personne". Sehr wohl; aber Treitschke überging mit völligem Stillschweigen oder er wußte es nicht, daß im April und August des folgenden Jahres in verschiedenen deutschen Bundesstaaten Steckbriefe gegen Heine, der zur selben Zeit in Hamburg war, ohne eine Ahnung davon zu haben, erlassen wurden. Ein nachträgliches Signalement zu diesem Steckbrief, das die gefällige Polizei aus Paris eingeschickt hatte, wurde

von Hoffmann v. Fallersleben im „Weimarischen Jahrbuch“ (Bd. 2, Seite 230) zuerst veröffentlicht. Es lautet: „Heine, homme de lettre, 50 ans, taille moyenne, nez et menton pointus, type israélite marqué, c'est un débauché, dont le corps affaissé dénote l'épuisement“. Ja, als Heine im Frühjahr 1846 nach Berlin reisen wollte, um dort seinen alten Studienfreund Professor Dieffenbach wegen seines Augenleidens zu konsultieren, hat sich Alexander v. Humboldt bekanntlich selbst für Heine bei Friedrich Wilhelm IV. vergeblich verwendet, um dem schwerkranken Dichter offenes Geleit zu verschaffen. In dem Briefe Humboldts an Heine heißt es: „Die Verweigerung ist sogar so bestimmt gewesen, daß ich Ihrer persönlichen Ruhe wegen Sie ja bitten muß, den preußischen Boden nicht zu berühren“. Humboldt erzählt, daß der König selbst es hart fand, Heine zurückzuweisen, „da es menschlicher wäre, ihn den Arzt konsultieren zu lassen, es auch bald sichtbar würde, daß sich hier das Publikum nicht um den alten Mann mit dem Gesichtsschmerz bekümmerte. Die Polizei wußte dem ihr fremden Zartgefühl zu widerstehen“. Indes ist die Zurückweisung Heines nicht auf die Initiative der Polizei, sondern auf den damaligen Minister des Innern v. Bodelschwingh zurückzuführen, dessen Brief an Humboldt sich noch in der Varnhagenschen Autographensammlung befindet. Er erklärt dort ausdrücklich, daß „der p. Heyne ... die Verhaftung zu erwarten hat, sobald er den Preußischen Boden betritt“. Kann man da nun noch behaupten, daß „die weinerliche Erzählung von Heines Exil nichts weiter als eine öffentliche Lüge sei, deren jeder gewissenhafte Historiker sich schämen sollte?“

Ich meine vielmehr, daß jeder gewissenhafte Historiker sich nach solchen Beweisen schämen müßte, den unglücklichen Dichter noch ferner nach dieser Richtung hin zu beschuldigen. Nur fanatischer Haß kann es begreiflich machen, daß ein Historiker von dem Range und der Bedeutung Treitschkes den Mut hatte, schlankweg zu behaupten, ohne auch nur den Schatten eines Beweises dafür beizubringen, daß Heine in Frankreich naturalisiert gewesen sei, entgegen der bündigen Erklärung des Dichters, die jeden Zweifel ausschließt. „Es war der närrische Hochmut des deutschen Dichters, der mich davon abhielt, auch nur pro forma ein Franzose zu werden ... denn welcher Schmach hätte ich mich nicht ausgesetzt! Die Naturalisation mag für andere Leute passen ... es wäre für mich ein entsetzlich wahnsinniger Gedanke, wenn ich mir sagen müßte, ich sei ein deutscher Poet und zugleich ein naturalisierter Franzose.“ Diese Erklärung, die an Deutlichkeit wohl nichts zu wünschen übrig läßt, schrieb Heine im Jahre 1854 in seiner „Lutetia“, und wie aus den obenerwähnten und zum Teil publizierten Briefen hervorgeht, hat Heine ein Jahr später diese „Lutetia“, in der jene feierliche Erklärung abgedruckt war, an Thiers und Guizot zugleich geschickt. Ganz Paris sprach wochen-

lang von nichts anderem als von diesem Buche, und niemand erhob auch nur den leisesten Widerspruch gegen jene Behauptung. Mag nun jeder nach seiner Empfindung entscheiden, ob das noch historische Wissenschaft ist, wenn Treitschke einfach erklärt, er glaube nicht der Versicherung Heines, daß er niemals Franzose geworden sei!

Einundzwanzigstes Kapitel. Ein Besuch bei George Sand.

Indem ich daran gehe, einen Besuch bei George Sand zu schildern, den ich selbst nicht abgestattet, muß ich doch zuvor eines Besuches gedenken, den ich vor mehr als zwanzig Jahren bei Heinrich Laube in Wien gemacht habe. Der ursächliche Zusammenhang dieser beiden Visiten wird nicht allzuschwer zu erraten sein, wenn ich sofort hinzufüge, daß damals gerade der zweite Band von Laubes „Erinnerungen" erschienen war und daß unser Gespräch naturgemäß sich um diese Erinnerungen drehte. Auf meine Bitte, einige dort nur kurz berührte Punkte, so namentlich das Verhältnis Heines zu den französischen Notabilitäten seiner Zeit, ausführlicher zu schildern, da diese Verhältnisse ebenso interessant als unbekannt seien, holte er aus einem Schubfach ein altes deutsches Zeitungsblatt hervor, das einen Besuch, den er mit Heine zusammen bei George Sand gemacht, schildert, und das er mit Randglossen verzierte, die ich mir, ebenso wie die wichtigsten Mitteilungen aus jenem heute vollständig unbekannten Aufsatze, genau aufgezeichnet habe.

Von diesem Besuch, den Laube in seinen „Erinnerungen" mit ein paar Zeilen kurz abgefertigt hat, will ich hier ein weiteres erzählen, nachdem nun alle Hauptpersonen jener Visite die kühle Erde deckt. Laube war schon dreiviertel Jahr in Frankreich, ehe er sich an diesen Besuch wagte. Und zwar hatte er nach eigenem Geständnis der Sprache wegen so lange gezögert, deren völlige Beherrschung ihm überaus schwer wurde. Als er Heine einmal sein Leid klagte, bemerkte dieser: „Warten Sie, bis Sie von ihrer Reise in die Provinzen zurückgekehrt sind! Hier in Paris spricht man zu viel deutsch, um gut französisch zu lernen; in der Provinz hört man nicht überall das beste Französisch, aber man hört und spricht nur französisch, und vom besten Französisch kann überhaupt erst nach einigen Jahren die Rede sein — das ist wie Wein. Kaum gelesen und gekeltert ist er nur für den ersten Durst".

Laube ließ sich dies gesagt sein und unternahm in der That zuerst seine Reise in die französischen Provinzen, die er bis Algier ausdehnte. Nach seiner Rückkehr — ich weiß nicht, ob er inzwischen das Französisch besser beherrscht hat — wollte er nun endlich George Sand, die damals auf dem Gipfel ihres litterarischen

Ruhmes stand, kennen lernen. Er fragte Heine: „Sind Sie mit Madame Dudevant genauer bekannt?“ „O ja!“ erwiderte dieser, „aber ich habe sie zwei Jahre lang nicht gesehen; vor zwei Jahren war ich oft bei ihr“. „Wird die Dame Ihnen diese Vernachlässigung nicht übel genommen haben und Sie jetzt kalt aufnehmen?“ fragte wiederum Laube. „Ich denke nicht; sie lebt ja auch in Paris und ihre Bücher lese ich doch alle“, lautete die Antwort Heines. Man weiß, wie hoch er George Sand als „den größten Dichter in Prosa, den die



George Sand.

Franzosen besitzen“, zu schätzen wußte. Aber auch ihre Schwächen suchte Heine als ein wahrer Freund zu verdecken. Auf die Frage Laubes: „Und wer ist jetzt ihr Kavalier?“ gab Heine die folgende charakteristische Antwort: „Chopin, der Klaviervirtuos, ein liebenswürdiger Mann, dünn, schmal, vergeistigt wie ein deutscher Poet aus der Trosteinsamkeit“. „Virtuosen müssen ihr ganz besonders angenehm sein“, bemerkte Laube. „War nicht auch Liszt lange Zeit ihr Liebling?“ — Darauf Heine: „Sie sucht Gott, und er ist ja nirgends schneller zur Hand als in der Musik. Das ist so allgemein, das fordert keinen Widerspruch heraus, das ist niemals dumm, weil es niemals klug zu sein braucht, das ist alles, was man eben will und kann — das erlöst vom Geiste, der uns peinigt, ohne doch geistlos zu machen“. Nebenbei bemerkt, war auch Chopin ein guter Freund von Heine.

An einem sonnigen Wintertag des Jahres 1839 war es, daß die beiden deutschen Dichter die Fahrt zu der französischen Schriftstellerin unternahmen. Natürlich trafen sie sie nicht zu Hause und überlegten nun, wen sie von den nahewohnenden Schriftstellern überfallen sollten, Custine, Balzac oder Jules Janin. Heine war eben bei allen beliebt; er galt ihnen fast als Franzose, und sie sprachen von ihm, wie wir etwa von Chamisso sprechen. Mancher weiß gar nicht, daß dieser aus Frankreich, jener aus Deutschland stammt. Allerdings haben wir aber ein größeres Recht, Chamisso für einen Deutschen, als jene, Heine für einen Franzosen zu erklären.

Am anderen Morgen wurde der Versuch wiederholt. Laube wollte nicht nach Deutschland zurückkehren, ohne das „litterarische Mannweib“ gesehen zu haben, von dem man sich in der Heimat so ungeheuerliche Geschichten erzählte. Diesmal trafen sie die Dichterin glücklich zu Hause. Allerdings lag sie — es war gegen 2 Uhr mittags — noch zu Bette. Aber sie ließ durch ihre Zofe melden, daß sie sofort aufstehen und die Herren empfangen werde.

Als wenn es gestern gewesen wäre, so erinnerte sich Laube noch nach mehr als vierzig langen Jahren jeder Einzelheit dieses Besuches; so schilderte er in seiner kurzen, aber treffenden Weise das Interieur der Wohnung, den Eindruck der Erscheinung von George Sand. Schon nach der ersten Begrüßung und Vorstellung war es ihm klar geworden, daß die Bezeichnung „Mannweib“ für diese Frau eine durchaus irreführende sei. Den besten Platz ihres Salons nahm das Bild ihres Sohnes ein, eines Knaben von etwa 12 bis 14 Jahren, „ein echter Van Dyk“, wie Laube sagte, „ein liebes Menschenantlitz“, wie George Sand freudestrahlend hinzufügte. Sie war ein echtes Weib im Leben wie in ihren Büchern, deren Hauptgedanken Laube in seiner knappen Art sehr richtig so zusammenfaßte: Sie ist von einem Drange verfolgt, der viel von einem Dämon hat, selten den Geist, sonst aber alle Schrecken und Reize des Dämons. Sie ist ferner von einem Drang nach Religion getrieben, der alles an ihr durchdringt — sie sehnt sich, sie schmachtet nach einem Gott, dem sie sich hingeben möchte!

Das Gespräch wurde zwischen den dreien natürlich französisch geführt. Und daß George Sand „das schönste Französisch“ sprach, diese Versicherung hätte uns Laube nicht erst zu geben brauchen. In einem eigentümlich geschnittenen, braunen Morgenmantel, den Kopf unbedeckt, das schwarze, volle Haar griechisch gescheitelt und in einen tief hinabgehenden Knoten geschlungen, also eigentlich ganz modern, — so erschien George Sand vor den beiden deutschen Dichtern. Inzwischen bereitete ihr Chopin die Chokolade am Kamin und sie trank sie, indem sie Heine, den sie immer „Mon cher cousin“ nannte, „mit heiterer Herzlichkeit“ begrüßte. „Er schien ihr sehr wert zu sein“, erzählt Laube. „Sie fuhr ihm mit der Hand über das Haar und schalt ihn äußerst unmutig, daß er sie so lange nicht aufgesucht habe.“

Von Schriftstellerei war zunächst nicht die Rede, wie denn überhaupt in französischen Litteraturkreisen derartige Themata nur sehr selten erörtert werden. Höchstens litterarische Anekdoten oder Honorarfragen werden in solchen Gesellschaften geduldet, sobald keiner der Anwesenden dadurch verletzt werden kann. Da aber Heine das große Wort führte, dessen humoristisches Steckenpferd doch nun einmal die Litteratur war und blieb, so fehlte es nicht an Scherzen, ironischen Bemerkungen und Malicen über bekannte Persönlichkeiten der französischen Gesellschaft. Mit mildem Ernst und mit seltener Klarheit antwortete George Sand auf alle Bemerkungen des deutschen Dichters. Dann nahm sie aus einem Etui Papiercigaretten und bot solche der Reihe nach an. Keiner von den Herren — die Gesellschaft hatte sich inzwischen vergrößert — rauchte. Auch Heine nicht. Endlich wandte sie sich an Laube: „Ach, Sie kommen aus Deutschland, Sie rauchen mit mir eine Cigarre?"

Von den neuhinzugekommenen Personen des Kreises nennt Laube nur den jungen Herzog von Larochefoucauld, Sosthènes, denselben „Kavalier der Legitimität", der ein eifriges Mitglied der sogenannten Chambre introuvable war und deren politische Grundsätze bis zu seinem Tode (1864) bewahrte. Mit einem kleinen schwarzen Hündchen erschien der junge Herzog, der sich übrigens recht schweigsam verhielt und nur den aufmerksamen Zuhörer spielte, in diesem Salon. Auch ein bekannter französischer Schauspieler, Pierre Bocage, hatte sich eingefunden, von dem aber gleichfalls nicht viel zu hören war. Auch dieser war ein guter Bekannter Heines. Desto mehr sprach aber sofort nach seinem Eintreten der letzte der Gäste, ein kleines, dürftiges, älteres Männchen, altmodisch in einen dunkelgrünen Rock gekleidet, in starkledernen Schuhen mit groben, grauen Strümpfen einherspazierend: der berühmte Abbé Lamennais, der gefeierte Schriftsteller, der kurz vorher in seinen „Paroles d'un croyant" die Revolution im erhabensten Bibelstil verherrlicht hatte, der nun mit Kirche und Monarchie in heftiger Fehde lebte und der wohl deshalb auch ein guter Freund von George Sand war, die den zunächst etwas schüchtern auftretenden Abbé freundlich und vertraut willkommen hieß.

Wie ein „stubenblasser deutscher Gelehrter" erschien dieser berühmte Lamennais, von dem er sich eine so ganz andere Vorstellung gemacht, unserm Laube. „Er sah aus, als ob er von seiner bretagnischen Meernebel-Einsamkeit eben gekommen wäre." Das Gespräch nahm aber nach dem Auftreten des schüchternen Abbé doch eine höhere Wendung und zog alsbald die wichtigsten Fragen der Religion und der Philosophie in seinen Kreis.

Auf diesen Gebieten war aber Heine erst recht zu Hause. Waren doch kaum fünf Jahre darüber hingegangen, seit er den Franzosen das schwere Schulgeheimnis der deutschen Philosophie ausgeplaudert hatte, die nun sein rechtes Element war, in dem er mit dem größten Behagen sich bewegte! Die Schlagworte „Spiri-

tualismus" und „Sensualismus" waren ihm damals wirklich so geläufig, wie zu anderen Zeiten Austern, Champagner und schöne Frauen. Nur daß er diese Begriffe allerdings ganz anders faßte wie die französische Schulphilosophie, die durch diese die entgegenstehenden Ansichten über die Natur unserer Erkenntnisse ausdrückt. Er sah vielmehr in diesen zwei Worten zwei soziale Systeme, „wovon das eine, der Spiritualismus, auf dem Grundsatz basiert ist, daß man alle Ansprüche der Sinne verachten muß, um ausschließlich dem Geiste die Herrschaft zu gewähren, der, nach alleiniger Herrschaft strebend, die Materie zu zertreten, wenigstens zu fletieren sucht, während das andere System, der Sensualismus, die Rechte des Fleisches wieder in Anspruch nimmt, welche man weder vernichten soll noch kann".

Wenn uns also Laube erzählt, daß Heine auch damals das Gespräch auf sein Schlagwort vom Sensualismus lenkte, so können wir uns die Wendung, die dasselbe nahm, schon aus seinem Buche „Zur Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland" bequem konstruieren. Mit freiem dithyrambischen Schwung hat er sicherlich den gewaltigen, die ganze Weltgeschichte durchziehenden Kampf zwischen Spiritualismus und Sensualismus geschildert und mit poetischem Feuer den Sieg des letzteren Systems verherrlicht als einen Sieg der Freiheit und der Lust über die Knechtschaft des Dogmas und des Glaubens! Nun war auch Lamennais ohne Frage ein freier Geist, ein unabhängiger Denker. Zu den Konsequenzen der Theorie, die Heine aufstellte, konnte er sich aber von seinem Standpunkt aus doch unmöglich bekennen, ebensowenig wie wir etwa heute diesen Emanzipationstheorien unbedingt zustimmen würden. Heines Haß gegen das Christentum war ein ungerechter, einseitiger. Er sah in ihm nur die Quelle aller Uebel und Kämpfe; er verkannte aber in seiner einseitigen Negation die große weltgeschichtliche Kulturmission und den tiefen ethischen Lehrgehalt des Christentums. Auch da konnte ihm Lamennais natürlich nicht folgen, wie radikal auch sein theologischer Standpunkt war. Es wäre sicher zu einer heftigen Wortfehde gekommen, wenn sich nicht etwas Seltsames, Wunderbares zugetragen hätte, etwas so Seltsames, daß wir es kaum glauben würden, hätte es nicht ein glaubwürdiger Zeuge ausdrücklich berichtet.

Der feurige Abbé, der glänzende Prediger und Schriftsteller, war nämlich ganz ohnmächtig dem leichtsinnigen, aber geistvollen Poeten gegenüber, dem sonst die Gabe der Rede gänzlich versagt war. Wie geschickt auch George Sand, als die sorgsame Wirtin, einzulenken, zu vermitteln suchte, wie oft sie auch Heine über den Kopf und durch die Haare fuhr und ihn liebenswürdig „Wildfang" titulierte, es half alles nichts. Je mehr Heine seine Position behauptete, desto mehr zog Lamennais sich zurück. Es war klar: „Er hatte die freche Neigung, Lamennais

aufzuziehen". Um Laubes Vergnügen zu erhöhen, flüsterte er ihm leise ins Ohr: „Dieser sentimentale Pfaff war einmal nahe daran, Papst zu werden; hör' zu!"

Und dann rückte er mit immer schärferen Wendungen hervor. Es mochte ihm schmeicheln, einen so hohen Würdenträger der Kirche in die Enge treiben zu können. „Nie habe ich Heine so mächtig gesehen in gesellschaftlichem Verkehr. Oft sprach er sein Französisch, das er übrigens fein kultivierte, zähe und stockend, hier floß es ihm wie die Welle des Sturzbaches von den Lippen, und er fand, ohne zu suchen, die schlagendsten Ausdrücke wie ein überlegener Franzose". Und ein andermal ergänzt Laube seinen Bericht: „An jenem Morgen sprach er französisch, wie ich es nie wieder von ihm gehört: ein Beweis, wie sehr er Mensch der Stimmung war und wieviel Vorbereitetes zerstreut in ihm lag, was bei erhöhter Stimmung zu einer mächtigen Wirkung gesammelt werden konnte".

Er, der allen Zeugnissen zufolge sonst selten in geschlossener Form sprach und noch seltener in systematischer Geschlossenheit seine Gedanken zu verteidigen pflegte, war in dieser Stunde ein ganz anderer. Er griff den bretagnischen Spiritualismus so schonungslos witzig an, daß die ganze Gesellschaft in Bewegung geriet.

Das Gespräch war inzwischen zu einem Dialog zwischen Heine und Lamennais geworden, zu einem förmlichen Rededuell, bei dem George Sand hin und wieder zwar zu intervenieren, abzulehnen suchte, ohne daß sie jedoch die heiteren Wendungen Heines ernsthaft hätte anhören können. Auch sie mußte lachen, wie alle übrigen. Sie war selbst nicht witzig, hatte aber doch ein feines Verständnis für die graziösen Wendungen des Humors bei Heine, die sie „als eine eigentümliche Kraft, welche ihr abging", respektierte. Scharf zutreffend charakterisiert Laube die Stellung dieser drei bedeutenden Geister zu einander in folgenden Sätzen: „Zwischen Lamennais und der Sand gab es ein innerliches Bündnis religiösen Sinnes. Er übersah ihre sinnlichen Bedürfnisse, sie übersah seine kirchlichen Anknüpfungen und Wünsche. Das ehrliche, religiöse Herz war ihnen gemeinschaftlich, ihr beiderseitiges Verhältnis zu Heine war der freie Geist, welchen sie ihm beide zutrauten, und welchen Heine an jenem Morgen gegen Lamennais fast mißbrauchte — zu meinem Erstaunen mißbrauchen konnte, denn es gehörte dazu eine volle Beherrschung der französischen Sprache".

Und doch lachte auch die Sand über Heines Sarkasmen. Selbst Lamennais lächelte, er lachte sogar zuweilen, aber „säuerlich, unerquicklich, wie einer, der kein freies Lachen besitzt". Er ließ sich von dem unbequemen Weltkind sogar humoristische Anspielungen auf seinen abgelehnten Kardinalpurpur gefallen, die ihn sonst in Verlegenheit gebracht hätten. Vielleicht hatten ihn die Angriffe des Dichters außer Fassung gebracht, weil er gewohnt war, allein und ohne Widerrede zu sprechen. Deshalb zog er diesmal den kürzern, während Heine in eine immer

frischere Kampfesstimmung sich hineinredete, obwohl ihn die Sand immer wieder mit den Augen bat, er möchte doch endlich aufhören.

Alles sah gespannt auf Lamennais und erwartete eine schlagende Antwort auf jene geistreichen, feinen Nadelstiche. Vergebens. Der Mann, der mit der Glut und dem Feuer eines biblischen Propheten seine freien Ueberzeugungen in Wort und Schrift verteidigt hatte, war heute machtlos gegen den Dichter, mit dem er ja eigentlich die Grundidee des freien Denkens teilte. Freilich, Lamennais war fromm und ernst, Heine war leicht und frivol — damals wenigstens. Wenn Lamennais Heines „Geständnisse“ noch erlebt hätte, so wäre ihm der Triumph vergönnt gewesen, den Spötter auf seiner Seite und bei seinen Anschauungen zu sehen. Diesen Triumph erlebte er allerdings nicht mehr. Und auch aus jenem Wortgefecht ging er nicht als Sieger hervor. Zwar erwartete die ganze Gesellschaft gerade von dem redegewandten, leidenschaftlichen Manne einen bedeutenden Abschluß des Gesprächs. Auch Heine mag dies wohl gefürchtet haben. Es kam aber nicht. Vielmehr suchte Lamennais angelegentlich das Gespräch auf andere, weltlichere Themata abzulenken, wohin ihm schließlich die Gesellschaft schon aus Artigkeit folgen mußte.

Wenn man nun aber nach all dem Vorhergegangenen etwa wird behaupten wollen, Heine habe sich gegen die oberste gesellschaftliche Pflicht der Artigkeit eines Gastes gegen den anderen in jenem Kreise vergangen, so muß man doch zweierlei vorher bedenken: Erstens dürfen die Lebensgewohnheiten und Gesellschaften großer, erlauchter Geister nicht mit dem Maßstab der Alltäglichkeit gemessen werden, zweitens aber hatte Heine schon von jeher eine Antipathie gegen den freisinnigen Priester gehegt, der er einmal Ausdruck geben mußte. So war denn jenes Gespräch ja nicht etwa ein bloßes Wortgefecht: es war der Kampf zweier Weltanschauungen, die seit Jahrhunderten in heißem Ringen sich die Herrschaft streitig machen und die noch heute nicht sich versöhnt haben. Wer da glauben möchte, daß ich zu viel in jenes Gespräch hineininterpretiere, der wird gut daran thun, Heines Buch über Ludwig Börne an jenen Stellen durchzulesen, wo er mit leidenschaftlichem Eifer sich gegen Lamennais wendet, gegen die Verbindung der Demokratie mit dem Katholizismus auftritt und endlich zu Schlüssen gelangt, die nicht nur wahrhaft prophetischen Fernblick, sondern auch jenen echten Patriotismus verraten, den ihm seine Gegner bis auf diesen Tag noch abzusprechen geneigt sind. Ausgehend von Börne und Lamennais, kommt Heine zu der historischen Perspektive:

„Wir armen Deutschen, die wir leider keinen Spaß verstehen, wir haben das Fraternisieren des Republikanismus und des Katholizismus für baren Ernst genommen, und dieser Irrtum kann uns einst sehr teuer zu stehen kommen. Arme

deutsche Republikaner, die ihr Satan bannen wollt durch Beelzebub, ihr werdet, wenn euch solcher Exorzismus gelänge, erst recht aus dem Feuerregen in die Flammentraufe geraten! Wie gar manche deutsche Patrioten, um protestantische Regierungen zu befehden, mit der katholischen Partei gemeinschaftliche Sache treiben, kann ich nicht begreifen. Man wird mir, dem die Preußen bekanntlich so viel Herzeleid bereiteten, man wird mir schwerlich eine blinde Sympathie für Borussia zuschreiben: ich darf daher freimütig gestehen, daß ich in dem Kampfe Preußens mit der katholischen Partei nur ersterem den Sieg wünsche..."

Diese merkwürdigen Worte schrieb Heine im Jahre 1839, also vielleicht wenige Tage oder Wochen nach jenem Gespräch mit Lamennais. Ohne Zweifel, es gilt von Heine noch mehr wie von Börne, was er selbst von diesem behauptete: in der Seele dieses Mannes jauchzte und blutete eine rührende Vaterlandsliebe, die ihrer Natur nach verschämt, wie jede Liebe, sich gern unter knurrenden Scheltworten und nörgelndem Murrsinn versteckte, aber in unbewachter Stunde desto gewaltsamer hervorbrach!

Und eine solche „unbewachte Stunde" war wohl auch die, in der er die protestantischen Ideen dem republikanischen Katholizismus gegenüber mit allen Waffen der Satire und des Geistes verteidigte. Insofern hat jener Besuch eine über das Persönliche hinausgehende allgemeine Bedeutung, und wir freuen uns, zu hören, was Laube berichtet: „Er herrschte bei diesem Lever wie ein Imperator des Geistes!"

Lamennais aber, dem vor allem daran liegen mochte, den Eindruck seiner Niederlage abzuschwächen, suchte durch verdoppelte Liebenswürdigkeit gegen jedes einzelne Mitglied der Gesellschaft wieder das verlorene Terrain zu gewinnen. Schließlich wandte er sich auch an Heinrich Laube und fragte ihn nach den Kölner Wirren, die damals alle Welt beschäftigten, nach dem Posener Erzbischof Dunin und den kirchlichen Streitfragen in Deutschland. Er versicherte ihm, „daß er den Deutschen das beste in diesen Fragen zutraue, daß er die größte Hochachtung für die deutsche Wissenschaft und Bildung hege, daß er die deutsche Sprache gern verstehen und Deutschland gern kennen lernen möchte". Eine edle Revanche des geistvollen Priesters, während Heine lächelnd zuhörte und seinem Freunde schließlich zuflüsterte: „Mehr können Sie doch unmöglich verlangen!"

Damit endete zur allgemeinen Zufriedenheit jenes Lever bei George Sand, bei der solche Symposien wohl nicht selten waren und die „ihr Vetter" Heine später einmal spöttisch die Emanzimatrice des Weibes nannte. Bei diesem Symposion hatte allerdings zum erstenmal vielleicht ein Deutscher in Paris das große Wort geführt und vielleicht auch zum erstenmal der Sensualismus den Spiritualismus, in der Debatte wenigstens, überwunden.

Zweiundzwanzigstes Kapitel. Alfred de Musset.

Die Bekanntschaft zwischen Heine und Musset datiert aus dem Jahre 1832. Sie wurde durch die Fürstin Belgiojoso vermittelt, zu deren glühendsten Verehrern Musset gehörte. Auch bei Frau Karoline Jaubert, welche für Heine die „Kleine Fee“ und für Musset die „Frau Gevatterin“ war, trafen sich beide öfters. Ferner bei Buloz, dem Eigentümer der „Revue des deux mondes“, und namentlich bei George Sand. Sie scheinen aneinander Wohlgefallen gefunden zu haben. Heine schätzte die bis dahin erschienenen Dichtungen Mussets sehr hoch, wie aus den Erinnerungen der Frau Jaubert hervorgeht. So sagte Heine auf einem Balle im Jahre 1835, als er Alfred de Musset in einer Gruppe Tanzender bemerkte, zu der Gastgeberin: „Ich begreife die Pariser nicht; hört man sie von Poesie sprechen, so sollte man sie für außerordentliche Verehrer derselben halten, und hier sehe ich einen Dichter im wahrsten Sinne des Wortes, der ihnen schon durch seine Geburt angehört .... trotzdem aber habe ich die Beobachtung gemacht, daß er in den besseren Gesellschaftskreisen ebenso unbekannt ist, wie es nur ein chinesischer Dichter sein könnte!“

Im folgenden Jahre fand die berühmte Reise von George Sand und Alfred de Musset nach Venedig statt. Nach ihrer traurigen Rückkehr spaltete sich die Pariser Schriftstellerwelt in zwei große Parteien, von denen die eine für die berühmte Schriftstellerin, die andere für den unglücklichen Poeten sich erhitzte. Heine scheint sich zur ersteren Partei geschlagen zu haben. Seine Verehrung für George Sand war, wie wir wissen, eine unwandelbare; er schätzte sie nicht nur als Schriftstellerin sehr hoch, auch ihr menschlicher Charakter war ihm sehr sympathisch. Alfred de Musset gegenüber hatte er mancherlei Bedenken. Ich will dabei unentschieden lassen, ob diese nicht im letzten Grunde auf persönlichen Mißverständnissen beruhten oder gar von der Eitelkeit diktiert waren. Es scheint, daß Alfred de Musset, der ihm anfangs sehr freundlich entgegengekommen war, Heine später wenig oder gar nicht beachtete. Zwar trafen sie sich hie und da in den bereits genannten Salons und auch bei der durch ihre „kolossale Schönheit“ berühmten Gräfin Kalergis, später als Frau v. Muchanoff die Freundin Richard Wagners; auch Karoline Jaubert war bemüht, die Beziehungen zwischen den Dichtern freundschaftlich zu gestalten; indes mochte dies den Frauen auf die Dauer wohl nicht gelungen sein. Bei aller Harmlosigkeit ihrer Beziehungen war es doch unausbleiblich, daß einmal dieser, ein nächstes Mal der andere sich in seiner dichterischen Würde oder in seiner menschlichen Unwiderstehlichkeit verletzt fühlte. Vom Jahre 1845 an scheint der Verkehr vollständig aufgehört zu haben. Musset ergab sich dem Trunk;

Heine war durch seine Lebensverhältnisse in einen bestimmten Kreis gebannt und später an das Krankenlager gefesselt. Etwas Bestimmtes über die Veranlassung des Abbruchs der persönlichen Beziehungen ist nicht bekannt. Man hätte glauben sollen, daß zwei Dichter, wie Heine und Musset, eine ganz eigentümliche Anziehungskraft auch im Leben hätten aufeinander ausüben müssen; wie man sieht, ist dies nicht der Fall gewesen.

Aber es ist von Interesse, zu beobachten, wie Heine sich Alfred de Musset gegenüber in seinen verschiedenen Lebensperioden stellt. In seinem Buche über „Shakespeares Mädchen und Frauen" (1838) übt Heine eine Pflicht der Gerechtigkeit, indem er Alfred de Musset erwähnt, „welcher mit einigem Geschick die Shakespeareschen Komödien nachahmte und schon durch die Wahl seiner Muster eine seltene Empfänglichkeit für wahre Dichtkunst bekundete". „Er hat vor etwa fünf Jahren", so sagt Heine weiter, „einige kleine Dramen geschrieben, die, was den Bau und die Weise anbetrifft, ganz den Komödien des Shakespeare nachgebildet sind. Besonders hat er sich die Caprice (nicht den Humor), der in denselben herrscht, mit französischer Leidenschaft zu eigen gemacht. Auch an einiger, zwar sehr dünndrähtiger, aber doch probehaltiger Poesie fehlte es nicht in diesen hübschen Kleinigkeiten. Nur war zu bedauern, daß der damals jugendliche Verfasser, außer der französischen Uebersetzung des Shakespeare, auch die des Byron gelesen hatte und dadurch verleitet ward, im Kostüm des spleenigen Lords jene Uebersättigung und Lebenssattheit zu affektieren, die in jener Periode unter den jungen Leuten zu Paris Mode war. Die rosigsten Knäbchen, die gesundesten Gelbschnäbel behaupteten damals, ihre Genußfähigkeit sei erschöpft, sie erheuchelten eine greifbare Erkältung des Gemütes und gaben sich ein zerstörtes und gähnendes Aussehen. Seitdem ist freilich unser armer Monsieur Musset von seinem Irrtume zurückgekommen und spielt nicht mehr den Blasé in seinen Dichtungen — aber ach! seine Dichtungen enthalten jetzt statt der simulierten Zerstörnis die weit trostloseren Spuren eines wirklichen Verfalls seiner Leibes- und Seelenkräfte .... Ach! dieser Schriftsteller erinnert mich an jene künstlichen Ruinen, die man in den Schloßgärten des achtzehnten Jahrhunderts zu erbauen pflegte, an jene Spielereien einer kindischen Laune, die aber im Laufe der Zeit unser wehmütigstes Mitleid in Anspruch nehmen, wenn sie in allem Ernste verwittern und vermodern und in wahrhafte Ruinen sich verwandeln".

Das ist ein hartes und sehr abfälliges Urteil, aber man wird es begreifen, wenn man die Jahreszahl bedenkt und sich dabei die Urteile anderer hervorragender französischer Kritiker über Alfred de Musset aus jener Zeit vergegenwärtigt. Keinesfalls wird man diesem Urteil irgend ein persönliches Motiv unterschieben dürfen, denn kaum drei Jahre später fällt Heine selbst ein ganz anderes Urteil über den

16*

französischen Poeten, der inzwischen auf dem Höhepunkt seines Talentes mit den vier Gedichten: „Les Nuits“ angelangt war. In seiner Monographie über George Sand schreibt Heine: „Lange Zeit war Alfred de Musset der Herzensfreund von George Sand. Sonderbarer Zufall, daß einst der größte Dichter in Prosa, den die Franzosen besitzen, und der größte ihrer jetzt lebenden Dichter in Versen (jedenfalls der größte nach Béranger) lange Zeit, in leidenschaftlicher Liebe füreinander entbrannt, ein lorbeergekröntes Paar bildeten. George Sand in Prosa



Alfred de Musset.

und Alfred de Musset in Versen überragen in der That den so gepriesenen Victor Hugo“. Im Originalmanuskript der „Lutetia“ lautet der obige Passus über Alfred de Musset womöglich noch günstiger wie folgt: „In der That, wie George Sand in Prosa alle andern schönwissenschaftlichen Autoren in Frankreich überragt, so ist Alfred de Musset dort der größte poète lyrique. Nach ihm kommt Béranger. Beider Nebenbuhler, Victor Hugo, der dritte große Lyriker der Franzosen, steht weit hinter jenen beiden ersten, deren Verse sich so schön durch Wahrheit, Harmonie und Grazie auszeichnen“. Heine stellte also Musset anfänglich über Béranger und konsequent über Victor Hugo, aber er ist bei diesem Urteil nicht geblieben. Seine Meinung über den Dichter änderte sich mit den Jahren und mit dem immer mehr

sinkenden Dichterruhm Mussets. In seinem Wintermärchen „Deutschland“ giebt er dem Sänger der Antwort auf das Rheinlied von Nikolaus Becker eine verdiente Lektion, indem er den Vater Rhein die Ankunft der Franzosen besingen läßt:

„Der Alfred de Musset, der Gassenbub',
Der kommt an ihrer Spitze
Vielleicht als Tambour, und trommelt mir vor
All' seine schnöden Witze.“

Noch härter war das Urteil Heines, als zwei Jahre später Alfred Meißner ihn zum erstenmale in Paris besuchte und ihm mitteilte, daß er einige Uebersetzungen Alfred de Mussets dem Dichter mit der Bitte eingeschickt habe, ihm auf der Bibliothek seine Aufwartung machen zu dürfen.

„So, so“, sagte Heine, „Sie haben Musset Ihre Uebersetzungen eingeschickt? Und wie dann, wenn er — er ist immer in Geldverlegenheit — die Hälfte des von Ihnen bezogenen Honorars beansprucht? Haben Sie das in Bereitschaft? Langt es zu einem Souper mit Damen bei den Frères Provençaux? .... Das war ein unüberlegter Schritt! Eine Beziehung zwischen Musset und Ihnen ist gar nicht denkbar; er lebt das tolle und unnütze Leben vornehmer junger Gecken. Sie würden überdies nur eine Ruine sehen. Seine Produktion hat längst aufgehört; der Quell ist versiegt, und was da noch träufelt, ist nicht der Rede wert. Der vorfrüh geleerte Freudenbecher hat ihn körperlich ganz heruntergebracht, früh geschwächt, frühzeitig abgenutzt an Leib und Seele: er ist ein unerquicklicher Anblick.“

Meißner wurde natürlich ganz niedergeschlagen, als er Heine so sprechen hörte; er konnte sich nicht entschließen, an das Verlöschen einer Flamme zu glauben, deren Glanz ihn noch vor kurzem so entzückt hatte, und er bat Heine um weitere Mitteilungen über den Dichter.

„Mit Musset ist es seltsam zugegangen“, fuhr Heine fort, „und es wundern sich alle, die ihn sehen. Als er berühmt wurde und in die Mode kam, war er schon der Mensch nicht mehr, der jene Bücher geschrieben, und überhaupt kein Dichter mehr. Er hat drei Perioden gehabt. Zuerst eine wilde und kühne, dann metamorphosierte sich sein Talent und wurde graziös ruhig — er schrieb seine Proverbes, seine dramatischen Salonidyllen — jetzt steht er in seiner dritten Epoche und alles ist aus .... Sie wollten ihm in seiner Bibliothek Ihre Aufwartung machen! Ich glaube nicht, daß er weiß, in welcher Straße die Bibliothek, der er vorsteht, gelegen ist! Die Stelle haben ihm die Orleans gegeben, weil er die Geburt des Grafen von Paris mit Versen begrüßt hat, in denen, nebenbei gesagt, eine sehr nüchterne Staatsweisheit in sogenannter gewählter Sprache vorgetragen wird. Es ist französische Poesie.“

Dasselbe absprechende Urteil fällte Heine damals auch über die kleinen Lustspiele Mussets, vornehmlich über die Komödie „Un Caprice“, in der sich die Handlung bekanntlich um eine Börse dreht. Heine sagte kurzweg: „Doch eine Börse darf nicht leer sein, man muß Geld darin sehen! Nun, diese Börse aber ist leer!“ Dabei konnte Heine, wie sich Meißner erinnert, sehr heftig werden, wenn man von dem Verhältnis George Sands zu Alfred de Musset sprach und ihrer Untreue allein die Schuld an dem Verfall Mussets zuschreiben wollte.

„Beim Himmel“, sagte er dann, „Musset war ein sauberer Romeo! Er verfiel in Venedig in eine Erschöpfungskrankheit. Lelia pflegte ihn Tag und Nacht, und als er wieder auf die Füße kam, zog er heim. Sie blieb zurück, ihre Geldmittel waren erschöpft. Sie sehnte sich nach ihren Kindern und hatte kein Reisegeld. Sie wohnte ärmlich, lebte von schlechter Kost und arbeitete vom Nachmittag bis zum Tagesanbruch. So sind „André“, „Indiana“, „Matteo“ entstanden, bis endlich Buloz genügende Summen schickte, daß sie ihre Schulden bezahlen und heimreisen konnte. Man lasse sich doch nicht durch die Maske des Unglücks täuschen, die der schlaffe und mit sich selbst unzufriedene Mann sich später vor das Gesicht gesteckt hat!“

Nachdem wir die Ansichten Heines über Alfred de Musset aus verschiedenen Lebensjahren kennen gelernt haben, wird es natürlich auch von Interesse sein, zu erfahren, wie Alfred de Musset über unsern deutschen Dichter gedacht hat. Leider sind wir darüber nicht so genau unterrichtet. Außer einigen brieflichen Aeußerungen Mussets, so in einem Schreiben an seinen Bruder Paul vom Februar 1843, die aber sehr gleichgültig lauten und gar kein Urteil über die Stellung Mussets zu Heine gestatten, haben wir nur ein Zeugnis, welches aus den letzten Lebensjahren datiert, das aber, wenn es als vollgültig angenommen wird, unzweifelhaft von Wert und Bedeutung für das Verhältnis der beiden Dichter zu einander ist.

In einem interessanten Fragment, „Beim Glase Absynth“ betitelt, erzählt A. Mels in einem heute längst vergessenen Buche über seine erste Begegnung mit Alfred de Musset, auf den ihn Heinrich Heine zuerst aufmerksam gemacht hatte. Es ist begreiflich, daß der junge deutsche Schriftsteller an Musset die Frage richtete: „Was halten Sie von Heine?“

Die Antwort Mussets lautete: „Ich bin nicht fähig, den Dichter Heine zu beurteilen, denn ich verstehe kein Deutsch; doch muß ich gestehen, daß die Herzogin von Orleans, die ein sehr richtiges Urteil hat und selbst eine nicht unbedeutende deutsche Dichterin sein soll, mir gesagt hat, daß Heines lyrische Dichtungen einen unbeschreiblichen Reiz hätten. In der Uebersetzung seiner Werke kann ich also nur den Gedanken beurteilen, und wenn auch bei ihm, wie bei mir, das innerste Gefühl

manchmal in sarkastischen Tönen sich einen Weg aus dem Herzen bricht, so sind unsere Gedanken, unsere Gefühle, unsere Freuden und Leiden doch ganz verschiedener Art."

„Also Sie haben gar keine Sympathie für Heine?" fragte der junge deutsche Schriftsteller enttäuscht.

„Gar keine!" antwortete Musset kalt, „denn, wie ich Ihnen schon vorher sagte, ich kann den Reiz seiner Dichtung nicht fassen, da ich seine Sprache nicht verstehe. Seine Gedanken regen mich nicht einmal an — einige gute Witze, einige treffende beißende Bemerkungen, das ist alles! Doch die lese ich im »Charivari« und im »Figaro« ja auch!" Da der junge Deutsche schwieg, fuhr Musset fort: „So schlecht beurteilen Sie mich, daß Sie glauben, seine persönlichen Angriffe auf mich hätten mein Urteil über ihn so hart gestaltet! Gewiß nicht! -- Und da Sie mich auf dieses Thema gebracht haben, so müssen Sie auch meine ganze Ansicht darüber hören. Ich kann die Gottlosen (impiés) nicht leiden; ein Mensch, welcher alles, was Glaube heißt, lachend von sich stößt, ist mein geborener Widersacher ... Auch ich habe mein ganzes Leben lang gezweifelt ... aber ich habe mit Zähneknirschen gezweifelt, nicht mit spöttischem Gelächter wie Ihr Landsmann. Ich habe mein Zweifeln an dem Glauben der Menge nicht als ein Privilegium, das die Natur meinem Geiste gegeben hat, sondern als eine furchtbare Gottesstrafe betrachtet. Ich habe dieser gräßlichen Seelentortur auf alle mögliche Art und Weise zu entfliehen gesucht, und wenn es mir nicht gelang, so habe ich doch das Verdienst, mein besseres Ich dem Kothe des Materialismus entzogen zu haben — während diese Herren sich darin gefallen und eine jegliche Hand, die sich ihnen entgegenstreckt, hämisch zurückweisen!"

Es ist sehr bedauerlich, daß Alfred de Musset nicht wenigstens Heines Prosaschriften aus den letzten Lebensjahren, insbesondere dessen „Geständnisse" gekannt hat; auch selbst in der französischen Uebersetzung dieses Buches, welches ja in Paris ungewöhnliche Sensation erregte, hätte er gefunden, daß der markerstarrende Sarkasmus bei Heine ebenfalls nur ein Ringen nach dem Glauben der Kindheit war. Unzweifelhaft hätte er dann weiter erkannt, daß die Aehnlichkeit zwischen Heine und ihm selbst eine tiefere war, als er zu ahnen schien, daß sie sich nicht bloß darauf erstreckte, „das Pedantische der Form zu verachten und sich über die Vorurteile der klassisch-gebildeten Menge kühn hinwegzusetzen".

Heine und Musset gingen beide von Byron aus. Sie schöpften aus einer Quelle, und ihre Skepsis, ihre weltverachtende Ironie, ihr tiefer Weltschmerz, ihr hellenischer Sensualismus und ihre innige Sehnsucht nach dem verlorenen Eiland des Kinderglaubens und der Jugendliebe nötigen uns gewissermaßen von selbst eine Parallele zwischen diesen beiden Dichtern auf.

Gewiß war von den beiden Dichtern Heine das größere, kräftigere und umfassendere Talent, der sich ohne allzugroße Ueberhebung der Vetterschaft mit dem Genius Lord Byrons rühmen durfte; in der dramatischen und novellistischen Kunstform war ihm Alfred de Musset weit überlegen. Karl Frenzel führt die Parallele zwischen beiden Dichtern in seiner feinen, Licht und Schatten gleich verteilenden Weise fort, indem er sein Urteil in folgende Sätze zusammenfaßt:

„Daß Heines Lyrik uns ungleich schlichter, natürlicher und volkstümlicher anmutet als die Mussets, ist nicht das ausschließliche Verdienst des Dichters; es ist unsere Volksart, die sich darin offenbart, wie in Goethes und Uhlands Liedern. Die französische Lyrik hat dagegen die Getragenheit, die Hofschleppe und den Kothurngang bevorzugt. Gleichsam um sich von dem Straßenliede und den Couplets des Vaudeville zu unterscheiden. Seit Malherbe und Boileau sind die Villon und Béranger die Ausnahmen in ihr. Auch Mussets Ruhm beruht wie der André Chéniers mehr auf der Kunst als auf dem Naturlaut seiner Poesie. Er ist nicht ganz arm an einfachen, melodischen Liedern, die sich mühelos dem Gedächtnis einprägen und sich jedem, auch wenn er nicht zu den litterarisch Gebildeten gehört, ins Herz und auf die Lippen schmeicheln; allein ein Lied wie Heines »Ich weiß nicht, was soll es bedeuten«, das zum Allgemeingut des Volkes geworden, könnte ich nicht von ihm nennen. Der Schwung und der Schimmer seiner Verse, die Jugendlichkeit und die Melancholie ihres Inhalts haben auf die gebildete Jugend Frankreichs, das Quartier latin und die Salons der vornehmen Gesellschaft ein Menschenalter lang, von 1830 bis 1870, ihren Einfluß ausgeübt. Lebhafter und tiefer als Lamartine und Victor Hugo. Wir haben alle seine Gedichte auswendig gekannt, hat Taine von ihm gesagt. Ein Beweis, wie vollendet Alfred de Musset das aussprach, was alle empfanden, wie die Wunde seines Herzens schwächer oder stärker bei allen blutete. Er war eine typische, keine genialische Erscheinung. Zu seinem Unglück überlebte er seine Jugend, seine Liebe und sein Talent. Die geheime Furcht, die er vor seinem dreißigsten Jahre hatte, war nur zu gut begründet. Um seine Dichtung und sein Leben in Einklang zu bringen, hätte er damals sterben sollen. Von André Chénier empfangen wir aus der Lektüre seiner Dichtungen die Vorstellung, als habe er noch Reiferes und Größeres schaffen können, wenn das Beil der Guillotine seinem Leben und seinem Dichten nicht vorzeitig ein Ende gemacht. Musset hat siebzehn Jahre zu lang gelebt, um seine Ohnmacht sich selbst zur Qual über die Boulevards zu schleppen. Lord Byron ist als Held, Heine als Märtyrer gestorben, Musset ist verkommen. In seiner Matratzengruft hat Heine alle seine Verschuldungen im puritanischen Sinne gebüßt und im ästhetischen wieder gut gemacht. Der sterbende Mann erhebt sich wieder auf jene Höhe des Parnasses, auf der einst der Jüngling gestanden, und von

Wohllaut, wie die Leier Apollos, klingt die Seele des gelähmten, mit Wunden und Schwären bedeckten Lazarus."

Paul Lindau hat in seinem interessanten Buche über Alfred de Musset an einem besonders eklatanten Beispiele die Aehnlichkeit zwischen beiden Dichtern nachgewiesen, und zwar an dem Gedicht „Mardoche", das aus dem Jahre 1829 stammt. In diesem Gedicht, an dem die liebenswürdige Frivolität, die Schalkhaftigkeit, der Witz, aber auch die wahrhaft dichterische Anschaulichkeit und die überraschende poetische Kraft gerühmt werden, findet sich folgende Stelle: „Man kann ein Rendezvous, einen Glücksfall, einen Gewissensbiß, die Stunde, in der man geboren ist, das Geld, was man geliehen hat, ja, man kann sein Weib vergessen, seine Freunde, seinen Hund, sein Vaterland; es mag sogar vorkommen, daß ein Greis seinen Namen vergißt; aber kein Mensch, er mag noch so wahnwitzig, noch so hinfällig sein, er mag den Verstand verlieren und den Geist aufgeben — kein Mensch wird je vergessen die Stimme des ersten Weibes, das ihm ganz leise die so süßen geheimnisvollen Worte zugeraunt: „Mein teurer Freund, ich liebe Sie".

„. . . . . . la voix de la première femme
Qui leur a dit tout bas ces quatre mots si doux
Et si mystérieux: My dear child, I love you."

Wer erkennt in diesem Gedichte nicht ein vollkommenes Seitenstück zu den bekannten aus dem Jahre 1824 stammenden Versen von Heine:

Jahre kommen und gehen,
Geschlechter steigen ins Grab;
Doch nimmer vergeht die Liebe,
Die ich im Herzen hab'.

Noch einmal möcht' ich Dich sehen
Und sinken vor Dir aufs Knie
Und sterbend zu Dir sprechen:
Madam, ich liebe Sie!

Man sage nicht, daß dies bloß eine äußere Aehnlichkeit, ein zufälliges Zusammentreffen sei; die Grundstimmung, aus der die Dissonanz bei beiden Dichtern hervorgeht, ist dieselbe: es ist die Klage über die unglückliche Liebe, über die Vergänglichkeit und Eitelkeit alles Irdischen, der Weltschmerz, den Heine wie Alfred de Musset in poetischer Form gleichmäßig verkündigen.

Es ist charakteristisch für das Verhältnis der beiden Dichter zu einander, daß Heine in seinen letzten Lebensjahren mit Alfred de Musset, seinem Schicksal und seinen Gedichten sich oft und viel beschäftigt hat. So ließ er sich einmal von einem jungen deutschen Dichter eins der bedeutendsten und schauerlichsten Gedichte von Musset vorlesen, das Poëm: „Les voeux stériles", welches an alle Poeten gerichtet ist und ihnen verkündet, daß die große Menge sie und ihre heiligsten Gefühle stets verkennen werde, weil sie nur an „brutale Thatsachen", an „fließendes Blut" glaube, dagegen aber alle „tiefen, verzehrenden Seelenschmerzen" als poetische Erfindung verspotte. Als der junge Poet mit dem Vorlesen zu Ende war,

ermahnte ihn Heine, dies Gedicht so oft als möglich zu lesen, und dann fuhr er fort: „Wenn Sie ein Dichter sind oder Anlagen dazu haben, was ich fast befürchte, dann lesen Sie es täglich morgens, mittags und abends, lernen Sie es auswendig und lehren Sie es Ihren Kindern; beinahe möchte ich Ihnen sagen, wie die Juden in ihren Gebeten: schreiben Sie es an die Pfosten Ihres Hauses und binden Sie es vor Ihre Stirne".

„Und wenn das alles nicht hilft?" fragte der junge Poet schüchtern.

„Ja, dann", erwiderte der kranke Dichter sehr ernst, „wenn es geschrieben steht.... dann kann kein Musset helfen, dann, mein lieber Landsmann, kann ich Ihnen nur raten, die Märtyrerkrone mit Würde zu tragen und — Ihr Geld keinem Schwindler anzuvertrauen!"

Sogar bis über den Tod hinaus erstreckte sich die Aehnlichkeit zwischen Heine und Musset. Heine starb im Februar 1856 und Musset im Mai 1857, und Jules Janin gab in seinem Nachruf auf den französischen Dichter der Stimmung über beide Poeten beredten Ausdruck in folgenden Worten:

„Bei uns starb der größte Dichter Deutschlands, der wegen seines Mutes und der Feinheit seines Geistes am meisten gefürchtet wurde — starb Heinrich Heine nach jahrelangen schmerzvollen Leiden mit einem Lächeln auf den Lippen und mit dem Weh im Herzen, und nur ein winziges Häuflein vortrefflicher Männer, die sich seinem Genius dankbar zeigen und sich all der schönen Stunden erinnern, die sie dem Dichter verdanken, begleiten den Unglücklichen zu seiner letzten irdischen Ruhestätte, und sein Tod macht weniger Lärm als die neue Posse, die man am Abend vor seinem Begräbnis aufgeführt und die man schon am Tage nach demselben wieder beiseite gesetzt hat.

Bei uns erlischt langsam Alfred de Musset. Der große Dichter verzehrt sich bei kleinem Feuer und überläßt dem ersten Besten die reizende Kunst der Jugend, zu gefallen der Liebe, der Anmut, den Maien, den bestrickenden Leidenschaften — die Kunst, die Sprache mit frischen Blumengewinden zu schmücken .... Und dieselben jungen Leute, die im Monat Mai Alfred de Mussets Lieder ihren Geliebten vorsingen, haben es nicht der Mühe wert gehalten, bei seinem Leichenbegängnis zu erscheinen. Die unbarmherzigen Greise können es dem anmutigen Dichter nicht vergeben, daß er so jung gewesen ist und daß er sie an ihren weißen Bärten gezupft hat. Und sogar die Frauen, die ihn so sehr liebten wegen seiner artigen Lieder .... sie haben nicht die Zeit gefunden, ihren Dichter zu beweinen! Sie waren von dem eben erschienenen Roman in Anspruch genommen, von dem Lustspiel oder Drama, das nächstens aufgeführt werden soll.... »Alfred de Musset?.... Wer war das doch?« Es scheint diesen Damen, als ob sie den jungen Menschen schon irgendwo gesehen hätten, sie erinnern sich nur nicht mehr genau, wo? »Herr

de Musset? War das nicht der schmächtige, blonde Herr, der uns kaum mit dem Blick gestreift und der oft den Salon verlassen hat, ohne nur ein Wort mit uns zu wechseln?« — So leicht vergeßt ihr diesen, wie ihr den andern Dichter, der vor ihm starb, vergessen habt! Wenn er in der That ein großer Dichter gewesen ist, nun, dann werden unsere Nachkommen die alte Schuld sühnen, dann wird man wieder von ihm sprechen in hundert Jahren!"

Dreiundzwanzigstes Kapitel. Ein Gespräch.

Man braucht wahrhaftig keine Leonore von Este zu sein, um freudig zuzuhören, wenn kluge Männer sprechen. Auch wird es wohl wenige geben, die nicht gern ein Gespräch zwischen zwei so geistreichen Menschen, wie Heinrich Heine und Alexander Dumas es waren, mit anhören möchten. Jeder hört ja

„gern dem Streit der Klugen zu,
Wenn um die Kräfte, die des Menschen Brust,
So freudig und so fürchterlich bewegen,
Mit Grazie die Rednerlippen spielen."

Ich bin in der angenehmen Lage, ein solches, gewissermaßen posthumes Gespräch zwischen den beiden Genannten mitteilen zu können.

Es war im Jahre 1854. Alexander Dumas gab damals seine Wochenschrift „Le Mousquetaire" heraus und sein Pariser Chroniqueur, der noch lebende Philippe Audebrand, brachte eines Tages die interessante Mitteilung, daß der deutsche Dichter Heine soeben eine neue Dichtung „Der Myrtenzweig" verfaßt habe. Welcher Spaßvogel ihm diese Ente aufgebunden, ist nicht bekannt; genug, der „Mousquetaire" brachte in seiner letzten Märznummer vom Jahre 1854 die betreffende Notiz. Heine setzte sich nun sofort hin, um in einem langen und sehr hübschen Briefe diese Nachricht zu dementieren, und Dumas hatte wiederum nichts Eiligeres zu thun, als diesen Brief in seiner Wochenschrift abzudrucken, und zwar mit sehr anmutigen Zwischenbemerkungen, die so den vollen Eindruck eines Gespräches oder vielmehr den einer allerliebsten Causerie zwischen den beiden Dichtern hervorbringen.

Bisher war nur der Brief Heines bekannt. Erst durch die kürzlich erschienenen Memoiren von Philippe Audebrand ist der zweite Teil dieser brieflichen Unterhaltung, nämlich die Antwort von Dumas, weiteren Kreisen zugänglich geworden. Ich habe es nun im folgenden versucht, das Briefgespräch im Deutschen wiederzugeben:

Heine: Mein teurer Dumas! Die Chronik Ihres Journals annonciert, daß ich in diesem Augenblicke ein neues Gedicht veröffentliche, dessen Titel, „Der Myrtenzweig", sie sogar angiebt; das ist eine falsche Nachricht.

Dumas: Das setzt mich keineswegs in Erstaunen, lieber Freund. Philippe Audebrand, der Chroniqueur des „Mousquetaire“, hat ohne Zweifel nichts zu berichten gehabt. Er fand unter seiner Feder ... einen Millionär, der ihm eine Million gab.

Heine: Ich habe nie ein Poëm geschrieben, welches irgend eine Beziehung zu diesem Titel haben könnte, und ich bitte Sie, mein teurer Freund, diese Richtigstellung in Ihrem Blatte zu bringen.

Dumas: Das soll geschehen.

Heine: Ich würde gar nicht böse sein, wenn Sie die Gewogenheit hätten, zu gleicher Zeit Ihren Lesern mitzuteilen, daß ich binnen kurzem eine vollständige Ausgabe meiner, teils von mir selbst, teils von befreundeten Mitarbeitern aus dem Deutschen übersetzten Gedichte werde erscheinen lassen.

Dumas: Wenn Sie die Güte hätten, mir die Korrekturbogen zu senden, so will ich gern darüber berichten.

Heine: Geben Sie aber dieser Mitteilung nicht den Charakter einer Reklame, da sie einzig und allein den Zweck verfolgt, meine armen Poesieen in sichere Zuflucht zu bringen vor dem verhängnisvollen Eifer gewisser industrieller Schriftsteller, welche als Uebersetzer meiner Verse auftreten wollen, ohne hierfür auch nur die geringste Berechtigung von mir selbst oder von meinem berühmten Vater Phöbus Apollo zu haben. Nach einem solchen Avertissement wird jeder spätere Versuch einer Einmischung in meine Autorrechte nicht allein eine Dünkelhaftigkeit, sondern auch eine Illoyalität sein.

Dumas: Ach, mein lieber, guter Heine, wenn alle doch so vorsichtig gewesen wären, wie Sie und wie ich es selbst seiner Zeit sein werde, so hätten wir, meiner Meinung nach, nicht so viel hinterlassene Getränke hinuntergeschluckt, bei denen die Lebenden das Gesicht verziehen, und welche die gleiche Wirkung bei den Toten haben würden, wenn sie das unter ihrem Namen Veröffentlichte lesen könnten.

Heine: Vor ein paar Wochen sprachen Sie in Ihrem Journal die Absicht aus, mich bald besuchen zu wollen. Das war ein guter Gedanke. Aber ich komme Ihnen mit der Mitteilung zuvor, daß es, wenn Sie mit Ihrem Besuche noch lange zögern, wohl passieren könnte, daß Sie mich in meiner jetzigen Wohnung, Rue d'Amsterdam Nr. 50, nicht mehr anträfen, sondern daß ich schon in eine andere Wohnung gezogen wäre, die mir selbst so unbekannt ist, daß ich nicht einmal für den Fall, daß etliche saumselige Freunde wie Sie dort nach mir fragen sollten, dem Portier meine neue Adresse hinterlassen könnte. Ich mache mir keine großen Ideen über meine zukünftige Residenz. Ich weiß nur, daß man in dieselbe durch ein dunkles und übelriechendes Couloir geht, und daß schon dieser

Eintritt mir von vornherein mißfällt. Auch meine Frau weint, wenn ich von dieser Wohnungsänderung spreche.

Dumas: Wahrlich! Diese Wohnungsveränderung muß jeder von uns durchmachen, wenn die Reihe an ihn kommt.

Heine: Madame Heine hat all die Liebenswürdigkeiten, welche Sie uns vor zwölf Jahren oder noch früher so reichlich erwiesen haben, in gutem Angedenken.

Dumas (zu seinen Abonnenten): Daran, meine lieben Leser, dürfen Sie nicht zweifeln, daß man einen Freund liebt, daß man einen Dichter bewundert, selbst wenn man ihn während zwölf Jahren nicht gesehen hat. Wie das möglich ist? Sehr einfach! Mein Geist hat mit dem seinigen in Verbindung gestanden, die Bücher haben mir den Autor ersetzt. Ach, so ist es nun einmal bei uns armen Sklaven der Litteratur. Jeder von uns trägt seine Kette, und die Kette eines jeden hat eine bestimmte Länge. — Morgen, lieber Heine, werde ich meine Kette von der Rue Lafitte bis zur Rue d'Amsterdam ausdehnen.

Heine: Seit sechs Jahren liege ich zu Bette. Auf dem Höhepunkte meiner Krankheit, wenn ich die größten Qualen erduldete, las mir meine Frau Ihre Romane vor, und das war das einzige, was im stande war, mich meine Schmerzen vergessen zu lassen.

Dumas: Herzlichsten Dank, teurer Freund!

Heine: Ich habe sie auch alle verschlungen, und während des Vorlesens rief ich gar oft aus: „Welch ein begabter Dichter ist dieser große Knabe, genannt Alexander Dumas!“

Dumas: Armer Freund! Seit den zwölf Jahren, in denen Sie mich nicht gesehen, ist aus dem großen Knaben ein grauer Knabe geworden, aber er liebt Sie und wird Sie immer lieben, welche Veränderung auch mit ihm vorgehen mag.

Heine: Sicherlich, nach Don Miguel Cervantes und Madame Schariar, weniger bekannt unter dem Namen der Sultanin Scheherezade, sind Sie der amüsanteste Erzähler, den ich kenne.

Dumas: Was sagen die Minister Napoleons III. dazu, welche meine Bücher nicht zirkulieren lassen wollten?!

Heine: Welche unglaubliche Leichtigkeit! Welche Ungezwungenheit! Und was für ein guter Kerl Sie sind! In der That, ich kenne nur einen Fehler an Ihnen: das ist die Bescheidenheit.

Dumas: Uff! Mein lieber Heine, in welches Wespennest stechen Sie da, und wie wollen Sie sich daraus befreien?

Heine: Sie sind zu bescheiden, weiß Gott! Diejenigen, welche Sie der Eitelkeit und Prahlerei beschuldigen, können die Größe Ihres Talentes nicht ermessen. Sie sehen nur die Eitelkeit. Ich aber behaupte, so groß die Ihre auch sei und so

hohe Sprünge sie auch machen möge, so kann sie doch nicht die Knie, was sage ich: die Waden Ihres ...

Dumas: Meiner Treu! Ich will Ihnen einen Beweis meiner Bescheidenheit geben, mein lieber Heine, ich beuge mich vor dem, was Sie mir sagen.

Heine: ... Ihres Talentes erreichen. Streuen Sie sich Weihrauch so viel Sie wollen, überhäufen Sie sich mit hyperbolischen Lobsprüchen, geben Sie sich ganz dieser Herzensfreude hin, und ich traue Ihnen von vornherein nicht zu, daß Sie sich so stark, wie Sie es verdienen, loben werden für Ihre wunderbaren Schöpfungen.

Dumas (zu seinen Abonnenten): Lassen Sie mich einen Augenblick ein Rad zur Thür der Akademie schlagen, liebe Leser; lassen Sie mir Zeit, zu gehen und zu kommen, M. Viennet, M. Tissot, M. Jay, zehn oder zwölf andere, vorbeiziehen zu sehen und ich komme wieder. Da bin ich!

Heine: Ihre wunderbaren Schöpfungen! „Ja, das ist wirklich wahr!“ ruft Madame Heine aus, die das Diktat dieses Briefes mit anhört, und auch der Papagei, den sie auf ihrer Hand hält, strengt sich an und schreit: „Ja, ja, ja, ja, ja, ja.“ Sie sehen, teurer Freund, daß bei uns alles darin einig ist, Sie zu bewundern.

Dumas: Nun, ich werde nicht anerkannt von den Ministern Napoleons III., aber ich habe dafür den Papagei des Poeten auf meiner Seite.

Dumas hat Wort gehalten. Bis zum Todestage ist er Heine treu geblieben. Und in dem kleinen Häuflein, das an dem kalten, grauen und nebligen Tage, am 20. Februar 1856, dem toten Dichter das letzte Geleit gab, fiel vor allem der große Alexander Dumas auf, der heftig um den teuren Toten weinte.

Vierundzwanzigstes Kapitel. Von der Matratzengruft.

Es sind nun gerade fünfzig Jahre her, daß in das Krankenzimmer Heinrich Heines auf der vielberufenen Matratzengruft in der Rue d'Amsterdam zwei Männer eintraten, von denen jeder Sachkundige den älteren sofort als einen deutschen Professor erkannt hätte, während der jüngere den Eindruck eines Scholaren machte. In der That war der eine der Professor der Philosophie an der Universität zu Tübingen Immanuel Hermann v. Fichte, der Sohn seines großen Vaters, und der andere wiederum dessen Enkel, ein junger Arzt, der später allerdings auf dem Gebiete des Militär-Sanitätswesens zu ansehnlicher Bedeutung gelangen sollte, Eduard v. Fichte, der vor einigen Jahren als Generalarzt im württem-



Heinrich Heine.

Gezeichnet von E. B. Kietz 1851.

bergischen Kriegsministerium gestorben ist. Ueber diesen Besuch ist bisher so gut wie gar nichts bekannt geworden. In den Biographien des Dichters wird er überhaupt nicht berührt; nur in meinem Buche: „Heinrich Heine und seine Zeitgenossen" habe ich die Sache kurz erwähnt und zwei Briefe veröffentlicht, die mir Dr. Eduard v. Fichte mitzuteilen die Güte hatte. Und doch ist das Gespräch zwischen Heine und dem Philosophen, der bekanntlich den ethischen Theismus der nachkantischen Philosophie begründet und ausgebildet hat, ein so interessantes und merkwürdiges, daß es zur Erkenntnis dieses Dichtergeistes und seiner religiösen Physiognomie in den letzten Lebensjahren geradezu wichtig erscheint. Es dreht sich fast ausschließlich um philosophische und religiöse Fragen, um die individuelle Fortdauer nach dem Tode, um Geister und Seelen, um die Frage der Präexistenz und schließlich in natürlicher Folge um das Dasein Gottes. Die ganze Unterhaltung ist schon vor vierzig Jahren, aber unvollständig, abgedruckt worden. Es erscheint deshalb außerdem als ein Akt der Pietät, sie weiteren Kreisen bekannt zu machen, und zwar mit den Verbesserungen und Zusätzen, die ich ebenso wie die obenerwähnten Briefe dem Sohne des schwäbischen Philosophen verdanke.

Mit dem Bekenntnis, daß er ein glühender Verehrer des deutschen Dichters sei, trat dieser an das Krankenlager Heines. Er versuchte ihm zu schildern, mit welchem Beifall alles, was Heine geschrieben, im deutschen Vaterlande aufgenommen werde. Das Bewußtsein, die Herzen seines Volkes gewonnen zu haben, müsse ihm reichlich ersetzen, was ein neidisches Geschick ihm an leiblichen Gaben versage. Allein hier zeigte sich Heine als Philosoph; gar wenig Wert legte er auf jenen Beifall. „Was der schaffende Geist in ihn lege, das muß er gestalten und wieder ausströmen auf seine Weise. Das Wirken des Dichters wird nicht durch Beifall bestimmt, noch durch Ruhm belohnt, sondern bestimmt durch inneren Drang, belohnt durch innere Befriedigung — die größte Eitelkeit sei, dem Nachruhm nachzujagen. Aus diesem Grunde schreibe er auch an keiner Selbstbiographie. Er habe außerordentlich viel Geschriebenes daliegen, dessen Schicksal er nicht vorausbestimmen kann. Schon vieles habe er mit großer Mühe ausgesucht und dem Feuertode übergeben, damit es nicht in die Hände Unberufener falle, und auch um sich selbst der Versuchung zu überheben, in die er doch noch einmal geraten könnte, dasselbe zu veröffentlichen. Das wolle er jedoch nicht aus dem Grunde so ängstlich verhindern, weil seine Ansichten sich geändert — er sei sich immer treu geblieben! —, wohl aber hätte sein Urteil über Personen und Verhältnisse mannigfache Berichtigungen erfahren."

Das Gespräch, welches sich anfangs etwas langsam und schleppend entwickelte, wurde schließlich immer lebhafter und interessanter. Ueber den damaligen Zustand der Politik mochte Heine mit seinem Besuche nicht sprechen; die Tagesinteressen waren ihm auf seinem Krankenlager fremd geworden, dagegen regte ihn die

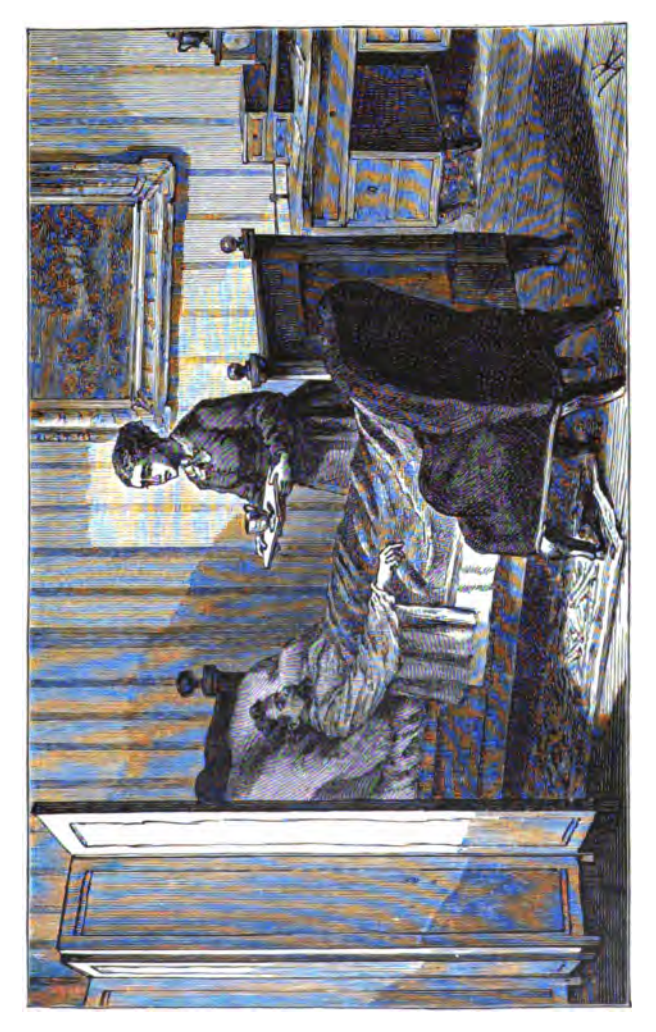
Erinnerung an die sozialistischen Philosophen Pierre Leroux und Proudhon an, mit deren System er sich ja viel beschäftigt hatte; allein er setzte keine Hoffnungen auf den Erfolg ihrer Lehren, denn sein Urteil lautete ungefähr dahin, „daß ihre Seite der Ausbildung der sozialistischen Idee zwar dem damaligen inhaltslos hin- und herschwankenden französischen Republikanismus gegenüber einen der welthistorischen Ideenentwickelung entsprechenden Fortschritt enthalte, der aber durch seine praktische Unausführbarkeit und Verwerflichkeit in letzter Konsequenz das Schicksal des europäischen Republikanismus voraus verkündige".

Heine kam nun auf sein Verhältnis zu den deutschen Demagogen zu sprechen: „Als ich, durchdrungen von deutsch-demokratischen burschenschaftlichen Ideen, nach Frankreich kam, lernte ich den Saint-Simonismus kennen, der mich bald von jenen hohlen, unpraktischen Träumereien heilte; mitleidig schaute ich nun von dem gewonnenen erhabenen Standpunkte auf das Treiben dieser Leute herab; wir verstanden uns nicht mehr, und ich zog mich von ihnen zurück; allein dies hat mir viele Feindschaften zugezogen. Die Demagogen von Deutschland haben damals die Sitte gehabt, sich an mich zu wenden, indem sie voraussetzten, daß ich mit ihnen durch dick und dünn gehen werde. Als ich mich darauf nicht einlassen konnte, wurde ich mit unendlicher Feindschaft und Verleumdung verfolgt".

Die beiden Besucher lenkten das Gespräch von diesem unerquicklichen Gegenstand bald ab, und man kam nun auf den wissenschaftlichen Bildungszustand der Franzosen zu sprechen. Heine that eine Aeußerung, die sie natürlich als eine Selbstüberhebung auffaßten, die aber darum doch nicht weniger berechtigt erscheint. Er sagte nämlich: „Die Franzosen wußten und wissen nicht viel von deutscher Philosophie, auch Cousin hat sich hierüber getäuscht. Das meiste haben die Franzosen durch mich kennen gelernt, und das Eigentümliche dabei ist die durchaus praktische Richtung, welche jeder Gedanke der deutschen Philosophie angenommen hat, sobald er auf französischen Boden verpflanzt wurde".

Die interessanteste Wendung des Gespräches entsprang aus der ziemlich plötzlich und unvermittelt aufgeworfenen Frage Heines: „Sagen Sie mir doch ganz offen Ihre Ueberzeugung, ob es eine persönliche Fortdauer nach dem Tode giebt oder nicht; *sind wir unsterblich oder nicht?* Diese Frage beschäftigt mich, seit ich auf dem Siechenbett mich befinde, immer ernstlicher und beunruhigender".

Immanuel Hermann Fichte, auf den Schleiermacher einen wesentlichen Einfluß geübt, glaubte, wie jeder weiß, der seine „Spekulative Theologie" kennt, an eine *persönliche* Fortdauer nach dem Tode, und er gab dieser Ueberzeugung auch am Krankenbette Heines bestimmten Ausdruck. Doch schien ihm die Zeit zu kurz, um den philosophischen Beweis dafür ausführlich zu erbringen. Der Dichter beruhigte sich aber bei einer kurzen Antwort nicht und begann nun seinerseits über diesen



Die Matratzengruft in Paris.

Gegenstand zu sprechen. Die Frage der Unsterblichkeit schien ihm untrennbar von der eines persönlichen Gottes, und gerade die Schwierigkeit, welche er finde, über diesen mit sich selbst ins Klare zu kommen, ließ ihm doch zuweilen auch die Unsterblichkeit wieder zweifelhaft erscheinen. Gegen diese Behauptung trat Fichte mit Entschiedenheit auf. Er meinte, es sei im Gegenteil Sache einer philosophischen Erörterung dieser Frage, sie vom theologischen Gebiet auf das rein anthropologische herüberzuziehen, denn gerade eine solche von verwirrenden Nebenvoraussetzungen geläuterte, rein physiologische und psychologische Forschung weise die persönliche Fortdauer nach dem Tode am unwiderleglichsten nach.

Dieser Gedanke, welcher damals zuerst in der Philosophie auftauchte, schien Heine neu und überraschend. Er bat Fichte, ihm sein anthropologisches System auseinanderzusetzen, und die Aufregung des Dichters wuchs, als der Tübinger Philosoph mit dem bekanntlich von ihm sehr entschieden vertretenen Satze auftrat, daß nicht nur eine Fortdauer der Seele nach dem Tode, sondern konsequenterweise auch eine Präexistenz vor dem Eintritt in das Dasein anzunehmen sei. Präexistenz, irdisches Leben und Fortdauer nach demselben, dies alles sei gleichsam als ein Strom zu betrachten, und insofern lebten wir alle schon hier in der Ewigkeit.

Das Gespräch führte nun auf ein heikles Thema, welches aber damals stark an der Tagesordnung war, genau so wie heute; denn wie heute sich gebildete Menschen für den Spiritismus begeistern, so schwärmten damals ebenso gebildete Menschen für das Tischrücken, für Geisterklopfen und ähnliche Erscheinungen. Die Unterhaltung kam auf den Zustand, in welchem sich die abgeschiedenen Geister befinden, auf die Möglichkeit, sich den irdischen Sinnen bemerklich zu machen, auf die dunklen Beziehungen der jenseitigen zu den noch auf Erden lebenden Geistern, auf die Ekstase und visionäre Zustände, das zweite Gesicht und schließlich auch auf den animalischen Magnetismus. Heine hatte sich mit diesen Dingen viel beschäftigt und verweilte mit Vergnügen dabei. Er sagte: „Alle diese dunklen Gebiete betreffenden Thatsachen müssen sorgfältig gesammelt werden, weil sie bei fortschreitender Zivilisation immer mehr verschwinden. Je mehr durch die letztere das reflektierende Bewußtsein der Menschen geweckt wird, um so mehr treten jene Erscheinungen der Nachtseite unseres Seelenlebens mit seiner unbewußten Thätigkeit zurück. Ich selbst habe ein Beispiel von Hellsehen an mir beobachtet, das mich von der Existenz solcher Erscheinungen überzeugt hat. Mir träumte einst, der Papagei meiner Frau habe lustig im Käfig Zucker geknabbert und sei dann plötzlich tot zu Boden gestürzt. Meine Frau verfiel über diesen Verlust in heftiges Weinen. Bald darauf trat sie jedoch mit lachender Miene in mein Zimmer, einen wiederlebenden Papagei auf der Hand tragend. Dies mein Traum, den ich morgens

meiner Frau erzählte. Nachmittags darauf saß ich mit derselben am Kamin, mit ihr den Anzug für einen Ball des nächsten Abends verabredend, der Papagei knabberte im Käfig Zucker und fiel plötzlich tot hin. Meine Frau brach in heftiges Weinen aus. Bald darauf schenkte man meiner Frau einen neuen Vogel, den sie mit Lachen zu mir hereinbrachte. Das war das wiederbelebte Tier! Wenn dieses einen ganz gleichgültigen Gegenstand betreffende Faktum religiöser Natur gewesen wäre, so würde es gewiß jedermann als eine religiöse Vision, als eine Ekstase bewundert haben". Heine war so sehr von der Wichtigkeit dieser Geschichte überzeugt, daß er durch die Erzählung förmlich in Feuer geriet und am Schlusse drei Finger emporhebend, ausrief: „Ich schwöre beim Geiste meiner Mutter, daß ich die Geschichte so erlebt habe, wie ich sie erzählt".

Dann berichteten die Besucher verschiedene ähnliche Thatsachen. Man kam auf den berühmten schwedischen Theosophen Emanuel Swedenborg zu sprechen, und Heine erzählte, er habe in jungen Jahren einmal eine Travestie auf Swedenborgs „Paradies" voll von Gold, Silber und Edelsteinen gedichtet, diese jedoch vor kurzem, damit sie nicht veröffentlicht werde, verbrannt. Fichte teilte ihm nunmehr auf sein Verlangen das wichtigste über Swedenborgs Persönlichkeit und Lehre mit. Er hielt den skandinavischen Seher für einen sehr hochstehenden Geist und sprach ihm das Verdienst tiefster psychologischer Einsicht zu.

Das Gespräch zwischen Heine und den beiden deutschen Philosophen hielt sich immer auf gleicher Höhe und gipfelte schließlich in der höchsten Frage vom ewigen Gotte. Gerade hier aber sprach sich Heine in ganz besonders weicher, fast kindlich-naiver Weise aus: „In der Krankheit hat man den lieben Gott nötig, in der Gesundheit vergißt man ihn". Gleichwohl scheiterte der Versuch Fichtes, dem Dichter die Gewißheit der Seelenfortdauer nach dem Tode unabhängig vom Gottesglauben aus der menschlichen Natur selbst und allein zu erklären, bei Heine vollständig. Er war ja durch das himmlische Heimweh zum persönlichen Gotte zurückgeführt worden. Mit der Erörterung dieser Dinge fand die Unterhaltung ihren feierlichen Abschluß. Eine geraume Weile war über diesem alle Teile mächtig erregenden Gespräch im Fluge dahingeeilt, und es war hohe Zeit, an den Abschied zu denken. Mit inniger Rührung trennten sich die beiden deutschen Gelehrten von dem Dichter, den sie ja doch nimmer wiedersehen sollten.

Wenige Wochen nachher schrieb Heine an den jüngern von beiden, an Eduard v. Fichte, einen Brief in der Angelegenheit eines Freundes, den ich in meiner kritischen Ausgabe der Werke Heines mitgeteilt habe. Dort sagt er unter anderem, daß der Besuch des Philosophen in ihm sehr wohlthuende Erinnerungen geweckt habe, die noch heiter und erfreulich in ihm nachklängen. „In einem Buche, welches in diesem Augenblicke zu Hamburg von mir heraus-

gegeben wird, habe ich ganz brühwarm benützen können, was Sie über Swedenborg sagten; kommt es Ihnen zu Gesichte, so mag es mein Andenken in Ihrem Gedächtnisse auffrischen. Mein Zustand ist leider noch immer derselbe, und es will mich sogar bedünken, als litte ich unleidlich mehr als früher. Ich muß nun zusehen, wie ich die Geduld bewahre, eine so schreckliche Heimsuchung mit Anstand zu ertragen".

Das Buch, von dem Heine hier sprach, war der „Romanzero", der im Herbst 1851 erschien. In dem Nachworte zu dieser Gedichtsammlung kommt Heine auch auf Swedenborg zu sprechen. Was er da sagt, ist sicher ein Ergebnis der Unterhaltung mit dem schwäbischen Philosophen, natürlich in Heinesche Manier umgewandelt. Er erzählt, daß nach Swedenborg die meisten Menschen in der anderen Welt das alte Treiben ruhig fortsetzen, manche hätten allerdings im Guten wie im Bösen ihren Charakter weiter ausgebildet. Diese Ansichten erschienen dem Dichter ebenso bedeutsam wie scharfsinnig. Er meint, daß der skandinavische Seher die Einheit und Unteilbarkeit unserer Existenz richtig erkannt habe. Aber er kann sich bei allem Ernst, mit dem er die Frage behandelt, doch die witzige Schlußpointe nicht schenken: „In der anderen Welt des Swedenborg werden sich die armen Grönländer auch behaglich fühlen, die einst, als die dänischen Missionäre sie bekehren wollten, an diese die Frage richteten: »Ob es im christlichen Himmel auch Seehunde gäbe?« Auf die verneinende Antwort erwiderten sie betrübt: »Der christliche Himmel passe alsdann nicht für Grönländer, die nicht ohne Seehunde existieren können«".

Ich weiß nicht, ob der ernsthafte deutsche Philosoph sehr zufrieden war, als ihm das Schlußwort des „Romanzero" zukam mit der Versicherung des Dichters: „Sei getrost, teurer Leser, es giebt eine Fortdauer nach dem Tode, und in der anderen Welt werden wir auch unsere Seehunde wiederfinden".

Fünfundzwanzigstes Kapitel. Alexander Weill.

Der letzte aus dem Kreise der Freunde Heinrich Heines, der letzte der kleinen Tafelrunde, die sich um den Dichter versammelte und die ihn auch auf der Matratzengruft nicht verließ, war Alexander Weill, der am 16. April 1899 nach einem langen, an Abenteuern und barocken Einfällen überreichen Leben in Paris gestorben ist. Er war ein wunderlicher Heiliger und ein komischer Kauz dazu; man könnte fast versucht sein, ihn ein Original zu nennen, aber ich glaube, daß damit die Charakteristik seines Wesens nicht erschöpft wäre. Alexander Weill wollte ein biblischer Prophet und ein französischer Dichter sein. Beides ist er aber nicht gewesen und nicht geworden. Darin beruht die Tragik oder wenn man will:

die Donquichotterie seines Lebens. Nichtsdestoweniger schrieb er ein gutes Französisch, spielte er zu Zeiten eine gewisse Rolle in der französischen Litteratur und sogar in der Politik. Er war der Freund von Balzac, Victor Hugo, Alexander Dumas und anderer Notabilitäten und — was uns hier am meisten interessiert — auch der Freund Heinrich Heines.

Es verlohnt sich, über Alexander Weill etwas mehr zu sagen. Wenn ich nicht irre, hat ihm sogar Lombroso einen Platz in seinem Buche: „Genie und Wahnsinn" angewiesen. Aber ich will mich hier darauf beschränken, seine persönlichen Beziehungen zu Heinrich Heine, der ja doch der Interessantere ist, zu schildern. Es ist dies notwendig, da „der kleine Weill", so wurde er nämlich bis zu seinem Tode genannt, darüber ein Buch geschrieben hat, das voll ist von — nun, ich will gegen den Toten höflich sein und nur sagen: von Erdichtungen. Damit diese aber nicht in die Litteraturgeschichte übergehen, erscheint es als ein Akt der Pflicht gegen den Dichter selbst, das Verhältnis zwischen beiden historisch festzustellen.

Im Herbst 1839 kam Alexander Weill, der ein geborener elsässischer Jude war und später die berühmte Talmudschule zu Frankfurt a. M. besuchte, um Rabbiner zu werden, der aber, nachdem er ein hübsches Ballettmädchen geküßt, diesen ehrwürdigen Beruf aufgegeben und sich als deutscher Schriftsteller versucht hatte, mit der Familie seines Verlegers Durand nach Paris. Er war 26 Jahre alt und hatte 26 Francs in der Tasche, außerdem einen Empfehlungsbrief von Gustav Kühne an Heine.

Nun war aber Heine damals recht schlecht auf Kühne zu sprechen, der Heines persönlichen Bedrängnisse „mit empörender Roheit" in seinem Blatte besprochen hatte. Die Aufnahme wäre keine allzu freundliche gewesen, wenn Weill sich nicht mit einem frivolen Scherzwort aus der hebräischen Poesie des Mittelalters in sehr geschickter Weise eingeführt hätte. Als er den Brief gelesen hatte, sagte Heine: „Sie bedürfen keiner Empfehlung. Man hat Sie oft für mich gehalten, das will sagen, daß Sie verteufelt viel Geist besitzen müssen. Ich habe noch keine von Ihren Korrespondenzen gelesen". Das Eis war gebrochen. Als er Abschied nahm, sagte Heine: „Sie können zu mir jeden Tag und zu jeder Stunde kommen. Sie können bei mir frühstücken, wann Sie wollen; nur Geld dürfen Sie nicht von mir verlangen". Im großen Ganzen hat sich Weill an dieses Programm gehalten, und wenn er doch Heine später manchmal anpumpte, so fand er trotzdem offene Taschen bei ihm. Mathilde war damals 23 Jahre alt und bildschön. Heine lebte mit ihr in wilder, aber glücklicher Ehe. Die Schilderung, die Weill von ihr entworfen, ist indes doch etwas zu phantastisch. Er vergleicht sie mit der Statue der Phryne in der Académie des beaux arts in Madrid. Heine nannte sie damals „meine wilde Katze". Als er zum erstenmal Weills Urteil über Mathilde hören



Mathilde Heine.

wollte, sagte dieser: „Körperlich ist sie der Marie Stuart ähnlich, hoffentlich aber nicht in ihren Fehlern und Lastern“.

Was nun Alexander Weill über Heines Ehe in seinem Buche: „Souvenirs intimes de Henri Heine“ (Paris 1883) erzählt, ist zum Teil unwahr, zum Teil übertrieben. Aber manches ist doch sehr interessant und trägt entweder den Stempel der Wahrscheinlichkeit auf der Stirn oder es ist durch anderweitige Aeußerungen beglaubigt und kann deshalb als wahr angenommen werden. Denn gerade in der Zeit, in der das Verhältnis Heines zu Mathilde eine entscheidende Wendung nahm, kam Weill nach Paris. Er erzählt, daß Mathilde viele Verehrer hatte,

daß sie sich schließlich aber doch den standhaften Bewerbungen des deutschen Poeten gefangen gab und einwilligte, mit ihm zusammen zu leben. Sie gab ihre Stellung als Modistin auf, und die Besitzerin jenes Modewarengeschäfts, in dem sie angestellt gewesen, erhielt von Heine 3000 Francs Entschädigung. Wenn man Weill glauben darf, so hat Mathilde ihm einmal wörtlich das Gespräch nacherzählt, das sie mit Heine am ersten Abend ihres Zusammenwohnens geführt hat. Sie sagte damals:

„Henri, je t'ai donné tout ce qu'une honnête fille peut donner à l'homme qu'elle aime et qu'il ne peut lui rendre. Si tu crois que je ne sais pas que tu m'as achetée tu te tromps. Si j'ai consenti a être ta maitresse, c'est d'abord parce que de tous les hommes qui m'ont fait la cour, toi seul m'as plu, et parce qu'on m'a dit les Allemands étaient plus fidèles que les Français. Mais que tu m'aies achetée ou non, mois, je ne me suis pas vendue! Apprends donc que jamais je ne te quitterai, que tu m'aimes ou non, que tu m'épouses ou non, que tu me maltraites ou non, jamais je ne te quitterai. Entends-tu bien! Jamais! jamais! jamais!"

Es ist bekannt, daß Mathilde Wort gehalten hat.

Weill will aber auch dazu beigetragen haben, daß Heine sein Verhältnis später zu einer regelrechten Ehe erhoben. Es geschah dieses, wie man weiß, nach dem Duell mit dem Gatten von Börnes Freundin im Jahre 1841. Weill behauptet, daß er und ein anderer Freund des Dichters diesen gezwungen hätten, nicht allein sich mit Herrn Strauß zu schlagen, sondern auch sich mit Mathilde ehelich zu verbinden. Er, der zufällig damals gerade in Deutschland gewesen sein will, habe Heine einen Brief geschrieben und die Notwendigkeit dieser beiden Akte vorgeführt. In einem dieser Briefe schrieb er ihm, daß er sobald als möglich Mathilde heiraten müsse, und sei es nur, um sich von ihr trennen zu lassen. „On se sépare de sa femme", fügte er auf Französisch hinzu, „mais on ne quitte pas sa maitresse". Heine zeigte diesen Brief seiner Frau nach der Heirat, sie lachte und war nicht böse darüber. „Cela ressemble bien au petit Weill", sagte sie. Und als dieser Heine in Paris verheiratet wiedersah, sagte der Dichter zu ihm in Gegenwart seiner Gattin: „Madame Wohl hat sich schrecklich an mir gerächt. Sie hat mich gezwungen, Mathilde zu heiraten; aber auch ich werde mich rächen. Ich habe in meinem Testament alles, was ich habe, meiner Frau vermacht unter der Bedingung, daß sie gleich nach meinem Tode sich wieder verheirate. So bin ich sicher, daß es wenigstens einen Menschen auf der Welt giebt, der alle Tage meinen Tod betrauern wird. Wäre der Heine nicht gestorben, wird er jeden Morgen sagen, so hätte ich seine Frau nicht".

Man sieht, Alexander Weill spielt nach seiner Versicherung eine große Rolle im Hause Heines; immer vorausgesetzt, daß man seinen Mitteilungen unbedingt glauben kann, wozu ich jedoch, wie gesagt, nicht durchaus raten möchte.

Sehr hübsch und wahrheitsgetreu ist das, was Alexander Weill über die Häuslichkeit Heines berichtet. Man kann dabei selbst die kleinen Prügeleien mit in den Kauf nehmen, die zwischen Heine und seiner Frau vorgefallen sein sollen, zumal da auf jeden Sturm ein desto hellerer Sonnenschein folgte.

Auch in dem journalistischen Kampfe, den die Freunde uud Anhänger Börnes gegen Heine unternahmen, stand Weill auf der Seite des Dichters, obwohl er mit Börne ebenfalls befreundet war. Dagegen trennten sich ihre Anschauungen in der Politik. Für Heine war die Republik kein erstrebenswertes Ideal. Ein aufrichtiger Monarchist war er auch nicht; er war früher Anhänger der Juli-Monarchie, weil er, wie er sagte, sich keinen besseren Zustand im damaligen Frankreich denken konnte. Er hatte eine Unterstützung als Flüchtling bezogen, was ihn nicht hinderte, über die französische Politik so zu schreiben, wie er wirklich dachte. Die Republik war ihm nur ein Namenswechsel, ein neuer Titel. Der Name war ihm Schall und Rauch. „Nur das Farbige kann mich entzücken. Die abstrakte Idee ist ohne Reiz für mich. Was wäre die Liebe, wenn es keine Frauen, die Freundschaft, wenn es keine Freunde gäbe? Verzichten Sie auf die Republik, denn es giebt keine Republikaner.“ Wenn nun Alexander Weill sich zum Sittenrichter über Heine aufwirft, so war das im Grunde genommen mehr als komisch, denn er selbst änderte fast in jedem Jahrzehnt seine politischen Ansichten. Anfangs entschiedener Republikaner, dann leidenschaftlicher Sozialdemokrat, wandelte er nach dem Staatsstreich vom 2. Dezember plötzlich seine politischen Anschauungen und wurde, obwohl er dies später bestritten hat, ein eifriger Anhänger des zweiten Kaiserreichs. Er hatte also am wenigsten ein Recht, über Heines politische Ansichten ein Verdikt zu fällen. Ein einziger Ausspruch, den er darüber in seinem Buche bringt, klingt allerdings ganz heinisch. Er sagte einmal: „Alles besteht nur durch und im Kontrast. Der Tag mit der Nacht, der Vokal mit dem Konsonanten, die gerade mit der ungeraden Zahl, der Mann mit der Frau, der Geist mit der Dummheit (die unentbehrlich ist), die Harmonie durch die Dissonanz, und so auch besteht und dauert nur die Monarchie mit republikanischen Ministern und die Republik mit monarchischen Staatsmännern“.

Ein großer Irrtum aber ist es, wenn Weill erzählt, daß Heine nicht wußte, woher seine Pension kam, und daß er glaubte, sie käme direkt aus der Privatkasse desselben Louis Philipp, über dessen Geiz er sich oft moquiert hat. Heine wußte ganz genau, daß die Pension von 4800 Francs (nicht 6000 Francs, wie Weill behauptet), die er einige Jahre hindurch bezog, aus jenem Fonds stammte, den die französische Regierung Ausländern, Königen und Staatsmännern, Schriftstellern und Journalisten, die durch Geburt oder hervorragende Leistungen sich auszeichneten und in Paris im Exil in gedrückten Verhältnissen lebten, aus einem

geheimen Fonds zahlte. Man wird, wie wir schon früher konstatiert haben, die milde Auffassung, die er selbst von diesem „großen Almosen, das das französische Volk an so viele Tausende von Fremden spendete, die sich durch ihren Eifer für die Sache der Revolution mehr oder minder glorreich kompromittiert hatten und an dem gastlichen Herde Frankreichs eine Freistätte suchten", heute nicht mehr teilen können. Wenn es eine Verleumdung wäre, zu behaupten, Heine wurde für das bezahlt, was er schrieb, so war doch eine Zeit lang der Verdacht nicht unberechtigt, daß er für das bezahlt wurde, was er nicht schrieb. Freilich auch dieser Verdacht erweist sich bei näherer Betrachtung als hinfällig.

Da Alexander Weill bei Heine in den vierziger Jahren aus- und einging, so sah er dort natürlich alle Freunde des Dichters, die aus der Fremde kamen. In seiner Erzählung tritt die einzige Freundin Mathildens, Madame Arnaut, die „flammenäugige Elise" von Heine genannt, die Gattin eines Zirkusdirektors in Paris zum erstenmal vor uns auf. Alfred Meißner hat sie in seinen Erinnerungen nicht genannt und nur flüchtig erwähnt. Ebenso Madame Friedland, die Schwester Ferdinand Lassalles, dessen Bekanntschaft Weill ebenfalls bei dem bereits erwähnten Diner, das Heine dem Geschwisterpaar zu Ehren gab, gemacht hat, und noch manche andere, die wir weniger kennen.

In den trüben Tagen, die über Heine durch die Schuld seiner reichen Hamburger Verwandten gekommen waren, stand ihm Weill treu zur Seite. Er wußte Meyerbeer für den Dichter zu interessieren; er ist sogar für ihn einmal zu Benoit Fould, der ja mit dem Dichter verwandt war, gegangen, aber ohne dort zu reussieren. Was Weill dagegen über Heines Differenzen mit Meyerbeer seiner Zeit erzählte, beruht nicht auf Wahrheit. Er behauptet, daß Heine irgend einer Lappalie wegen über Meyerbeer entrüstet gewesen und ihm eines Tages gesagt habe: „Denken Sie sich diese Chutzpe oder Nichtswürdigkeit, mir für meine Frau zwei schlechte Plätze anstatt einer Loge in die Oper zu schicken". Das mag ja wahr sein, aber die Differenzen zwischen dem Dichter und dem Komponisten lagen doch tiefer.

Alexander Weill behauptet dreist, daß während der Zeit von 15 Jahren keine Woche, ja fast kein Tag vergangen sei, ohne daß er mit Heine entweder gefrühstückt oder diniert habe. Wenn er nicht kam, schrieb ihm entweder Heine oder Mathilde selbst holte ihn, von der dicken Pauline begleitet, von seiner Wohnung und zankte mit ihm, als wenn er ihr Bruder gewesen wäre. Auch dies ist nur cum grano salis aufzunehmen. Heine hielt Weill für einen Menschen, der viel Geist hatte, auch gut unterrichtet war, aber leider nicht sehr methodisch dachte und schrieb. In diesem Sinne empfahl er ihn auch an die „Augsburger Allgemeine Zeitung". Oft sogar hatte er Gelegenheit, ihm zu zürnen. Er hielt ihn für eine Kreatur von Gutzkow in der Zeit, wo er mit diesem in schärfster Fehde lebte. Er warnte

Laube gelegentlich vor dem „Mist“ der Weillschen Korrespondenzen. Am eindringlichsten warnt er aber seine Frau während seines Aufenthaltes in Hamburg vor Weill, der damals die Absicht hatte, ihn anzupumpen. So schrieb er einmal aus Hamburg am 2. Dezember 1844 an Mathilde: „Gieb wohl acht, daß dieser Mensch Dir nirgends begegnet und daß er nicht Deine Anwesenheit in Paris erfährt. Durch seine Taktlosigkeit, durch seine Verbindungen und durch seine zudringliche Frechheit ist er gefährlicher als ein Feind“. Später verbesserte sich allerdings die Stimmung Heines gegen Weill. Er empfiehlt ihn gelegentlich Campe zur Mitarbeit am „Telegraph“, und 1847 schrieb er sogar zu den „Elsässischen Dorfgeschichten“ Weills jene berühmte Vorrede, die in seine gesammelten Schriften mit aufgenommen wurde.

Alexander Weill lebte damals in heftiger Fehde mit Berthold Auerbach, weil er die Priorität für das Genre der Dorfgeschichten in der deutschen Litteratur für sich in Anspruch nahm. Heine wies der Dorfnovellistik keine bedeutende Stellung in der Litteratur an. Er wagte auch kein Urteil über den Streit zu fällen, aber er hielt doch die Arbeit Weills in „ihrer Art gut und gelungen“ und zollte ihr „das ehrlichste Lob und die freundlichste Anerkennung“.

Was Heine damals über Alexander Weill sagte, ist so klar, und treffsicher wie fast alle seine kritischen Urteile. „Herr Weill ist freilich keiner jener Dichter, die mit angeborener Begabnis für plastische Gestaltung ihre stillsinnig harmonischen Kunstgebilde schaffen, aber er besitzt doch in übersprudelnder Fülle eine seltene Ursprünglichkeit des Fühlens und Denkens, ein leicht erregbares, enthusiastisches Gemüt und eine Lebhaftigkeit des Geistes, die ihm im Erzählen und Schildern ganz wunderbar zu statten kommt und seinen litterarischen Erzeugnissen den Charakter eines Naturprodukts verleiht. Er ergreift das Leben in jeder momentanen Aeußerung, er ertappt es auf der That, und er selbst ist sozusagen ein passioniertes Daguerreotyp, das die Erscheinungswelt mehr oder minder glücklich und manchmal nach den Launen des Zufalls poetisch abspiegelt. Dieses merkwürdige Talent oder, besser gesagt, dieses Naturell bekundet sich auch in den übrigen Schriften des Herrn Weill, namentlich in seinem jüngsten Geschichtsbuche über den Bauernkrieg und in seinen sehr interessanten, sehr pikanten und sehr tumultuarischen Aufsätzen, wo er für die große Sache unserer Gegenwart aufs Löblich-Tollste Partei ergreift. Hier zeigt sich der Autor mit allen seinen sozialen Tugenden und ästhetischen Gebrechen; hier sehen wir ihn in seiner vollen agitatorischen Pracht und Lückenhaftigkeit. Hier ist er ganz der zerrissene, europamüde Sohn der Bewegung, der die Unbehagnisse und Ekeltümer unserer heutigen Weltordnung nicht mehr zu ertragen weiß und hinausgaloppiert in die Zukunft, auf dem Rücken einer Idee ...“ In der That, dieses Porträt Alexander Weills ist in jedem einzelnen Zuge gelungen, und wer zwischen

den Zeilen zu lesen vermag, der weiß, warum ihn Heine als einen gezwungenen Reiter ohne Sattel und Zügel auf dem Rücken der Idee herumreiten sah.

Man kann sich nun denken, wie komisch es Heine fand, als Weill in dem großen Weltkuddelmuddel der Revolution von 1848 sich zum Deputierten aufstellen ließ und sogar 16000 Stimmen erhielt. Heine schrieb damals an Meißner: „Il a l'air député des talons jusqu'aux sourcils“, und er versetzte Heinrich Laube einen feinen Nadelstich, indem er diesem am 12. Oktober 1850 in demselben Briefe, in dem er ihn wegen seines Buches über das deutsche Parlament heftig getadelt, unter anderem schrieb: „Deinen politischen Glaubensgenossen Alexander Weill sehe ich gar nicht mehr“.

Diese Aeußerung stimmt nun allerdings wieder gar nicht zu den Mitteilungen Weills selbst, der einfach behauptet, daß er gerade in den letzten Lebensjahren Heine sehr nahe gestanden, ja daß er sogar auf dessen religiöse Bekehrung einen wesentlichen Einfluß ausgeübt habe. Indes hat sich dieser Einfluß nach der hübschen Erzählung Alfred Meißners im großen Ganzen darauf beschränkt, daß Alexander Weill, der in seiner Jugend Vorbeter in einer Synagoge des Elsaß gewesen, dem kranken Heine auf der Matratzengruft sehr oft die altjüdischen Melodien vorsingen mußte. Die dicke Mathilde wunderte sich aber nicht wenig, wenn sie dieses unerhörte musikalische Lamento, dieses Tremolieren und Quinquelieren zu Ohren bekam. Als Weill seine erste Melodie vortrug, verkroch sich der Pudel Minka unter dem Sopha, und Kokotte, der Papagei, wollte sich zwischen dem Käfiggitter erhängen. „Herr Weill, Herr Weill“, rief Mathilde ängstlich, „treiben Sie doch den Spaß nicht zu weit!“ Weill fuhr aber auf Geheiß Heines fort, zu singen. Nun wandte sich Mathilde an ihren Gatten und fragte dringend: „Henri, sage mir doch, was sind das für Lieder?“ „Es sind unsere guten deutschen Volksgesänge“, erwiderte Heine, und bei dieser Aussage ist er hartnäckig verblieben.

Alexander Weill hat sich, wie ich schon am Eingang dieses Kapitels bemerkte, für einen biblischen Propheten gehalten. Zu einer seiner Schriften hatte er das Motto aus der Heiligen Schrift gewählt: „Einen Propheten aus Deiner Mitte, aus Deinen Brüdern, wie ich bin, wird der Ewige, Dein Gott, Dir auferstehen lassen“. Und in einer späteren Schrift wählte er für sich den Titel: „L'Isaïe de Faubourg Saint-Honoré“. Ich kann mir denken, daß Heine bei den religiösen Expektorationen Alexander Weills, und wenn dieser seine Ansichten über den Mosaismus und Esraismus entwickelte, die Augenlider hochgezogen und in seiner vernichtenden Weise gelächelt habe. Der arme Weill, der sich für einen Religionsstifter hielt, sah darin eine Zustimmung zu seinen Ansichten. So vertrugen sie sich ganz gut miteinander. Erst in den letzten fünfzehn Monaten vor Heines Tode kam es zum Bruch. Leider hat Weill darüber nichts Näheres erzählt. Er wollte die Umstände in seinen Memoiren ausführlich mitteilen, ist aber nicht dazu gekommen.

Unter den Wenigen, die Heine zu Grabe geleiteten, befand sich auch der Prophet des „Isaïé de Faubourg Saint-Honoré“. Er war, alles in allem genommen, doch ein guter Freund Heines, und man dürfte wohl auch auf ihn das Wort Goethes anwenden: „Es ist nicht genug, daß man sein Leben für einen Freund wagen darf, man muß auch im Notfall seine Ueberzeugung für ihn verleugnen können“.

Alexander Weill war dem Dichter ein Freund in der Not, ein Freund nach dem Tod und auch, nach dem schönen Sinngedicht, ein Freund hinterm Rücken. Auf diesen „drei starken Brücken“ ist er dem Dichter in das andere Leben, das er sich in seiner excentrischen Phantasie gar seltsam ausmalte, nachgefolgt. Heine hatte ihn gern, er unterhielt sich oft und viel mit ihm und er schätzte seine reichen Kenntnisse, namentlich in der hebräischen Litteratur. Die Donquichotterie seines Wesens aber und seiner religiösen Anschauungen hat er früher und besser erkannt als jeder andere. Eine solche große Donquichotterie war, im Grunde genommen, auch das Buch Weills über Heine. Ich weiß, daß er dies auch eingesehen und später wieder gutmachen wollte. Aber er hatte nicht mehr das Material dazu, denn er hatte die Briefe Heines an ihn durch einen Wiener Journalisten dem verstorbenen österreichischen Kronprinzen Rudolf verkauft, der sie seiner Mutter zum Geschenk gemacht hat.

Weill war besser als seine Bücher. Aber hier wie dort ist er bis zu seinem Tode ein moderner Don Quixote geblieben, und wie sein ehrsamer Vetter aus der Mancha rief er noch im Sterben: „Meine Religion ist die beste der Welt und ich der unglücklichste Ritter auf Erden — doch es ziemt sich nicht, daß meine Schwäche diese Wahrheit verberge. Stoßt zu mit der Lanze, Ritter!“ Aber dieser Ritter war kein verkappter Barbier, sondern vielleicht sein alter Freund Heinrich Heine, der ihm, wie er selbst gesteht, sehr oft im Traume erschienen ist.

Sechsundzwanzigstes Kapitel. Die Kleinen.

Ueberblicken wir die Reihe der Männer, deren Beziehungen zu Heine bisher geschildert wurden, noch einmal im ganzen, so ist es, als eröffnete sich unserm Blick die Aussicht auf ein weites Schlachtfeld. „Um mich her liegen die Leichen meiner Freunde, aber wir haben gesiegt“, so lautet ja der Hymnus des Dichters von „Schwert und Flamme“. Aber unter diesen Freunden fehlen uns bei der Rundschau doch einige, die nicht so sehr ihrer eigenen Bedeutung wegen, als vielmehr um des Dichters willen, oder weil ihre Beziehungen zu ihm für seine Lebensgeschichte entweder wichtig oder zum mindesten charakteristisch sind, nicht hätten übergangen werden dürfen. Ich nenne sie die Kleinen; nicht etwa an sich,

sondern nur an dem Maßstab der Großen gemessen, die mit dem Dichter in der ersten Reihe gekämpft haben.

Zu diesen zähle ich vor allen den in den letzten Jahren viel angefochtenen Alfred Meißner. Ich habe schon in einem früheren Buche seine Beziehungen zu Heine, die zeitlebens die intimsten und freundschaftlichsten waren, geschildert. So bleibt mir diesmal nur eine Nachlese aus verwehter Spreu übrig. Der Name Meißners hat ja inzwischen leider viel von dem Glanze eingebüßt, den er zu Heines Zeiten und auch später noch hatte.

Die Hetze, die gegen den Toten von seinem angeblichen Mitarbeiter Franz Hedrich eingeleitet worden, ist noch in Aller Erinnerung. Nun sind sie beide tot, und ich kann nur das wiederholen, was ich schon nach dem Erscheinen der ersten Schrift von Hedrich öffentlich ausgesprochen, daß ich von allen diesen Dingen kein Wort glaube, daß ich an Meißners dichterischer Schöpferkraft nicht einen Augenblick gezweifelt habe, und daß kein Hedrich der Welt im stande wäre, das Bild zu trüben, das ich von seiner geistigen Eigenart innerhalb der zwölf Jahre unserer Bekanntschaft mir gebildet habe. Es versteht sich von selbst, daß diese Bekanntschaft durch unser gemeinsames Interesse für Heinrich Heine eingeleitet wurde und eigentlich auch nur durch dieses sich erhalten hat. Indem ich das rote Bändchen von dem Briefpaket löse, das seinen Namen trägt, finde ich unter vielen Schreiben des Mannes, die einen intim persönlichen Charakter tragen und schon deshalb zur Publikation sich nicht eignen, auch einige, die manches Interessante und Neue über Heine enthalten und die ich deshalb mitteilen möchte. Es soll dies zugleich ein, wenn auch geringer Tribut der Dankbarkeit sein für die unermüdliche Bereitwilligkeit zu jeder Auskunft über das Leben Heines, die ich Alfred Meißner verdanke, ohne dessen Beihilfe ich vieles Dunkle und Unklare in den Lebensbeziehungen Heines nicht hätte entwirren können.

Schon in meinem Buche: „Heinrich Heine und seine Zeitgenossen" habe ich darauf hingewiesen, daß Alfred Meißner gerade nach dieser Richtung hin der geeignetste und zuverlässigste Berichterstatter über die letzten Jahre Heines gewesen sei. Er war aber noch mehr, nämlich der treueste seiner Freunde auch nach dem Tode, ja während der ganzen Periode, in der Heines Name so viel verdächtigt und sein Leben so oft angegriffen wurde. Es ist schwer zu sagen, was den alternden Heine zu dem damals noch sehr jugendlichen Poeten hinzog, als er im Jahre 1847 mit einer Empfehlung Heinrich Laubes an sein Krankenlager trat. Alle, die Meißner in seinen guten Tagen gekannt haben, wissen freilich, daß er eine ebenso liebenswürdige wie anziehende Natur war. Es lag in seinem Wesen etwas, was unwillkürlich Vertrauen erweckte und forderte; er war kein Lebenskünstler, aber er kannte doch das Geheimnis, alle zu fesseln, die zu

ihm in Beziehungen traten, und jeden zu seinem Freunde zu machen, den er zum Freunde begehrte.

Als einen der größten Fehlschläge seines an bitteren Erfahrungen nicht armen Lebens betrachtete es Alfred Meißner bis in seine letzten Tage, daß es ihm nicht vergönnt war, von seinen „Erinnerungen an Heinrich Heine", die er 1856, wenige Wochen nach dem Hinscheiden des Dichters, unmittelbar unter dem Eindruck der Todesbotschaft niedergeschrieben, eine zweite Auflage zu veranstalten, in der er das wohl treue, aber hastig und alla prima gemalte Porträt schärfer ausgeführt hätte. Er trug allerdings später allerlei wichtige Züge in verschiedenen Mitteilungen nach, aber ein einziges, sorgsam ausgeführtes Bild ist dadurch nicht entstanden. So ist alles, was er über Heine gesagt, Fragment geblieben. Bis zum Jahre 1882 trug er sich noch immer mit der Idee, ein solches abgerundetes Porträt des Dichters zu entwerfen. Es legt aber von seiner großen Liebenswürdigkeit und Bescheidenheit ein wichtiges Zeugnis ab, daß er, der angesehene Schriftsteller, sofort von seinem Plan zurücktrat, als ein Jüngerer und Unerfahrener sich desselben bemächtigen wollte. Zur Bekräftigung dieser Thatsachen citiere ich folgenden Brief, den mir Alfred Meißner schrieb, als ich ihm meine Absicht ankündigte, eine Biographie Heines zu schreiben.

„Bregenz, 2. Februar 1882.

Lieber verehrter Herr!

Das ist eine vortreffliche Idee von Ihnen, ein Buch über Heine zu schreiben. Sie haben das Zeug dazu. Strodtmanns Buch ist mit außerordentlichem Fleiß geschrieben, aber gut ist es nicht, ich wenigstens mag nicht darin lesen. Der Mann zeigt keine Phantasie, es gelingt ihm nicht, sich ein Bild der Zeit, der Personen vor die Seele zu bringen. Alles ist nur tot, mechanisch aneinandergereiht. So ein Buch fehlt gar sehr, liefern Sie es uns, und Sie machen sich um die Welt verdient! Ueber mich disponieren Sie; was ich weiß, stelle ich Ihnen zur Verfügung. Ich glaube auch in der Lage zu sein, Ihnen manche Quelle aufzeigen zu können.

Autographen von Heine seit 1846 sind sehr selten. Sie kennen sein Augenleiden, die Lidparalyse ꝛc. Er hatte schon seit 1847 die Gewohnheit, alles: Briefe, Gedichte mit Bleistift in Cahiers zu schreiben und sie dann, wenn der Sekretär kam, diesem zu diktieren. Er schrieb mit Tinte höchstens noch kleine Billets. Ich besaß deren zwei, eins ist nach Amerika verschenkt worden. Das größere besitzt Arthur oder Odo Russell. Ich schenkte es den Brüdern; sie leihen es gewiß gern her. Dann habe ich sechs Briefe, sämtlich vom Sekretär geschrieben und nur von Heine unterzeichnet. Er mochte das gräuliche Hin und Her seiner Schrift, den Abdruck seines Leidens, nicht in die Welt hinaussenden.

Ich weiß, wer noch einen eigenhändigen, vier Seiten langen Brief von Heine erhalten: Ferdinand Friedland, vor Jahren in Wien verstorben. Aber der wird nicht zu bekommen sein von den Erben, er war für den Empfänger vernichtend und schloß mit den Zeilen: „Eilen Sie, Calmonius, eilen Sie, damit ich Sie noch einmal lügen höre!"

Die Witwe Friedlands, Schwester Lassalles, ist wieder verheiratet und lebt in Wienerisch Neustadt; ihren Namen kann sie selbst nicht aussprechen und ich kann ihn mir nicht merken, aber von ihren Verwandten in Berlin können Sie diesen hochpoetischen Namen leicht erfahren. Dort giebt es jedenfalls Briefe. (Friedland war nämlich der Gasentrepreneur, bei dem Heine sein Erspartes verloren.)

Daß ich die Spur der Mouche, Elise Krinitz, ganz und gar verloren, wissen Sie aus meinen Notizen im „Schattentanz", aber die Geschichte, die sie selbst erzählt, glaube ich nach reiflicher Ueberlegung nicht mehr; alles, was sie sagt, ist verdreht.

Dann sollten Sie zu erfahren suchen, wo Henri Seufferts Verwandte leben (er war aus Würzburg), dort liegen sicherlich auch interessante Briefe aus der Heiratsepoche. Seuffert war nämlich Trauzeuge Heines. Für Berlin müssen Sie bei Roberts (Rahels Bruder) Erben nachgraben; die besungene Friederike ist Ludwig Roberts Frau, frühere Primavese. Das ist alles sehr interessant zu malen; es giebt interessante Figuren vollauf. In diesen Kreis gehört auch Clauren (Heun), der wahrlich mehr Talent hatte als alle, die ihn jetzt mit Kot bewerfen. Keiner ist so schlecht gemacht worden wie er und doch hat er einzelnes ganz Vortreffliche geschrieben. Aber das darf niemand mehr äußern.

Ueber Grillparzer hat Heine, soviel ich mich erinnere, nie gesprochen. Er hat gewiß auch für Heine nicht existiert. Die Naturen sind gar zu verschieden, wenngleich zwischen „Ratcliff" und „Ahnfrau" manche Beziehungen bestehen. Akademiker und Kunstdichter waren ihm schrecklich.

Nun breche ich ab und wiederhole nur, daß ich Ihr Vorhaben mit den allerbesten Wünschen begleite und daß ich Ihnen dabei mit allem, was ich weiß, zur Seite stehe. Sie sollten mir den letzten Abschnitt eigentlich im Manuskript zeigen; gewiß könnte ich da oder dort etwas sagen.

Ich bin und bleibe in herzlicher Ergebenheit Ihr

Meißner."

Unvergeßlich bleibt mir die Dezemberstunde des Jahres 1880, in der in meinem Junggesellenstübchen Alfred Meißner und Berthold Auerbach sich einmal zusammenfanden. Alfred Meißner stand am wärmenden Ofen und Auerbach durchmaß das Zimmer mit festen Schritten. Sie stritten sich um Heine. Auerbach war zeitlebens ein Gegner des Dichters und die Verteidigung Meißners brachte ihn förmlich in Harnisch; je heftiger Auerbach wurde, desto stiller wurde Meißner, der ja ohnedies im Wortgefecht durch ein natürliches Hindernis gehemmt wurde. Als Auerbach einmal das Wort „Lump" auf Heine anwandte, da wurde Meißner dunkelrot, aber er schwieg. Erst als Auerbach fortgegangen war, öffnete er mir sein Herz und in ungewohnter Beredsamkeit flossen ihm die Worte vom Munde zum Lobe seines Freundes. In jener dunklen Stunde sagte er mir die unvergeßlichen Worte: „Die Freundschaft mit Heine ist eine der schönsten und heiligsten Erinnerungen, die ich in meinem Lebensbuch um keinen Preis missen möchte. Diese Erinnerungen stehen in meinem Gedächtnis dicht hinter denen an meine Mutter und — an meine erste Liebe!"

Diese posthume Treue des Dichters für seinen Helden hatte etwas ungemein Rührendes. Sie verklärte auch das Häßliche und die Nachtseiten in dem Leben und Schaffen des Dichters, der ja für den jungen Meißner ebenfalls eine große Vorliebe besaß und ihn sogar einmal in einer französischen Vorrede zu seinem Werke als den einzig berechtigten Erben Friedrich Schillers in Deutschland zu bezeichnen wagte.

Heinrich Laube, der später übrigens Meißner wenig zugethan war, erzählte mir selbst, daß er Meißner mit einem warmen Empfehlungsbrief Heine zugeschickt

habe. Er sagte dann weiter: „Man kann sich wirklich nichts Anmutigeres denken, als diesen kaum flügge gewordenen, freiheitsdurstigen, jungen deutsch-böhmischen Poeten mit der flatternden Dichtermähne, den gutmütigen Manieren und der ewigen Verliebtheit. Wir hatten ihn alle sehr gern, am liebsten aber Heine. Ja, Frau Mathilde behauptete wiederholt und sehr entschieden, er sei der einzige Deutsche, welcher menschlich aussehe, wobei sie es nie unterließ, mir einen ironischen Seitenblick zuzuwerfen. Ich selbst wanderte damals oft mit Meißner über die Boulevards, in die Kaffeehäuser und Lesekabinette, in die Theater und Vorlesungen. Er war kein Spielverderber der junge Meißner, zu jedem Spaß aufgelegt und bei jedem am Platze".

Auch für Mathilde Heine hatte Meißner anfänglich eine große Vorliebe. Erst in seiner zweiten, durchaus pessimistischen Lebensperiode änderte sich seine Ansicht und eines Tages schrieb er mir: „Nun werde ich aber offen meine Meinung über das naive Dorfkind aus der Normandie sagen. Es giebt eben Dinge im Leben, die ein Mensch in jungen Jahren nicht durchschaut, weil er noch ein Novize im Leben ist und den Worten der Menschen mehr Bedeutung beilegt, als sie in Wirklichkeit haben; es giebt aber auch Dinge, über die man sich auch erst völlig klar wird, wenn Jahre und Jahre über sie dahingegangen". Wer vermöchte freilich zu entscheiden, welche die rechte Beleuchtung eigentlich ist, ob die idealisierende der Jugend, ob die realistische des kritischen Alters? In keinem Falle aber darf man die eine um der anderen willen zurücksetzen oder dieser gar persönliche Motive unterschieben, wie es im vorliegenden Falle von unberufener Seite wiederholt geschehen ist.

Alfred Meißner war unerschöpflich, wenn er von Mathilden und ihrer Naivetät erzählte. Einzelne der hübschesten Anekdoten hat er später selbst im „Schattentanz", in den „Kleinen Memoiren" und in seiner „Lebensgeschichte" mitgeteilt.

Wie über Mathilde, so hat Meißner auch über die Mouche, jenes rätselhafte Wesen, das über das Sterbebett Heines wie ein Schatten dahinhuschte, in späteren Jahren anders geurteilt, als in seinen ersten Erinnerungen, immer aber hielt er sie für eine Frau von seltenen Geistesgaben, in deren anmutigem Wesen sich der französische Esprit mit deutscher Innerlichkeit in reizender Weise verband. Erst als die alte deutsche Sucht, alles Ferne zu idealisieren, auch über dieses Verhältnis sich ausbreitete und man anfing, förmliche Lobsalven auf die gute, dicke Elise zu dichten, regte sich in Meißner das Gerechtigkeitsgefühl und jene Wahrheitsliebe, die er so oft bewiesen und die ihm manche bittere Stunde bereitet hat.

Mit besonderem Interesse verfolgte Meißner die Geschichte der Memoiren Heines und mit aufrichtiger Freude verkündete er mir auf einer Postkarte am 3. Dezember 1883:

„Lieber Freund! Nun werden wir ja auch die echten Memoiren erhalten. Ich habe es Ihnen immer gesagt, daß sie da sein müssen, und ich freue mich, daß ich Recht behalten. Es wäre ja auch unmöglich, daß die großen Foliobogen, von denen ich mehrere Hundert gesehen und auf die er seine Memoiren geschrieben, ganz verloren gegangen sein sollten. Daß sie nun vollständig ans Tageslicht kommen, bezweifle ich aber; Madame Heine wird jedenfalls einen Teil den Verwandten ausgeliefert haben, aber was noch da ist, ist jedenfalls echt. Julia ist ein ehrlicher Mann. Herzlichen Gruß!

In aufrichtiger Verehrung Ihr

Meißner."

So war Alfred Meißner, und bis zu seinem Tode hat er dem Freunde das treue Gedächtnis und die innige Liebe bewahrt. Ich könnte noch lange von seinem guten Charakter, von seinem treuen Herzen und seinen lebhaften Freundschaftsgefühlen erzählen. Auch zahlreiche Briefe könnte ich zum Zeugnis anführen, die alle von inniger Verehrung für Heine erfüllt sind, aber auch von jener Gerechtigkeitsliebe, die in dem Freunde den Menschen wie den Dichter gleich hoch ehrte, die seine Fehler nicht verschwieg und seine Mängel nicht beschönigte. Die Litteraturgeschichte, sagt Heine, ist die große Morgue, wo jeder seine Toten aufsucht, die er liebt oder mit denen er verwandt ist. Für mich bleibt Alfred Meißner auf diesem Friedhof eine der sympathischsten Gestalten.

Weniger durch die Intimität seiner Beziehungen als durch den Umstand, daß es ein rheinischer und noch dazu ein Düsseldorfer Poet war, gehört auch der zweite der hier zu besprechenden Dichter, Wolfgang Müller von Königswinter, gleichfalls in die Lebensgeschichte Heines, in der er bisher noch keinen Platz gefunden hat.

Im Jahre 1842 ging Wolfgang Müller nach Paris, um die dortigen Spitäler kennen zu lernen. Er war mit den besten Empfehlungen ausgerüstet und lernte viele berühmte Franzosen und Deutsche kennen; nur Heine nicht, den er doch vor allen gern einmal gesehen hätte. Franz Dingelstedt hatte ihm zwar versprochen, sein Führer zu sein; aber sie verabredeten mehrere Male, sich zu treffen, um den Gang zu unternehmen, und verfehlten einander regelmäßig. Da erhielt Müller eines Morgens folgendes Billet: „Une dame, que Vous connaissez, désire Vous parler. Trouvez-vous demain vers midi rue Rivoli à la porte de la maison No. 22". Er ging sofort zu Heinrich Seuffert, der auch als Freund Heines bekannt ist, und erbat sich von diesem sachkundigen Rat. Seuffert meinte, es würde ihn „wohl eher eine Attrappe als ein Abenteuer erwarten". Gleichwohl folgte Müller der Einladung.

Die allerliebste Geschichte des Rendezvous erzähle ich am besten mit Wolfgang Müllers eigenen Worten: „Es war ein launenhafter Märzmorgen, an dem Hagel- und Regenschauer neckisch mit blitzenden Sonnenstrahlen durch die Lüfte zogen, als ich, von der Seine kommend, durch den Tuileriengarten schritt und in die Rue Rivoli lenkte, um mir dort die besagte Hausnummer zu suchen, die ich denn auch ohne Schwierigkeit fand. Die genannte Straße hat nur eine Häuserreihe, welche sich gegenüber den Gärten und Terrassen des kaiserlichen Palastes hindehnt, jedes Haus gleicht dem andern in der Bauart wie ein Ei dem andern, dabei ziehen sich längst den Erdgeschossen rundbogige Arkaden hin, in denen sich Laden an Laden mit einer Ausstellung der mannigfaltigsten Waren und Luxusgegenstände reiht. In die Straße aber münden aus dem Innern der Stadt eine Menge von anderen Straßen. Die Hausthür, an welcher sich mein Posten befand, war die zweite von einer Ecke. Im Eckhause aber wurde gebaut, weshalb vorsichtshalber der Bogengang neben meinem Standpunkte mit Brettern zugenagelt war, deren ziemlich breite Ritzen mir indes gestatteten, in die fortgesetzten Arkaden zu sehen, ohne daß ich selbst gesehen wurde. So konnte ich denn das Feld, auf dem sich mein Abenteuer entwickeln sollte, nach allen Richtungen überschauen. Ich stand denn auch und blickte hinauf und hinab in das Gewühl der Dahinwandernden, ich ließ die Augen über die Straße schweifen, ich warf meine Blicke auf das nächste Thor, das in die Tuileriengärten führte. Alles vergebens! Sie wollte nicht erscheinen, la dame que je connaissais. Und wieder schaute ich durch die Zwischenräume der Planken. Siehe, da hatte sich plötzlich ein Tischgenasse aus der Rue Richelieu eingefunden. Es war Rochau, der dort mit seltsam lächelnder Miene bald stand, bald ein paar Schritte auf- und abwärtsging und sich, wie ich es gethan hatte, nach allen Seiten umsah. Mir drängte sich plötzlich und unwiderstehlich der Gedanke auf, ich, der Neuling in der großen Weltstadt, sei zum Gegenstand eines schlechten Witzes auserkoren worden, der von meinen deutschen Bekannten ausgesponnen wäre. Dingelstedt, Venedey, Haller und wie sie sonst hießen, würden sich nun auch einfinden und mit Rochau, der als Vorbote gekommen, verbunden um die Planken treten und mich gemeinsam verhöhnen. Ein heller Zorn kochte in mir auf, ich machte mir einen Sack voll grober Redensarten zurecht und blieb, statt dem drohenden Ungewitter zu entfliehen, in germanischer Verstocktheit nur desto hartnäckiger auf meinem Platze. Aber der erwartete Akt ließ schließlich doch zu lange auf sich warten. Da ich sah, daß Rochau noch immer mit derselben erwartungsvollen Miene hin- und herwanderte, so dachte ich, mit ihm allein die Sache abzumachen und trat plötzlich zu ihm heran: »Nun, was machen Sie denn hier?« fragte ich, »sonst sind Sie ja um diese Stunde im Lesekabinet der Galerie Montpensier!« »O, o«, sagte er mit einiger Verlegenheit, »ich schöpfe hier Luft!«

In die Ansicht verrannt, daß er an der Spitze des Komplotts gegen mich stehe, fuhr ich dann bitter fort: »Und um eine wohlfeile Komödie zu spielen«. Dabei zeigte ich ihm das Billet. »Wie, Sie haben auch einen Brief?« rief er aus, »so lassen Sie uns eilen, daß wir fortkommen, denn es werden sicher noch mehrere zum Stelldichein erscheinen!« Wir nahmen sofort Reißaus, er äußerte sich sehr grimmig, zumal da nicht einmal der erste April war, an dem einst einer unserer Pariser Bekannten stundenlang auf dem Montmartre vergeblich auf eine Dame gewartet hatte. Aber wir waren kaum zwanzig Schritte gegangen, so rief er laut lachend: »Da kommt auch Heine, er hat sich auch an der Nase herumführen lassen«. Und dann redete er eine kleine dicke Figur an: »Nun, Heine, haben Sie auch einen Brief erhalten?« »Ei freilich!« tönte die Antwort, und der Angeredete zog ein Billet aus der Tasche. Wir verglichen die Handschrift, es war in allen drei Zetteln dieselbe. Wer hatte diese Intrigue ausgeheckt? Keiner wußte eine Lösung des Rätsels. War Rochau nichts weniger als erbaut, daß er in die Falle gegangen war, so zeigte sich Heine im höchsten Grade verdrießlich und schalt solche Späße sehr wohlfeil. Er habe wohl etwas gewittert, aber eher geglaubt, dieser Streich sei von seinen alten Feinden ausgegangen, die ihn noch vor kurzem anf die gemeinste Weise verfolgt hätten. Zugleich bezog er sich mit der größten Unbefangenheit auf die bekannte Ohrfeigengeschichte und meinte, diesmal habe er für einen solchen Fall eine scharfe Waffe zu sich gesteckt, die er auch wirklich in der Gestalt eines kleinen Dolches aus der Brusttasche zog. Ich kann aber nicht anders sagen, als daß mir die Attrappe das größte Vergnügen machte, denn ich hatte den pikanten Dichter auf eine sehr pikante Weise kennen gelernt. Ja, ich wußte dem geheimen Urheber dieses seltsamen Stelldicheins den besten Dank.

Lange Zeit hielt ich Dingelstedt für den Schalk, der diese Begegnung anzettelte. Später aber hörte ich in Köln auf einem Balle von einer jungen Dame, daß ihre Freundinnen, unter denen sich einige lustige, lebensfrische Rheinländerinnen befanden, sich den Spaß gemacht hatten, uns in der Rue Rivoli aufzupflanzen".

Heine machte damals auf den jungen rheinischen Poeten durchaus keinen hervorstechenden Eindruck; er sah eher einem behäbigen Geschäftsmanne als einem Poeten ähnlich, der die Reisebilder geschrieben hat. Als aber Müller ihn näher kennen lernte, fand er doch bald den geistprühenden Dichter heraus. Mit Vorliebe ließ sich Heine von der gemeinsamen Heimat erzählen. Müller war darüber verwundert, daß das Andenken an den Dichter in Düsseldorf damals fast gänzlich erloschen war.

In seinen Knabenjahren wurde ihm ein kleiner alter Mann gezeigt, der ein Oheim des Dichters (Simon van Geldern) war und als Schreiber bei einem Advokaten Diederich arbeitete. Dann hörte er von einem alten Geheimrat Faß-

bender, der seit Anfang des Jahrhunderts in Düsseldorf gelebt und mit dem Rektor Schallmeyer befreundet war, daß dieser würdige Geistliche sich über das Genie des kleinen Gymnasiasten außerordentlich günstig ausgesprochen und geäußert habe, der kleine Schüler werde ein großer Mann oder ein großer Halunke werden!

Der einzige Mann, für den sich Heine damals interessierte, war Karl Immermann. Indes bekundete sich sein Urteil über diesen Freund nicht mehr so anerkennend wie die Zeugnisse, die er ihm im Beginn seiner schriftstellerischen Laufbahn ausgestellt hatte.

Im November 1847 war Wolfgang Müller wieder in Paris und besuchte Heine in der Rue d'Amsterdam, wie er in seinen Erinnerungen behauptet, mit Jakob Venedey. Indes scheint hier ein Gedächtnisfehler vorzuliegen, da Heine damals mit Venedey arg verfeindet war. An dem Tage war gerade die Nachricht von dem Tode Felix Mendelssohn-Bartholdys und des berühmten Operateurs Dieffenbach in Paris eingetroffen. Heine war mit beiden befreundet gewesen und beklagte besonders das Hinscheiden des berühmten Chirurgen, mit dem er in Bonn zusammen studiert hatte. So wurde die Unterhaltung ein rechtes Todesgespräch. Ueber Immermann äußerte er sich diesmal mit weit größerer Achtung, ja, sogar Platen ließ er plötzlich alle Gerechtigkeit angedeihen und bedauerte von Herzen seine Angriffe auf einen Mann, der ein Pfleger der edelsten Richtung in der Poesie wurde, und dessen Kräfte, die sich in stetigem Wachstum zeigten, er unterschätzt habe.

Auch von den Memoiren war an jenem Tage viel die Rede, und ich erwähne dies ausdrücklich, weil Wolfgang Müller von Königswinter, der doch ein durchaus glaubwürdiger Zeuge war, in dem Kampfe, der vor einigen Jahren über die Heineschen Memoiren entbrannte, von keiner Seite als Zeuge citiert wurde. Heine erzählte ihm, daß er häufig an seinen Memoiren arbeite, und daß er zu diesem Zweck in der letzten Zeit seine Korrespondenzen durchgesehen und darin Papiere gefunden habe, „welche manchen jetzt florierenden Beamten als Hochverräter hinstellen würden, wenn er sie veröffentlichte". Als die beiden rheinischen Landsleute aufbrachen, erhob sich Heine von seinem Schmerzenslager und versuchte ohnmächtig mit dem Fuße zu stampfen, als wolle er sein Siechtum abschütteln. Aber die Beine schlotterten, er konnte kaum auf den Füßen stehen. Wolfgang Müller schließt seine Mitteilungen über Heine mit folgendem Satz: „Als ich ihm mit den besten Wünschen für seine Genesung die Hand reichte, versicherte er mir, daß er über alle Täuschung hinaus sei und sich jeden Tag mehr und mehr absterben fühle. Er ist aber noch lange, lange Jahre gestorben, bis er am 17. Februar 1856 wirklich als ein toter Mann auf der Bahre lag".

Wir kommen nun zu den Kleinsten der Kleinen und hier ist die Auswahl wirklich schwer. Zeitlebens hat Heine — ob freiwillig oder gezwungen, weiß ich nicht — viel mit den Kleinen verkehrt, und seine Beziehungen zu diesen sind nicht die unbedeutendsten in dem Schiffskatalog seiner Freundschaften. Ich wähle daher aufs Geratewohl einen von diesen Vergessenen oder Uebergangenen aus. Sein Name war Heinrich Börnstein. Der Mann ist fast gar nicht bekannt; er gehörte mit zu jenen anonymen Helden, von denen Konrad Bolz so schön sagt, daß ihre Lebensaufgabe darin bestehe, das Brot der Zukunft zu backen, indes sie selbst unbekannt und unbeachtet dahergehen. Dieser Heinrich Börnstein hat vor etwa dreißig Jahren die Erinnerungen seines vielbewegten Lebens aufgezeichnet unter dem Titel: „Fünfundsiebzig Jahre in der alten und neuen Welt“. Aber auch diese Memoiren sind nur wenig beachtet worden, obwohl sie eine Fülle des interessantesten Stoffes enthalten. Ich hatte sie gleich beim Erscheinen zufällig gelesen und gefunden, daß sie, neben manchem Unrichtigen und Verkehrten, doch auch einzelne sehr interessante Mitteilungen über Heinrich Heine enthalten, die trotz allem, was wir über seinen Aufenthalt, zumal in Paris, wissen, doch sein Bild nach verschiedenen Richtungen hin wertvoll ergänzen. Heinrich Börnstein kam nach Paris im Jahre 1842 mit einem großen Unternehmen, nämlich mit dem Projekt einer deutschen Oper. Leider fand diese ein jähes Ende, und zwar durch den Ausbruch der Cholera. Achtzig Menschen standen hilflos in der Fremde da, unbekannt mit der Sprache, ohne einen Pfennig in der Tasche. Da unternahm es Börnstein, zu ihrem Besten ein Konzert zu geben; zu diesem Zweck suchte er auch Heine auf. Hören wir, wie er diese erste Visite schildert: „Wir schickten unsere Karten hinein, und nach einer Weile kam der geniale Dichter hinaus in die Küche, entschuldigte sich, daß er uns hier empfangen müsse, da Madame Mathilde noch im tiefsten Negligé und der Salon noch nicht aufgeräumt sei; dann setzte er sich auf den Küchentisch und bat uns, auf zwei Holzstühlen Platz zu nehmen. Obwohl es schon 9 Uhr war, war Heine ebenfalls noch im tiefsten Negligé; ein großes Foulard um den Kopf gebunden, eine weiße Nachtjacke, ebensolche Unterhosen, deren aufgeknöpfte Bänder an den Knöcheln wie Merkursflügel flatterten, und schlarrende Pantoffeln bildeten seinen Anzug. Welch ein Abstand von dem idealen Bilde, welches ich mir in meiner Phantasie von meinem Lieblingsdichter gemacht hatte. Aber das freundliche und geistvolle Gesicht, das schöne Auge, sein liebenswürdiges Wesen versöhnten mich bald mit dem unpoetischen Negligé. „Ja, meine Herren“, sagte er, nachdem wir ihm die Sachlage vorgetragen, „ich helfe meinen undankbaren Landsleuten gern, soviel ich kann, aber Geld habe ich keines, ich bin selbst ein litterarischer Proletarier, Journalkorrespondent, »feuilletonistischer Lump«, wie sie das in Deutschland nennen. Aber ich habe einige Freunde in Paris, und bei diesen will ich mich verwenden“.

Was Börnstein über die Ehe Heines erzählt, beruht auf irrtümlichen Auffassungen; interessant und wertvoll ist dagegen, was er uns über die Beteiligung Heines an dem von Börnstein und Bernays damals herausgegebenen demokratischen Blatte „Vorwärts“, und noch mehr, was er uns über sein Privatleben berichtet.

Auch von Heines übergroßer Empfindsamkeit weiß Börnstein manches zu berichten. „Mißgünstige Beurteilungen seiner Werke, Tadel und Aburteilung seines schriftstellerischen Wirkens ertrug er mit ziemlichem Gleichmut; aber Bemerkungen über seine Persönlichkeit und Privatverhältnisse, besonders über sein häusliches Leben, verletzten ihn auf das tiefste und nachhaltigste; wie oft bat er mich, diese oder jene Angaben in einem Pariser Briefe, irgend einer deutschen Zeitung, ihn persönlich betreffend, zu berichtigen, ja, meist stilisierte er diese Berichte selbst, und ich besitze noch einige von diesen Aufsätzen von seiner Hand. Einmal sah ich ihn in einer wirklich außerordentlichen Aufregung, und zwar wegen einer unbedeutenden Kleinigkeit; es war nämlich ein kleines Gedicht veröffentlicht worden, unterzeichnet Heinrich Heine — ich glaube in einem kleinen deutschen Blatte, das eine Zeit lang in Brüssel erschien — und Heine war wütend darüber, daß man ihm die Vaterschaft unterschob, und bat und beschwor mich, in meinen Korrespondenzen die Autorschaft des Gedichtes in seinem Namen auf das bestimmteste zu desavouieren. Das Gedicht zirkulierte unter den Deutschen in Paris, wurde viel belacht und — nach drei Tagen vergessen. Heine konnte es aber nicht so schnell verwinden und forschte noch monatelang nach dem Verfasser — wie ich glaube, ohne Erfolg.“

Als ein Beispiel davon, wie Heine von seinen Gegnern verfolgt wurde, citiert Börnstein eine Persiflage auf den bekannten „Lobgesang“ Heines auf König Ludwig von Bayern in den „Deutsch-französischen Jahrbüchern“, die mit dem Vers beginnt:

Herr Heinrich Heine, der Dichter,
Der ist wohl schon lange tot,
Er starb im politischen Fieber,
Erstickt im politischen Kot . . .

Der Schluß des Gedichtes lautet folgendermaßen:

Du liebe Madonna von München,
Gestehe es nur immer uns ein —
Wir können unmöglich alle
So schön wie Herr Heine sein.

Es ist eine alte Geschichte,
Herr Heine hat keine Ruh',
Und wirft jetzo Gedichte
Wie Junge das Känguruh.

Herr Heinrich Heine, der Dichter,
Der ist wohl lange nicht mehr.
Herrn Heines poetischer Trichter,
Der tutet noch immer umher.

Es ist eine wahre Geschichte,
Die ins Unglaubliche strebt.
Es hat der alte Heine
Den Börne und sich überlebt.

Recht hart ist das Urteil Börnsteins über Frau Mathilde: „Sie wußte von Heines Freunden, daß er ein »celèbre poète allemand« sei; was sie sich darunter dachte, bleibt dahingestellt. Sie hatte nur Sinn für den gewöhnlichen Klatsch der Grisetten und Kommis, für Essen, Trinken und Putz, liebte es, gedankenlos auf den Boulevards zu flanieren und stundenlang die Auslagen der Putz- und Modegeschäfte zu betrachten oder in den elyseischen Feldern sich an den Produktionen der Cafés chantants zu ergötzen und Spazierfahrten ins Bois de Boulogne zu machen. Endlich war sie über die erste Jugend hinaus und ziemlich wohlbeleibt, sie fand es aber doch für gut, trotzdem noch mehr den naiven Gurli-Ton, das kindische Wesen beizubehalten; sie affektierte das Baby, aber das war ein altes und dickes Baby; wenn sie recht zärtlich gegen den kränklichen Heine sein wollte, so sagte sie ihm: »Mon pauvre chien!« — kurz, es kann nicht verhehlt werden, Heine schämte sich seiner Frau, sah daher auch nur seine intimsten Bekannten, die Frau Mathildens Eigenheiten schon kannten, bei sich und geriet in die größte Verlegenheit, wenn aus Deutschland Leute mit Empfehlungsbriefen an ihn ankamen und den Dichter in seiner Wohnung aufsuchten. Er ließ sich dann als krank oder ausgegangen verleugnen und bat um die Adresse des angekommenen Besuches, dann schrieb er ihm am andern Tage und gab ihm ein Rendezvous in einem Café im Palais Royal oder im Tuilerien-Garten und war wie gewöhnlich der liebenswürdigste Gesellschafter. Aber in sein häusliches Leben führte er Fremde nicht gern ein". Sein Urteil über den großen Dichter faßt Heinrich Börnstein in den folgenden Satz zusammen: „Der arme Heine! Er hat kein glückliches Leben geführt — wer ihn, den heiteren Spötter, den immer lachenden Demokrit — den genialen Humoristen und seine Bücher kennt, der kann nicht ermessen, wie gedrückt und unglücklich Heinrich Heine als Mensch war!"

Wenden wir uns von den übergangenen Dichtern zu den vergessenen Künstlern, so finden wir auch unter diesen manche, die den Freundeskreis Heines angereiht zu werden wohl verdienen. Ich wähle nur zwei aus, deren Beziehungen zu dem Dichter von besonderem Interesse sein dürften: einen Geigenfürsten und eine Sangeskönigin, Niccolo Paganini und Jenny Lind.

Heine lernte Paganini im Jahre 1828 kennen, als dieser die Hamburger Kaufmannswelt in Entzücken versetzte. Er besuchte jedes Konzert des berühmten Virtuosen und gab sich — wie seine Freunde versichern — dem zauberischen Eindruck vollkommen gefangen, den das Spiel Paganinis hervorbrachte. Nach dem Konzert allerdings bemerkte einer dieser Freunde, daß der junge Dichter nicht ohne Eifersucht das ungeheure Aufsehen betrachtete, welches der gefeierte Violinkünstler

erregt hatte. Auch bei der Table d'hote im „König von England“, dessen origineller Wirt J. W. Marr, der Vater des berühmten Schauspielers war, hatte Heine Gelegenheit, Paganini kennen zu lernen und ihn, wie seinen ständigen Begleiter, den Schriftsteller Georg Harrys aus Hannover, genau zu beobachten. Offenbar hatte Heine schon damals die Absicht, beide zum Gegenstand einer Schilderung zu machen. Doch forderte er zunächst August Lewald auf, über Paganini zu schreiben. Als dieser aber nicht Wort hielt, machte ihm Heine Vorwürfe darüber: er habe ihm den so wertvollen Stoff freundlichst überlassen wollen, und es sei unrecht, daß er ihn nun verschmähe. „Solcher Scherze“ — fügt Lewald hinzu — „war er stets voll. Sehr schnell ward er von einer Idee ergriffen und erfüllt, aber zur Ausführung kam es nie.“

Indes sollte diese Idee doch zur Ausführung kommen, denn die Erinnerung an Paganinis Zauberspiel lebte noch lange in dem Dichter fort und gestaltete sich noch nach Jahren zu jenem wundervollen Capriccio in den „Florentinischen Nächten“, das wohl als die unübertroffene Charakteristik des Paganinischen Violinspiels gelten darf.

Auf die Frage der Maria, die Heine in den „Florentinischen Nächten“ in den Vordergrund stellt: „Lieben Sie Paganini?“ erzählt der Dichter zunächst von einem die wahre Physiognomie allein wiedergebenden Porträt des Künstlers, das der taube Maler J. P. Lyser „in seiner geistreichen Tollheit“ entworfen, und bei dem ihm nach eigenem Geständnis „der Teufel die Hand geführt habe“. Sodann schildert er die Erscheinung Paganinis selbst, und man muß sagen, daß die Schilderung auch dem gelungensten Porträt nur wenig nachgeben dürfte. War der fremde Geiger am selben Mittag unter den grünen Bäumen des Hamburger Jungfernstiegs dem Dichter schon „hinlänglich fabelhaft und abenteuerlich“ erschienen, so überraschte ihn doch noch des Abends im Konzert „seine schauerlich bizarre Erscheinung“, die er in folgenden Strichen schildert: „Das war Paganini in seiner schwarzen Galla: der schwarze Frack und die schwarze Weste von einem entsetzlichen Zuschnitt, wie er vielleicht am Hofe Proserpinens von der höllischen Etikette vorgeschrieben ist; die schwarzen Hosen ängstlich schlotternd um die dünnen Beine. Die langen Arme schienen noch verlängert, indem er in der einen Hand die Violine und in der andern den Bogen gesenkt hielt und damit fast die Erde berührte, als er vor dem Publikum seine unerhörten Verbeugungen auskramte. In den übrigen Krümmungen seines Leibes lag eine schauerliche Hölzernheit und zugleich etwas Tierisches, daß uns bei diesen Verbeugungen eine sonderbare Lachlust anwandeln mußte; aber sein Gesicht, das durch die grelle Orchesterbeleuchtung noch leichenartig weißer erschien, hatte alsdann so etwas Flehendes, so etwas blödsinnig Demütiges, daß ein grauenhaftes Mitleid unsere Lachlust niederdrückte. Hat er diese Komplimente einem Automaten abgelernt oder einem Hunde? Ist dieser

bittende Blick der eines Todkranken, oder lauert dahinter der Spott eines schlauen Geizhalses? Ist das ein Lebender, der im Verscheiden begriffen ist und der das Publikum in der Kunstarena, wie ein sterbender Fechter, mit seinen Zuckungen ergötzen soll? Oder ist es ein Toter, der aus dem Grabe gestiegen, ein Vampir mit der Violine, der uns, wo nicht das Blut aus dem Herzen, doch auf jeden Fall das Geld aus den Taschen saugt?"

Heine hatte ein „musikalisches zweites Gesicht", wie er selbst erklärt; es macht uns dies begreiflich, daß er, der absolut nichts von Musik verstand, die feinsten musikalischen Intentionen von Komponisten und Künstlern erfassen und schildern konnte. Er hatte die merkwürdige Begabung, bei jedem Ton, den er erklingen hörte, „auch die adäquate Klangfigur zu sehen". Und so kam es denn, daß ihm Paganini mit jedem Striche seines Bogens auch sichtbare Gestalten und Situationen vor die Seele zauberte, daß er ihm „in tönender Bilderschrift" allerlei grelle und zauberhafte Geschichten erzählte, daß er vor ihm gleichsam „ein farbiges Schattenspiel hingaukeln ließ, worin er selbst immer mit seinem Violinspiel als die Hauptperson agierte". Da verwandeln sich ihm die Coulissen des Theatersaales in das heitere, lauschige Boudoir einer Primadonna, die wunderbare Melodien singt, wie sie die Nachtigall flötet in der Abenddämmerung, indes Paganini, der sich in einen strahlenden Kavalier verwandelt hat, sie mit den entzückendsten Tönen seiner Violine begleitet. Da er vor der holden Sängerin niederknieen will, um ihr zu huldigen, erblickt er unter dem Bett „einen kleinen Abbate". Er zieht ein Stilet aus der Tasche und stößt es in die Brust der jungen Schönen ....

Eine andere Variation über dasselbe Thema führt den Dichter — in die Hölle, wo ihm Paganini als ein gefesselter Teufel erscheint, der seinem Instrument schaurige Weisen entlockt, Töne, „in deren bodenloser Untiefe weder Trost noch Hoffnung glimmte", gleich dem Gesang der gefallenen Engel, „die mit den Töchtern der Erde gebuhlt hatten und, aus dem Reiche der Seligen verwiesen, mit schamglühenden Gesichtern in die Unterwelt hinabstiegen". Da wagt der gequälte Künstler plötzlich einen Strich, daß die Ketten entzweispringen und die Gespenster der Hölle verschwinden.

Ein drittes Bild zeigt Paganini in brauner Mönchstracht auf einem felsigen Vorsprung am Meere in der Dämmerung sitzend und Violine spielend. Mit seiner Zauberformel beschwört er die Geister der Fluten und entfesselt einen Sturm, der all die Unholde der Tiefe heraufbringt: „Ungetüme von fabelhafter Häßlichkeit, Krokodile mit Fledermausflügeln, Schlangen mit Hirschgeweihen, Affen, bemützt mit Trichtermuscheln, Seehunde mit patriarchalisch langen Bärten, Weibergesichter mit Brüsten an den Stellen der Wangen, grüne Kamelsköpfe, Zwittergeschöpfe von unbegreiflicher Zusammensetzung", alle mit kaltklugen Augen hinglotzend nach

dem fiedelnden Mönch, dem die Kapuze bei dem wilden Spiel zurückfällt, daß sein Haupt von schwarzen Schlangen umringelt erscheint....

Eine neue Transfiguration der Töne führt den phantastischen Poeten in einen kolossalen Raum, wie nicht das körperliche Auge, nur das Auge des Geistes ihn fassen kann. In der Mitte des Raumes schwebt eine leuchtende Kugel, auf der riesengroß und stolz erhaben ein Mann steht, der die Violine spielt, ein erhabenes Götterbild, von Pilgrimen umschwebt, deren Gesang das verhallende Echo jener Violintöne war, Klänge, die nie das Ohr hört, sondern nur das Herz träumen kann und in denen unnennbare heilige Inbrunst wohnt...

Solche Gestalten und Situationen führt das Spiel Paganinis dem sinnenden Dichter vor die Seele und er zaubert sie mit der phantastischen Glut seines Wortes vor das geistige Auge der Leser. Wort und Ton haben sich hier zu einer Harmonie vermählt, die der Traum edler Denker und großer Künstler zu allen Zeiten gewesen ist.

Wie aber der Tragödie das Satirspiel in dieser Welt nie fehlen kann, so auch in diesem Bilde. Die Begeisterung des großen Dichters für den Künstler wird alsbald Tagesgespräch in der guten Stadt Hamburg; kaum ist Paganini abgereist und in einem kleinen dortigen Blättchen der folgende Nachruf erschienen:

> Paganini, lebe wohl!
> Uns're Ohren sind von Deinen Tönen,
> Deine Taschen sind von unserm Gelde voll — —

ein Poem, das auf die Hamburger Aussprache des Wörtchens „wohl" — etwa: woll — gegründet ist, als sich sofort das Gerücht verbreitet, der Autor dieses unbedeutenden Gedichts sei Heinrich Heine. Der Dichter hat alle Mühe, diese Ehre abzuwehren, und sein Unmut darüber ist mehr als begreiflich.

Die Erinnerung an Paganinis Saitenspiel begleitet aber ihn in alle Weiten, durch das ganze Leben. So oft er später einen Violinspieler hört, taucht die Gestalt des blassen Virtuosen vor ihm auf. Fast zwanzig Jahre später schreibt er aus Paris in einem musikalischen Bericht: „Ich habe niemand besser, aber auch zu Zeiten niemand schlechter spielen gehört als Paganini", und dasselbe rühmt er von dem bekannten Virtuosen Ernst, der Paganini „in seinen Gebrechen wie in seiner Genialität" gleiche, während er Sivori, obzwar nur „ein matter Ersatz", doch mit Vergnügen hört, wenn er ihn auch nicht, wie die Pariser, weil er ebenfalls in Genua geboren, für einen Schüler Paganinis hält. „Nein, Paganini hatte nie einen Schüler, konnte keinen haben, denn das beste, was er wußte, das, was das höchste in der Kunst ist, das läßt sich weder lehren noch lernen".

Später entschließt sich Heine aber doch, Ernst für den einzig berufenen Nachfolger Paganinis zu erklären, der die bezaubernde Geige geerbt habe, „womit der Genueser die Steine, ja sogar die Klötze zu rühren wußte". Paganini, der uns mit leisem

Bogenstrich „jetzt zu den sonnigsten Höhen der Kunst führte, jetzt in grauenvolle Tiefen blicken ließ“, erschien ihm freilich dämonischer; aber schließlich sei die Harmonie doch das höchste im Leben wie in der Kunst. Diese süße Harmonie entzückt Heine in dem Violinspiel Ernsts, zugleich aber auch die poetische Phantastik, die ihn einst so mächtig zu Paganini hingezogen. Eine Nocturne, die er von diesem hört, entrückt ihn in eine zauberhafte Mondnacht, in das Reich der Feenkönigin Morgana in Avalun, wo all die Helden der Sage, König Artus, Dietrich von Bern, Ogier der Däne, dann die Fee Melior, die Dame Abunde, die Königin Genevra und die schöne Melusine dem Zauberspiel der beiden Meister lauschen. In diesem Feenreiche hofft Heine dereinst dem Künstler zu begegnen, denn auch ihm „hat man dort eine vorteilhafte Anstellung versprochen“.

Jenny Lind, die schwedische Nachtigall, hat im Leben Heinrich Heines auch einmal eine Rolle gespielt. Zwar hat Heine die geniale Sängerin nicht gekannt, gleichwohl hat er ihr in seiner „Lutetia“ eines der launigsten Kapitel gewidmet, zugleich auch eines der wehmütigsten, da er es im Sommer 1847, als seine letzte musikalische Korrespondenz, mit den Worten einleitete: „Für mich hat alle Musik seitdem aufgehört“. Wer sich für dieses humoristische Capriccio interessiert, mag es in seinen Werken nachlesen. Aber ich möchte etwas anderes erzählen: Wie nämlich Heine einmal in Sachen Jenny Linds gegen einen englischen Theaterdirektor als „Reporter“ im Inseratenteile der „Augsburger Allgemeinen Zeitung“ aufgetreten ist.

Die Angelegenheit verhielt sich folgendermaßen: Heine war mit Benjamin Lumley, dem Direktor von Her Majestys Theatre in London, sehr befreundet; dieser hatte dem Dichter 1846 seine beiden Balletttexte „Der Doktor Faust“ und „Die Göttin Diana“ um hohe Summen abgekauft. Als nun ein Jahr darauf Jenny Lind in London in der königlichen Oper gastieren sollte, erhob der Direktor des Drurylane-Theaters dagegen Einspruch, da er schon einen Vertrag mit der Sängerin abgeschlossen hatte. Lumley nahm nun seines Freundes Heine Feder in Anspruch für den darauffolgenden Zeitungskrieg, und dieser schickte unverzüglich eine Erklärung an seinen Freund Gustav Kolb nach Augsburg, mit der Bitte, sie alsbald abzudrucken. In dem Begleitschreiben heißt es: „Daß sie unverzüglich gedruckt werde, ist für mich und meine Freunde, die mich so dringend zur Vertretung aufgefordert, eine Hauptsache. Können Sie diesen Aufsatz nebst den zwei Aktenstücken nicht im corps du journal aufnehmen, so bitte ich Sie dringendst, dafür Sorge zu tragen, daß er als Inserat gedruckt wird und gleich unter den geschlossenen Hauptkolonnen, damit er spezieller und so

konvenabel als möglich in die Augen falle. Wird er als Inserat gedruckt, so bitte ich, mich wissen zu lassen, was ich dafür zu zahlen habe, da meine Freunde mir einen Teil der Kosten zu erstatten sich erboten. Drucken Sie ihn jedoch als Nicht-inserat (wo ich folglich auch Geld spare und was mir also auch in dieser Beziehung angenehm wäre), so können Sie die zwei Aktenstücke, wenn es Ihnen passender dünkt, in deutscher Uebersetzung geben. Interessanter sind freilich die Originale, besonders das fehlerhafte französische. Das Ganze ist nur für das große Publikum von Interesse, und ich glaube, was ich geschrieben, ist gemäßigt genug. Damit der Stempel des deutschen Protestierens gegen John Bull nicht verloren gehe, und noch anderer Gründe wegen, darf der Ort, woher der Artikel eingesandt, nicht genannt werden ... Ich bitte, bitte, lassen Sie in einer oder der anderen Weise den Aufsatz nur schleunigst abdrucken; es liegt mir sehr viel daran und ich habe sonst keine Ruhe".

Gustav Kolb konnte aber dem Wunsche Heines nur zur Hälfte entsprechen; der Abdruck des Artikels erfolgte schon acht Tage nach der Einsendung, am 15. Februar 1847, — aber im Inseratenteil, also wohl gar auf Kosten Heines.

Hören wir nun diesen Artikel, der Heinrich Heine so viel Geld und Ruhe gekostet hat, im Wortlaut:

„Zur Erläuterung.

Die Verehrer des Fräulein Jenny Lind, die nicht bloß ihrem Talente, sondern auch ihrem edlen, von jeder berechnenden Selbstsucht freien Gemüte das wahrhafteste Interesse widmen, haben mit Verdruß und Widerwillen den vom 23. Januar 1847 datierten Brief gelesen, den Herr A. Bunn, Direktor vom Drurylanetheater zu London, durch das Organ des Journal des Débats vom 29. Januar 1847 an Fräulein Lind richtete, und wo er die Arglist so weit treibt, daß er einen Privatbrief dieser Dame, den sie am 18. Oktober 1846 an eine dritte Person schrieb, unter seinem Briefe abdrucken ließ, was manchen flüchtigen Leser verleiten konnte, jenen Brief des Fräulein Lind als ein Antwortschreiben zu betrachten. Herr B. irrt sich, wenn er glaubt, daß weibliche Zagnis sich diesmal wieder intimidieren lasse; Rechtskundige u. zw. englische haben sich seitdem hinlänglich beruhigend ausgesprochen über die Geltung eines Versprechens, das längst erloschen und jedenfalls unter Voraussetzungen erteilt wurde, die sich seitdem als irrig erwiesen haben, wie z. B. Fräulein Linds Fähigkeit, die englische Aussprache zu erlernen, die sie sich trotz aller Mühe nicht aneignen konnte, was wir ihr herzlich gern glauben, während wir in der Einrede des Herrn B., daß er sie auf deutsch (warum nicht gar auf dänisch!) singen lassen wolle, nur gleißnerische Verhöhnung gesehen haben. — Fräul. Lind hat wohl nun endlich gemerkt, wie ihre nervöse Aufwallung und gar ihre Delikatesse dem Herrn B. gegenüber sehr schlecht placiert gewesen, und wie die jetzt so dringenden Einladungen dieses Herrn nur auf eine Geldfrage hinauslaufen, die der Direktor des Theaters der Königin zu London im voraus gelöst hat, indem derselbe sich verpflichtete, jede Summe zu zahlen, die durch ein Schiedsgericht oder durch die gewöhnlichen Gerichtshöfe dem Herrn B. zuerkannt werden möchte. Es ist also hier nur von den materiellsten Dingen, von Pfunden Sterling, die Rede, und Fräul. Lind thut gewiß besser, derartigen Ansprüchen in England selbst zu begegnen, als sich denselben durch ihre Abwesenheit gleichsam zu entziehen und wie eine zahlungsunfähige Schuldnerin den englischen Boden auf immer zu meiden. Das darf sie nicht und will sie nicht! Sie ist frei wie die Nachtigall in der Luft. — Wie jeder aus dem Briefe des Fräul. Lind ersieht, den Herr B. selbst veröffentlichte,

kannte sie weder England noch die Engländer. Sie wußte nicht, daß man unter jenen auch solche findet, die eben keine Gentleman sind, aber noch weniger wußte sie, daß es kein Land in der Welt giebt, wo eine Dame, ja jedes Frauenzimmer, durch den öffentlichen Geist, durch die Sitte und die ganze Gesetzgebung so galant geschützt, ja privilegiert ist, wie eben in England. Und nun gar eine gefeierte Künstlerin, die als ein Gast des englischen Volkes auf dem Theater Ihrer Majestät der Königin auftreten würde! — Wir haben oben die Aussprüche der englischen Rechtsgelehrten erwähnt, die hier allein kompetent sind. Zur Bewahrheitung des Gesagten wollen wir hier das Gutachten eines Mannes mitteilen, der kein Geringerer ist, als eben Sir John Jervais, der Attorney-General. Da es für die Würde eines Attorney-Generals keine Analogie hier und in Deutschland giebt, so bemerken wir, daß derselbe der erste Rat der Krone ist in Rechtsangelegenheiten, daß er an der Spitze des englischen Juristenstandes steht, daß er in dieser Eigenschaft auch Mitglied des Parlaments sein muß, daß seine Stimme die entscheidende ist bei allen Hochverratsprozessen, bei allen gerichtlichen Verfolgungen im Namen der Königin, bei allen völkerrechtlichen Jurisdiktionsfragen — kurz, daß er ein Mann ist, dessen Wert die Engländer in ihrer monetarischen Weise auf 200000 fl. jährlicher Amtseinkünfte taxieren. Beifolgend geben wir also sein Gutachten, indem wir eine Abschrift des Aktenstückes, welches Fräulein Lind dem Herrn B. unterzeichnet, voraufschicken."

So weit die Erklärung Heines, die sichtlich mehr auf Jenny Lind berechnet war als auf den englischen Direktor, die aber auch ihre Wirkung nicht verfehlte, denn wenige Monate später sang die Lind in der königlichen Oper zu London in italienischer Sprache! Daß Heine ihren unorthographischen französischen Brief und ihre Unkenntnis des Englischen boshaft mit in die Debatte zog, mag sie wohl damals wenig geniert haben. Man begreift aber nun, woher die Nachrichten kamen, die Heine damals in seiner letzten musikalischen Korrespondenz zu der Erklärung veranlaßten: „Seit Gustav Adolf, glorreichen Andenkens, hat keine schwedische Reputation so viel Lärm in der Welt gemacht wie Jenny Lind. Die Nachrichten, die uns darüber aus England zukommen, grenzen ans Unglaubliche". Heine spricht dann immerfort von „unserer Jenny". Wie die obige Erklärung nun beweist, hatte er ein gewisses Recht dazu; denn an ihren Londoner Erfolgen war er ja durch seinen Augsburger Federkrieg nicht ganz unbeteiligt.

Siebenundzwanzigstes Kapitel. Die Mouche.

War Alexander Weill der letzte der Freunde, so war die Mouche die letzte der vielen schönen und geistvollen Frauengestalten, die das Krankenbett auf der Matratzengruft umstanden, in diesem Falle richtiger: umschwirrten. Sie ist als Lehrerin der deutschen Sprache und Litteratur im Herbst 1896 in der alten Stadt Rouen im 62. Lebensjahre gestorben.

Schon bei Lebzeiten der Dame regte sich die Lust der Biographen und Kommentatoren sehr stark, ihre Biographie so romantisch wie möglich zu gestalten. Das Verhältnis zu Heine war ja in der That ein mehr als romantisches. Man wird in der ganzen Litteraturgeschichte vergeblich nach einem ähnlichen Vorgang suchen,

daß ein todkranker Dichter, nahe am Rande des Grabes, sich noch einmal in ein junges Mädchen glühend verliebt. Allein schon aus diesem Umstand erklärt sich die Neigung, der Dame eine so romantische Lebensgeschichte als nur möglich anzudichten.

Es thut mir wirklich leid, wenn ich die Schleier der Romantik, die zarte und starke Hände gleichmäßig gewoben haben, werde zerreißen müssen, aber es bleibt



Camilla Selden. (Heines „Mouche".)

noch immer genug Mystisches und Merkwürdiges in dieser Lebensgeschichte zurück, um selbst die Nerven verwöhnter Damen reizen zu können, auch wenn man die volle Wahrheit sagt.

Es war an einem schönen Oktobermorgen des Jahres 1855, als eine junge Dame in Heines Wohnung Einlaß begehrte, die ihm einige Kompositionen seiner Gedichte von einem Verehrer, dem Freiherrn Vesque von Püttlingen in Wien, zu übergeben hatte. Sie war hübsch, zierlich gebaut, von mittlerer Größe. Hellbraunes Haar umrahmte in Locken ihr geistreiches, feines Gesicht, aus welchem die blauen Augen süß und schelmisch über dem kecken Stumpfnäschen hervorblickten. Das Bild, das wir von ihr geben, stammt natürlich aus späteren Jahren, die die Spuren einstiger Schönheit längst verwischt hatten. Sie war liebenswürdig und wußte den Dichter mit einem ganzen Blumenregen von Komplimenten zu überschütten. Kein Wunder, daß

sie Heine gefiel; es war wie ein Sonnenstrahl, der auf sein einsames Krankenlager gefallen war. Er freute sich, eine Persönlichkeit bei sich zu sehen, die „da unten gewesen war". Bei diesem „da unten" entschlüpfte ihm ein Seufzer, der wie der Wiederhall einer wohlbekannten, aber schon lange nicht mehr gehörten Melodie erstarb. So ward am Krankenbette des Dichters im Angesicht des Todes schnell ein Freundschaftsband geknüpft, und als die Dame aufbrach, gab ihr Heine ein Buch und bat sie dringend, wiederzukommen. Sie hielt diese Einladung für eine bloße Form der Höflichkeit und folgte ihr nicht, da sie den Kranken zu beunruhigen fürchtete. Nun wurde aber die Einladung auch schriftlich wiederholt, und zwar in sehr schmeichelhafter Weise, so daß sie ihr schon am andern Tage selbstverständlich Folge leisten mußte.

Von diesem Tage an hörten die Besuche der Mouche erst auf, als Heinrich Heine fünf Monate später an einem düsteren Februarmorgen nach seiner letzten Ruhestätte getragen wurde. So ist diese Beziehung unzweifelhaft die interessanteste aus den letzten Lebensjahren des Dichters. In einem kleinen Büchlein hat sie selbst über dieses Freundschaftsbündnis eine Art von Rechenschaftsbericht gegeben. Auch wenn man von diesem Bericht das abzieht, was offenbar unrichtig ist, und das, was vielleicht im Laufe der Jahre in ihrer Erinnerung sich verwischt haben mag, und endlich das, was sie selbst in etwas rosigerer Beleuchtung erscheinen lassen wollte, so bleibt noch genug des Interessanten und Merkwürdigen übrig.

„Unsere Geister", sagte Heine einmal zu ihr, „sind nahe verwandt, und daher habe ich nichts vor Dir zu verbergen." In jedem Falle waren ihre Beziehungen zum Dichter auf gegenseitiges vollkommenes Vertrauen gegründet, was wir schon, bevor noch ihre Erinnerungen erschienen waren, aus den Briefen Heines an sie wußten. Diese 23 Briefe waren sämtlich schon erschienen, ehe die Dame mit großer Wichtigkeit von Schriftstücken sprach, welche das Hauptinteresse ihres Werkes bilden sollten und welche der Oeffentlichkeit vorzuenthalten sie sich 1884 nicht mehr für berechtigt hielt, nachdem die Briefe längst gedruckt waren. Heine hatte die junge Dame bald nach dem ersten Besuche geduzt und dadurch in ihr das Gefühl einer gewissen Vertraulichkeit geweckt. Nach dem Petschaft, mit dem sie ihre Briefe gewöhnlich siegelte, gab er ihr den Beinamen: Mouche. Sie wußte sich auch dem Dichter nützlich zu machen. Während der Krankheit seines Sekretärs übernahm sie die Stellvertretung; sie las die Korrekturen seiner Schriften und führte allerlei Besorgungen für den Kranken aus. Zuweilen las sie ihm vor: deutsche Klassiker, französische Romane, politische Zeitungen. Die Bemerkungen Heines, die sie entweder aus dem Gedächtnis oder nach Notizbüchern wiedererzählt, sind geistreich und für die Lage des Dichters zuweilen sehr charakteristisch. Hie und da passiert

ihr allerdings ein kleines Malheur, z. B. berichtet sie eine kleine Studentengeschichte aus Göttingen, die ihr Heine erzählt haben soll, während sie thatsächlich viel später sich ereignet hat und — aus der Lebensgeschichte des Fürsten Bismarck stammt.

Abgesehen von solchen Kleinigkeiten und abgesehen von einigen Uebertreibungen, die man der Dame wieder zu gute halten muß, sind ihre Erinnerungen wertvoll und interessant, denn es steht unzweifelhaft fest, daß Heine das lebhafteste Interesse für sie empfunden und daß dieses Interesse sich in leidenschaftlichen Momenten sogar zur Liebe gesteigert hat. Als sie im Sommer zur Kräftigung ihrer Gesundheit nach Wildbad reisen mußte, erhielt sie von Heine die zärtlichsten Briefe. Einer derselben beginnt mit den Worten: „Allerliebste, süße Mouche! Oder soll ich etwa von Deinem Petschaft absehen und Dich nach dem Parfüm Deines Briefes nennen? Dann müßte ich zu Dir sagen: Mein allerliebstes Moschuskätzchen!" Und am Schlusse heißt es: „Ja, ich freue mich, Dich wiederzusehen, Du, meines Herzens liebliche Mouche! Du allerreizendstes Moschuskätzchen, das zugleich sanft wie eine Angorakatze ist, welche Art ich am meisten liebe. Eine Zeit lang liebte ich die Tigerkatzen; doch diese sind zu gefährlich, und die lebendigen Eindrücke, welche sie zuweilen auf meinem Gesichte zurückließen, behagten mir durchaus nicht. Ich befinde mich sehr schlecht. Nichts als Widerwärtigkeiten. Anfälle rasendster Schmerzen, Wut gegen meinen Zustand, der hoffnungslos ist! Ein Toter, der nach den glühendsten Genüssen des Lebens dürstet. Das ist entsetzlich!"

Als sie von Wildbad wieder nach Paris zurückkehrte, setzte die Mouche natürlich ihre Besuche bei Heine regelmäßig fort. Daneben wurde aber auch ein reger Briefwechsel unterhalten. Mehrere dieser Billets existieren noch. In den meisten unterschreibt er sich „Nebukadnezar II.", wie er selbst sagt, weil er so unvernünftig wie der König von Babylon war und nur Kräuter aß, die seine Köchin „Spinat" nannte. In den verschiedensten Tonarten enthalten diese Billets meist die Aufforderung, zu kommen; sie übersprudeln oft von den zärtlichsten Empfindungen. Er nennt sie sein „allerliebstes, reizendstes Kätzchen", „seine Lotosblume"; er sehnt sich nach ihrem Anblick, denn sie ist „die letzte Blume seines traurigen Herbstes". In einem dieser Briefe heißt es: „Je öfter Du kämest, desto glücklicher wäre ich. Meine liebe, kleine, allerreizendste Mouche, komm, summe mit Deinen Füßchen um mich herum! Ich kenne ein Lied von Mendelssohn, dessen Refrain lautet: »Komme bald.« Diese Melodie geht mir beständig im Kopf herum. »Komme bald!«" Ein anderes Mal: „Ich bin so krank! Nie war ein Dichter elender in der Fülle des Glücks, das seiner zu spotten schien. Ich küsse all Deine Lieblichkeit — aber nur in der Phantasie. Ich habe Dir nichts weiter zu bieten als die Phantasie, armes Mädchen!"



Heinrich Heine.

Gezeichnet von Ch. Gleyre 1852.

Nach einem Kupferstich im Verlage der Baumgärtnerschen Buchhandlung in Leipzig.

Neugierige Leute werden nun gewiß die Frage auf den Lippen haben: Wie verhielt sich Frau Mathilde zu diesem seltsamen Eindringling? Ich glaube, sie hat die Dame ignoriert, da sie ihr kaum noch gefährlich werden konnte. Andere behaupten freilich, daß sie selbst damals ihre brennende Eifersucht nicht unterdrücken konnte, und daß sie der Abneigung gegen die Fremde sehr oft deutlichen Ausdruck gegeben habe. Dafür rächte sich die gute Mouche aber, indem sie in ihren Erinnerungen ein recht ungünstiges Bild von Frau Mathilde entworfen hat. Besser stand sie sich mit der Schwester des Dichters, mit Frau Charlotte Embden. Die Art, wie er dieser geliebten Schwester seine Freundin vorstellte, ist sehr charakteristisch für den Dichter. Er drückte ihr einen Kuß auf die Stirn und sagte: „Dies ist meine Mouche!" Wie sie selbst erzählt, sprach sie dann noch lange im anstoßenden Zimmer mit der Schwester des Dichters „von dem, der beiden teuer war, wobei nichts berührt wurde, was irgend einen Mißklang hätte erzeugen können". Die Fürstin della Rocca berichtet aber in ihren Erinnerungen an Heine von einem interessanten Quiproquo am Krankenlager des Dichters, das sie doch nur von ihrer Mutter erfahren haben konnte. Wie zu anderen, so sprach auch Heine zu seinem Freunde Béranger oft mit Begeisterung von der Mouche. Dieser, von je ein großer Verehrer der Frauenschönheit, wünschte lebhaft, sie kennen zu lernen. Man verabredete ein Rendezvous, aber das Gedächtnis des alten Béranger war bereits schwach geworden, und er vergaß Tag und Stunde. So kam er natürlich zu einer ganz anderen als zur festgesetzten Zeit, um die Mouche zu treffen. Er fand auch in der That eine Dame an dem Bett Heines sitzen, und in dem Halbdunkel des Krankenzimmers hielt er sie für die Mouche. Erst später gewahrte er seinen Irrtum, denn die Dame war — Frau Charlotte Embden. Galant und liebenswürdig, wie alle Franzosen, wußte er sich aber aus der Verlegenheit zu ziehen und sagte der Schwester des Dichters die größten Artigkeiten.

Aber auch die Abneigung oder Gleichgültigkeit der Frau Mathilde vermochte den merkwürdigen und seltsamen Roman zwischen Heine und seiner jungen Freundin nicht zu stören. Sie setzte ihre Besuche fort, und er wurde von Tag zu Tag vertraulicher, ja leidenschaftlicher. Eines Tages erzählte er ihr einen seltsamen Traum, der ihm Stoff zu seinem letzten Gedicht geben sollte. Er war tot und lag starr und unbeweglich in einem herrlichen Mausoleum, das der Meißel eines großen Künstlers in vollendet schöner Form aus dem kostbarsten Marmor gebildet hatte und dessen wunderbare Reliefbilder abwechselnd erhabene und groteske Szenen, heilige und lächerliche Bilder darstellten. Es war ein Denkmal, das alle anderen an Pracht und Größe weit überragte. Am Fuße des Sarkophags blühte aus dem Boden eine Blume von dunkler Farbe hervor mit einer einzigen Blüte zwischen den lanzenförmig geschnittenen Blättern, in deren blassem Kelch man alle

Marterwerkzeuge aus der Passionszeit deutlich erkennen konnte. Plötzlich belebte sich die Blume und nahm menschliche Züge an. Ein süßes, trauriges Antlitz beugte sich liebevoll über den Toten, und dieser erkannte sogleich die wohlbekannten Züge. Was zauberte ihm dieser Traum vor? Es war das ferne Vaterland, aber nicht mehr in düsterem Zorn entflammt, nein, sanft und mild lächelte es dem Dichter, dem Menschen zu, durch dessen Leben sich die Liebe zu seinem Vaterlande in wechselnden Gestalten zog. Dieses Traumbild von der schwefelgelben Passionsblume ist noch einmal in dem letzten Gedicht Heines, das er der Mouche gewidmet, dargestellt. Es klingt wie ein poetischer Abschluß seiner Weltanschauung:

Die Gegensätze sind hier grell gepaart,
Des Griechen Lustsinn und der Gottgedanke
Judäas! Und in Arabeskenart
Um Beide schlingt der Epheu seine Ranke.

Und dieser Streit wird enden nimmermehr,
Stets wird die Wahrheit hadern mit dem Schönen,
Stets wird geschieden sein der Menschheit Heer
In zwei Partei'n: Barbaren und Hellenen!

Inzwischen wurde der Zustand des kranken Dichters immer bedenklicher. Er ahnte sein nahes Ende, aber noch einmal flackerte die scheinbar erloschene Flamme seiner Lebenskraft und Lebenslust wieder auf in den ersten Wochen des Jahres 1856. Mit Vorliebe erzählte er der Mouche in diesen Tagen die Geschichte seiner Jugend, von der blassen Veronika, vom Klostergarten, vom Rhein, von den Bädern zu Lucca. Mit besonderem Wohlgefallen lauschte er ihr, wenn sie mit ihrer melodischen Stimme ihm vorlas. Heine hatte großes Wohlgefallen an den lieblichen Märchen gefunden, die H. Laboulaye damals im „Journal des Debats“ veröffentlichte, und die Mouche mußte sie ihm jedesmal vorlesen. Eine ergreifende Szene war die ihres letzten Zusammenseins. Infolge einer Erkältung hatte sie ihre Besuche unterbrechen müssen. Als sie wieder in das Krankenzimmer trat, fiel ihr die fahle Blässe seiner Lippen auf und sie fand ihn besonders elend. „Endlich bist Du da!“ rief er ihr entgegen. Er war nicht so liebevoll gegen sie wie sonst, und sie brach in Thränen aus. Da rief er sie an sich heran, und sie mußte sich an den Rand seines Bettes setzen. „Nimm Deinen Hut ab, damit ich Dich besser sehen kann“, sagte er, und mit einer liebkosenden Gebärde zog er an ihrem Hutbande. Von einer tiefen Bewegung ergriffen, warf sie ihren Hut ab und glitt an seinem Bett nieder. Vergebens suchte sie ihr Schluchzen zurückzudrängen. Kein Wort wurde gewechselt, aber die Hand des Freundes, welche auf ihrem Haupte lag, schien sie zu segnen. Dann trat sie langsam aus dem Zimmer. Sie hatte bereits die Schwelle überschritten, als der Klang seiner Stimme deutlich zwar,

aber doch wie angstvoll zitternd ihr Ohr berührte: „Auf morgen, hörst Du, säume nicht“. Am andern Tage war Heine tot.

In früher Morgenstunde war der große Tröster erlösend an das Bett des Dichters getreten. Als die Mouche hinkam, konnte sie nur noch den Leichnam sehen, der, der Statue auf einem Grabe gleich, in der majestätischen Ruhe des Todes dalag. „Keine Spur menschlicher Leiden und Leidenschaften war auf dieser kalten Hülle zurückgeblieben; der Tod zeigte sich gerecht gegen den, der ihn geliebt und besungen hatte, und schuf ein bleiches Marmorantlitz, dessen regelmäßige Züge an die reinsten Meisterwerke griechischer Kunst erinnerten.“

Mit diesem versöhnenden Eindruck schließt die Mouche ihre Erinnerungen ab. Das Interesse des Lesers findet aber noch nicht seinen Abschluß. Im Gegenteil, die Frage regt sich jetzt erst recht auf allen Lippen: Wer war diese seltsame Frauengestalt? Wer war die Mouche?

Es ist merkwürdig genug, daß sie es bis zu ihrem Tode verstanden hat, sich in einen mystischen Schleier zu hüllen. Sie hat in jungen Jahren all ihren Verehrern das Wort zugerufen: „Nie sollst du mich befragen!“ Und in alten Tagen hat sie sich in einen stillen Winkel zurückgezogen, um der Neugierde auszuweichen.

Zunächst ihr Name. Doch „hier stock' ich schon“. Ich kenne drei Namen, die sie zu verschiedenen Perioden geführt hat. Als Fräulein van Belgern taucht sie zuerst in der Weltgeschichte auf; fünf Jahre später führt sie sich bei Heine unter dem Namen Elise Krinitz ein, und als ihre Erinnerungen erschienen, von denen ich bereits sprach, hieß sie plötzlich zum Erstaunen aller Camilla Selden. Mit diesem Namen ist sie ins Grab gegangen; den wirklichen hat aber wohl niemand erfahren. Auch über ihrer Herkunft waltet ein tiefes Dunkel, das sie selbst in dem Memoirenbruchstück, welches sie vor etwa zwölf Jahren in „Schorers Familienblatt“ erscheinen ließ, nicht gelüftet hat. Schält man das Thatsächliche aus der Umwicklung von Phrasen, die sie dort gebraucht hat, aus, so war sie die uneheliche Tochter einer Gouvernante und hat ihre Jugend in ziemlich wechselvollen Verhältnissen verbracht.

Daß sie eine Deutsche war, ließ sie selbst nicht in Zweifel, aber den Ort ihrer Geburt hat sie nie genannt. Fritz Mauthner, der sie persönlich kennen lernte, hielt sie für eine Pragerin, Alfred Meißner, der sie noch besser kannte, glaubte, sie sei eine Sächsin. Zwischen Dresden und Prag hat also jedenfalls ihre Wiege gestanden.

Man sieht aus all dem, daß die Dame viel zu verbergen hatte; denn nicht minder romantisch und merkwürdig wie ihre Kindesgeschichte sind ihre Jugenderlebnisse. Sie kam in ihrem 15. Lebensjahre mit ihrer Mutter nach Paris und

soll dort drei Jahre später einen Franzosen geheiratet haben, der aber schon nach dem ersten Rausch des Ehelebens ihrer überdrüssig wurde und, da sein Herz einer anderen gehörte, sich ihrer auf eine merkwürdige Art zu entledigen suchte. Er bot ihr nämlich eines schönen Morgens an, ihn auf einer Geschäftsreise nach London zu begleiten, und freudig ging die junge Frau auf dieses Anerbieten ein. In London angekommen, behandelte er sie in schändlicher Weise, indem er ihr kaum die nötigste Nahrung zukommen ließ und sie in ein besonderes Zimmer einschloß, wenn er ausging. Eines Tages kam er in Begleitung eines Arztes nach Hause, den er gebeten hatte, seine Frau zu untersuchen, da er sie für krank halte. „Ich bin aber nicht krank", erwiderte sie erstaunt. Der brave Mann hieß sie schweigen, das müsse er besser wissen. Nach zwei Tagen hielt ein Wagen vor der Thür, und er forderte Margot, denn so hieß sie damals, auf, mit ihm spazieren zu fahren. Sie hielten vor einer hübschen Villa und wurden von einem freundlichen alten Mann empfangen. Er führte Madame Margot in ein Gartenzimmer, dort drückte ihr der liebe Mann einen Kuß auf die Stirn und mit einem gütigen „Adieu, liebes Kind!" verließ er das Haus.

Sie war in einer Irrenanstalt. Entsetzt über ihre Lage, fast gelähmt, konnte sie sich mit dem Arzt zunächst gar nicht verständigen. Aber später überzeugte sich dieser bald, daß sie nicht geisteskrank sei. Auch die anderen Aerzte kamen zu dieser Ueberzeugung. Nun wurde sie aus dem Irrenhause befreit und in einer Familie untergebracht. Natürlich setzte sie bald darauf vor Gericht die Trennung von jenem Manne durch. Sie hatte die Absicht, nie wieder nach Paris zurückzukehren, doch als sie ihre Mutter an ihr Sterbelager rief, konnte sie nicht widerstehen und eilte zu der teuren Kranken. Nun blieb sie aber auch in Paris.

So erzählt die Fürstin della Rocca in ihren Erinnerungen an Heinrich Heine. Augenscheinlich nach den in ihrer Familie existierenden Traditionen. Sie berichtet aber auch über den Anfang der Bekanntschaft mit Heine, und zwar in etwas anderer Weise als Madame Margot-Elise-Camilla. Heine suchte nämlich damals eine Vorleserin mit angenehmem Organ und ließ eine Annonce in die Zeitung setzen. „Margot kam, und so wie er mit ihr nur einige Worte gewechselt hatte, fühlte er sich angezogen. Ihre sanfte Stimme gefiel ihm und sie wurde angenommen."

Das klingt, wie gesagt, ganz anders als der Bericht der Mouche; aber die Nachrichten, die ein anderer und durchaus zuverlässiger Mann, der die Mouche vor Heine gekannt hat, über sie gegeben, klingen wieder ganz anders als die Erzählungen der Fürstin della Rocca. Und es kann keinem Zweifel unterliegen, daß wir den Erzählungen dieses Mannes unbedingtes Vertrauen schenken können, da die Mouche sie indirekt selbst bestätigt hat. Dieser Mann war Alfred Meißner.

Der Nimbus, der über ihrem Namen lag, ist durch seine Enthüllungen allerdings stark verblaßt. Er war mit ihr schon sechs Jahre vor Heine bekannt, ja intim befreundet. Er lernte sie zuerst im Jahre 1849 auf einer Reise von Havre nach Paris im Eisenbahnwagen kennen. Sie waren beide allein im Coupé, das geistvolle, interessante Mädchen und der bildhübsche, geistvolle junge Mann, die sich gegenseitig sehr gefielen. Das Verhältnis wurde bald ein vertrautes. Beim Scheiden gab sie dem jungen Dichter einen Ring zum Andenken, verschwieg aber hartnäckig ihren Namen und ihre Wohnung. „Nennen Sie mich Margot", sagte sie schmachtend. Als Meißner zwei Jahre darauf nach Paris reiste, traf er sie dort wieder, und beide verlebten sehr fröhliche Tage. Auch damals kannte er ihren Namen nicht. „Was führte sie überhaupt zu mir? Verließ sie eine achtbare Familie, Vater und Mutter, einen Geliebten vielleicht, einen Gatten?" fragte er sich später.

Im folgenden Jahre war Alfred Meißner in London und wanderte eines Tages wohlgemut durch die Regent Street. Da erblickte er plötzlich seine schöne Unbekannte, die mit einer älteren Begleiterin aus einer Equipage aussteigt, um in einen Juwelierladen einzutreten. Sie ist diesmal in viel glänzenderer Toilette, als in Havre und Paris. Natürlich stürzt er sofort auf sie zu: „O, Margot, ist's möglich, Du in London?" Doch da kam er schön an. „Sie irren, Monsieur, ich habe Sie nie gesehen." Margot geht vorüber, Margot kennt ihn nicht. Jahre vergingen. Das Bild der heiteren Freundin erblaßte allmählich in der Erinnerung Alfred Meißners; sie selbst hatte ja durch die letztgeschilderte Szene jeden Faden zerschnitten. Da erhielt er plötzlich im März 1856 einen Brief aus Paris, der mit folgenden Worten anfing: „Da wäre ich denn wieder in Paris; nach fünf Jahren, die durch Krankheiten, Kämpfe, Leiden aller Art ausgefüllt waren. Da wäre ich denn wieder in Paris, wo ich Sie kennen lernte, um Sie nie wieder zu vergessen. Fünf Jahre! Eine Ewigkeit, wenn man darin erfährt, was das Herz solcher Frist leiden und dulden kann! Doch lassen wir die Vergangenheit. Ich will nur wissen, ob Sie jener noch manchmal gedenken, die zuletzt in London Sie so hartnäckig verleugnet — verleugnen mußte".

Der Brief traf Meißner seltsamerweise kurz vor einer Abreise nach Paris. Sie hatte wieder eine neue Adresse angegeben: „Sarah Dennigson, poste restante". Als Meißner sie aufsuchte, erzählte sie ihm alles über ihre Beziehungen zu Heine, zeigte ihm die Briefe und Gedichte, die sie von diesem empfangen, und gestattete ihm, dieselben zu kopieren. Meißner hat in der That auch zuerst diese Briefe mitgeteilt. Sie sind mit Bleistift in großen Schriftzügen niedergeschrieben wie fast alle Briefzeilen (siehe 5. Beilage), die aus seinen letzten Lebenstagen herrühren und uns zeigen, welche Mühe dem armen Heine das Schreiben auf der Matratzengruft gemacht hat. Eine Zeitlang bestand noch ein Briefwechsel zwischen beiden,

der sich jedoch nur auf Heine bezog. Nun wurden die Intervalle immer länger, bis 1860 ganz überraschend ein aus Wien datierter Brief kam, der Meißner mitteilte, die Mouche sei in Prag gewesen, wo sie ihn nicht gefunden habe; sie sei jetzt auf einer Reise nach Gmunden und Ischl begriffen. „Es waren dies die letzten Zeilen, die ich von ihr erhalten, und überhaupt das letzte Lebenszeichen, das mir von ihr geworden."

Wie groß war aber sein Erstaunen, als zwei Jahre später Madame Belgern-Krinitz-Dennigson unter dem Namen Camilla Selden als Schriftstellerin auftrat und ihre „Erinnerungen an Heines letzte Tage" herausgab. Ich besitze eine Reihe von Briefen Alfred Meißners aus jenen Tagen, die ein helles Schlaglicht auf die Dame werfen, und ich trage kein Bedenken, diese jetzt zu publizieren. Einen habe ich bereits im sechsundzwanzigsten Kapitel mitgeteilt. Ein zweiter Brief Meißners an mich lautet folgendermaßen:

„Bregenz, 3. Dezember 1883.

Verehrter Herr und Freund!

Das Buch »Les derniers jours« habe ich gelesen; es ist in der That von der Mouche. Ich war davon sehr überrascht. Ich hatte seit 23 Jahren nichts mehr von ihr gehört. Seitdem — vor etwa drei Tagen — ist das Feuilleton Wilhelm Singers in der „Neuen freien Presse" erschienen. Auch Sie werden es gelesen haben. Singer hat sie als Lehrerin am Lyceum in Rouen angestellt gefunden. Sie muß jetzt etwa 57 Jahre alt sein, aber die Beschreibung paßt vollständig. Er behauptet, sie sei eine Pragerin, das glaube ich nicht. Ich halte sie für eine Sächsin. Mir gegenüber hätte sie sich doch als Pragerin verraten; doch nie deutete etwas darauf hin. Jetzt nennt sie sich Selden, doch im Jahre 1849 nannte sie sich van Belgern, später Madame de Krinitz; wie es sich mit ihrem wahren Namen verhält, weiß ich nicht. Sie hat offenbar mancherlei zu verbergen. Das Büchlein ist ganz in ihrem Stile geschrieben. Es kann nichts wesentlich Neues darin sein; alles Interessante habe ich aufgezeichnet.

Herzlichen Gruß Ihr

Alfred Meißner."

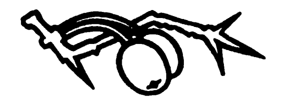
In einem dritten Briefe aus demselben Jahre schrieb mir Meißner:

„Denken Sie nur, lieber Freund, daß Mathilde keine Ahnung von dem Verhältnis hatte. Sie wußte nur, daß eine junge Dame einigemal in der Woche zu ihrem Henri gekommen, stundenlang bei ihm gesessen und ihm vorgelesen, oder daß er ihr diktiert habe. »Ich habe mich nie viel darum gekümmert«, sagte sie mir, »nur ist mir zuweilen der Gedanke gekommen, ob es nicht ein heimlicher Spion wäre!« Sie sehen, wie weit die Intelligenz Mathildes sich erstreckte. Vielleicht finde ich noch einige Briefe der Mouche, sie hatte die Absicht, meine »Erinnerungen an Heine« zu übersetzen und in der »Revue des deux Mondes« unterzubringen. Ich weiß nicht, ob sie diese Absicht ausgeführt oder ob jene Zeitschrift die Uebersetzung nicht angenommen. Der letzte Brief, den ich von ihr erhielt, stammt aus dem Jahre 1860, wo sie eine Reise nach der Heimat machte

und mir aus Prag schrieb, daß sie bedaure, mich dort nicht gefunden zu haben. Sie sei auf einer Reise nach Gmunden und Ischl begriffen und hoffe bestimmt auf ein Wiedersehen. Diese Hoffnung ging aber nicht in Erfüllung, und später habe ich kein Lebenszeichen mehr von ihr empfangen."

Und in einem Brief vom 22. Dezember des folgenden Jahres heißt es: „Ein Porträt der Mouche aus alter Zeit besitze ich nicht. Die Photographie war noch nicht erfunden. Außerordentliche Reize waren auch nicht da. Heine lernte das Fräulein acht Jahre später kennen als ich; da war auch die beauté de diable fort. Ueberhaupt, lieber, verehrter Freund, machen Sie keine Idealgestalt aus dem Mädchen; es kommen da Nachgrabungen — kurz, es ist besser, alles im Schleier zu lassen".

Dieser Ansicht hat eigentlich auch Camilla Selden gehuldigt. Man erfährt aus ihren Erinnerungen wenig, und einer der Briefe, die ich von ihr besitze, schließt mit dem Angstruf: „Werter Herr, schützen Sie mich nur ja vor Indiskretionen!" Es bleiben also, wie gesagt, Rätsel genug in der Geschichte der Dame, aber die wesentlichsten scheinen nun doch gelöst. Sie war das rechte Mädchen aus der Fremde. Niemand wußte, woher sie kam, wohin sie ging, aber sie brachte manchem Gaben und Früchte, und was noch mehr ist: sie war die letzte Liebe des sterbenden Dichters, und als solche verdient sie die dankbare Erinnerung der Nachwelt.





Viertes Buch.

Die Nachwelt.

Achtundzwanzigstes Kapitel. Heinrich Laubes Grabrede.

Am 17. Februar 1856 in grauer Morgenfrühe ist Heinrich Heine gestorben. Sein Schwanengesang war das Lied von der schwefelgelben Passionsblume, dessen wir im vorigen Kapitel gedacht haben. Bis in die letzten Lebensmomente behielt er sein volles Bewußtsein, und noch in den Stunden vor dem Todeskampfe erleuchteten seine Geistesblitze die armselige Matratzengruft. Besonders qualvoll war die letzte Nacht. Der Tod trat morgens gegen 5 Uhr durch Erbrechen ein, wie die Todesanzeige des behandelnden Arztes Dr. David Gruby (siehe 6. Beilage) an Heines Bruder Maximilian erhärtet.

Nach dem im Testament ausgesprochenen Wunsche fand das Leichenbegängnis am 20. Februar um 11 Uhr vormittags still und prunklos auf dem Kirchhof Montmartre statt. „Je demande“, heißt es in jenem Schriftstück, „que mon convoi soit aussi modeste que possible et que les frais de mon enterrement n'excèdent pas le montant ordinaire de celui du plus simple bourgeois.“ Dieser Wunsch des sterbenden Dichters ist auch erfüllt worden.

Ich verdanke der Güte eines Freundes, der dem Leichenbegängnisse beigewohnt, die folgende Schilderung desselben:

„Es werden bald vierundvierzig Jahre her sein, seitdem man Heine zu Grabe getragen hat, aber so sehr auch die Erinnerung an dieses Ereignis in meinem Gedächtnis erblaßt ist, sehe ich doch noch immer ein kleines Häuflein, meistens aus Deutschen bestehend, die ihm das Geleit nach dem Montmartre gegeben haben. Ob auch Moritz Hartmann und Kalisch (nicht David), die damals in Paris lebten, darunter waren, kann ich nicht behaupten; letzterer war zur Zeit krank. So viel weiß ich ganz gewiß, daß Alexander Dumas père da war, und ich sehe noch den grauen Krauskopf angelaufen kommen und sich die Stirn wischen, als die kleine Versammlung bereits auf dem Kirchhofe war. Von anderen hervorragenden Fran-

zosen war nur, soviel ich weiß, der damals noch ziemlich jugendlich aussehende Theophile Gautier zugegen. Ferner schweben mir nur zwei weibliche Gestalten vor, es waren Mathilde, des unglücklichen Dichters Weib, und ihre Freundin Pauline, die nun auch vor einem Jahre verstorben ist. Auf dem Kirchhofe angelangt, wurde der schmucklose Sarg in ein provisorisches Grabgewölbe hineingeschoben, da das seinige noch nicht fertig war. Ich vernahm keinen Laut, sah keine Thränen, und mir fielen dabei die Worte ein:

Keine Messe wird man lesen,
Keinen Kaddosch wird man sagen;
Nichts gesagt und nichts gesungen
Wird an meinen Sterbetagen."

In Deutschland erregte die Trauerkunde nur geringe Teilnahme. Man staunt darüber, wenn man die großen Zeitungen aus jenen Tagen durchblättert, wie wenig sie von dem großen Poeten zu berichten haben. Es scheint, als ob man in Deutschland schon seit Jahren den Dichter als einen toten Mann anzusehen sich gewöhnt hatte. Selbst das Blatt, das sich mit den glänzenden Schwingen seines Geistes jahrelang geschmückt hatte, brauchte zwei volle Monate, um einen Nekrolog auf Heinrich Heine zu stande zu bringen, der übrigens nur wenig von den innigen Sympathieen merken ließ, die die früheren Leiter dem Dichter entgegengebracht hatten. Selbst die Freunde waren verstummt. Erst ein Jahr später trat Alfred Meißner auf den Plan, um für Heine Zeugnis abzulegen.

Einer von diesen Freunden hatte ihm allerdings schon zehn Jahre vorher die Grabrede gehalten. Ich habe in diesem Buche den Namen Heinrich Laube oft zu erwähnen Veranlassung gehabt. Man weiß, daß er einer der besten, wo nicht der beste Freund Heines in guten wie in schlimmen Tagen gewesen ist. Es war mir deshalb eine aufrichtige Genugthuung, als ich vor einigen Jahren in dem Nachlaß eines alten Autographensammlers den Nachruf fand, den Heinrich Laube gehalten, als 1846 eine allerdings falsche Nachricht von Heines Tode sich in Deutschland verbreitet hatte. Dieser Nachruf hat selbst schon eine Geschichte. Ehe ich aber von dieser spreche, möchte ich einige Worte über Laube selbst sagen, dem ich bei meinen Arbeiten über Heine so viele nützliche Winke und wertvolle Mitteilungen zu danken habe.

Als ich 1879 Laube in Wien persönlich kennen lernte, war bereits eine mehrjährige Korrespondenz mit ihm über Heine vorausgegangen. Schon in der ersten Unterhaltung skizzierte er in scharfen Umrissen seine intimen Beziehungen zu Heine. In meinem Notizbuche finden sich darüber folgende Aufzeichnungen:

„Ja, Heine; Sie haben recht, ich hätte seine Biographie schreiben sollen. 1846 nach der falschen Todesnachricht wollt ich's, 1856 nach dem wirklichen Tode konnt

ich's nicht mehr. Ich steckte schon zu tief im Theaterwesen. Und doch muß man Heine gekannt haben, um ihn zu schildern. Er war im Grunde genommen ein einfach guter Mensch, ja er hatte geradewegs ein philisterhaft gutes Herz — aber einen bösen Mund. Und wie böse! Er konnte über seine Frau, seine Brüder, seine Freunde die grausamsten Witze machen, aber er konnte ihnen keine Gefällig-



Heinrich Laube.
Gezeichnet von J. Kriehuber 1848.

keit, keinen Wunsch abschlagen. Gegen mich war er immer ausnehmend gut. Ich kann's noch heute nicht verstehen, warum, denn ich habe wenig dazu gethan; ja, ich muß gestehen, daß ich gerade Heines Güte gegenüber jahrelang sehr mißtrauisch und zurückhaltend geblieben bin. Er war mir aber gewogen und überhäufte mich zeitlebens mit Beweisen seiner Güte. Durch ihn habe ich Paris und die Franzosen kennen gelernt. Er führte mich zu Thiers, Mignet, Lamartine, George Sand, Béranger, Eugen Sue. Sie können sich heute kaum vorstellen, wie angesehen er

bei den Franzosen war. Eine Karte von Monsieur Heine öffnete jeden Salon in Paris. Und ich muß sagen, daß er in Gegenwart von Franzosen Deutschland immer sehr hoch stellte. Er machte keinen Witz und duldete keinen Angriff. Gingen wir aber aus einer französischen Gesellschaft weg, dann ließ er seinem Witz die Zügel schießen, dann kamen Jahn, Venedey, Maßmann und die ganze Galerie an die Reihe. Es wäre ja undankbar, sagte er, wenn ich diese armen Leute verlassen sollte, nachdem sie mir so lange gedient. Wer spräche dann noch von ihnen! 1847 sah ich Heine zum letztenmale. Ich war erschrocken über sein Aussehen, der Tod saß ihm auf dem Gesicht, sein Geist aber war unverändert und sein Naturell unberührt. Damals mußte ich mit ihm sein Testament machen und ihm versprechen, seine Schriften nach dem Tode herauszugeben. Als ich mich von ihm verabschiedete — Alfred Meißner war dabei — weinte er wie ein Kind. Ich werde es nie vergessen. Später kam es allerdings anders. Mein Buch über das Frankfurter Parlament mißfiel ihm und er schrieb mir darüber einen heftigen Brief, in dem er mich fast wie einen Verräter an der Freiheit behandelte. Das ließ ich mir nicht gefallen und antwortete ihm, daß, wer in einem Glashause sitze, nicht mit Steinen werfen dürfe. Dann kamen Klatschereien, Mißverständnisse und dergleichen. 1851 wandte er sich an mich, ich sollte ihm die Tantièmen des Ballets »Satanella« verschaffen, da dies eigentlich sein »Doktor Faust« sei. Ich gab mir Mühe, umsonst. Natürlich. »Satanella« war eben nicht sein »Doktor Faust«. Auch später ließ er mir wiederholt durch seinen Bruder Gustav Botschaft und Grüße, hie und da einen mit Bleistift mühsam geschriebenen Zettel in gleichwohl sehr großen und deutlichen Schriftzügen zukommen. Noch vierzehn Tage vor seinem Tode schrieb er an mich im Interesse der Tochter seines Arztes, die zum Theater gehen und in Wien auftreten wollte. Leider sind die meisten seiner Briefe, die ich sorgfältig aufgehoben, bei einem Brande in meiner früheren Wohnung verloren gegangen. Was ich davon behalten, habe ich zur Zeit Strodtmann für seine Ausgabe überlassen."

Das war die erste Mitteilung, die mir Laube über Heine machte. Ich habe schon oben erwähnt, daß dieser im Laufe der Jahre noch viele andere von erheblichem Werte mündlich und schriftlich folgten.

Geradezu vernichtend ist ein Brief, den mir Laube im Herbst 1880 über die Erinnerungen an Heine schrieb, die dessen Nichte damals hatte erscheinen lassen. Der Brief ist in seiner klassischen Derbheit gar nicht zu veröffentlichen. Auf das Thema der Biographie kam er überhaupt noch oft zurück. Ja, er hatte bereits die Geneigtheit ausgesprochen, alle seine Erinnerungen an Heine in einem Buche zusammenzustellen. Leider kam auch dieser Plan, wie so viele andere aus seinen letzten Lebensjahren, nicht zur Ausführung. Laubes Güte verdankte ich auch einen

Aufsatz von Heine über ihn selbst, den er volle 42 Jahre in seinem Schreibtische aufbewahrt hatte. Und doch war dieser Aufsatz des Lobes voll über die „ästhetischen Begabnisse“, die Macht der Darstellung, die Phantasie und den Scharfsinn seiner Schriften, sowie über die Biederkeit, Ehrlichkeit und Lauterkeit seines ganzen Wesens. Der Aufsatz schließt mit den Worten: „Daß die Wahrheit auch geistreich sein könne, davon giebt uns Laube einen erquickenden Beweis. Und ach! wir bedurften eines solchen Trostes in einer Zeit, wo die geistreiche Lüge sich ausspreizt in ihrem brillantesten Dünkel“.

Man kann ohne großen Zwang diese Worte des Dichters sicher auch auf den Nachruf ausdehnen, den er ihm selbst gewidmet hatte und zu dem ich nunmehr übergehen möchte. Es war im Juli 1846, als Heine von den Aerzten in das Pyrenäenbad Barèges geschickt wurde. Seine Krankheit hatte eine so bedenkliche Wendung genommen, daß man damals schon das Schlimmste befürchtete. Etwas von diesen Gerüchten drang auch nach Deutschland und steigerte sich dort zu einer Nachricht von dem Tode Heines, die ihre Bestätigung zu finden schien in einer Pariser Korrespondenz der Brockhausschen „Deutschen Allgemeinen Zeitung“. In dieser hieß es, Heine sei am 31. Juli im Glockenthale bei Thun im Kanton Bern, wohin ihn die Aerzte geschickt hätten, infolge eines Schlaganfalles seinen Leiden erlegen.

„Heine ist tot! Mit diesen Worten stürzte mein Schwager Aurelio ins Zimmer, wo ich eben meiner Frau einen Zeitungsartikel Heines aus Paris in der »Allgemeinen« vorlas! Wenn der Blitz neben uns eingeschlagen hätte, wir wären beide nicht mehr erschrocken als bei diesen Worten. Es hat ein paar Stunden gedauert, bis ich's überwunden hatte. Dann setzte ich mich hin und schrieb einen Artikel für die »Augsburgerin« über Heine.“

So erzählte mir Heinrich Laube nach sechsunddreißig Jahren den Eindruck jener Todesbotschaft, der sich aber bald wieder verwischte, als die „Augsburger Allgemeine“ abends anlangte und einen Artikel Heines aus Barèges brachte, der das gründlichste Dementi der über ihn verbreiteten falschen Gerüchte bildete. Aber Laube hatte seinen Aufsatz unter dem ersten Impulse des Schmerzes schon geschrieben und abgeschickt. Glücklicherweise besitze ich auch den Brief, mit welchem er seine Einsendung an Dr. Gustav Kolb, den Redakteur der „Allgemeinen Zeitung“, begleitete. Er hat folgenden Wortlaut:

„Leipzig, den 7. August 1846.

Anbei, verehrter Freund, ein Grabartikel »Heinrich Heine«, der Ihnen hoffentlich zu sofortigem Abdruck willkommen sein wird. Wie ein Donnerschlag hat uns hier die Nachricht getroffen, und ich bin noch ganz außer mir.

Helfen Sie mir Ihren langjährigen Mitarbeiter schützen und verherrlichen gegen die Mächte der Mittelmäßigkeit, die nun über den toten Panther herfallen werden. Sie kennen seine

Schwächen und Fehler, aber Sie wissen auch, daß seine Vorzüge ihresgleichen nicht hatten und daß wir unser größtes Dichtergenie verloren haben.

Die von mir vorgeschlagene Redaktionsunterschrift bitte ich Sie im wesentlichen anzunehmen. Möge es Ihnen wohlgehen! Das wünscht mit tausend Grüßen

Ihr ergebenster

Laube."

Als dieser Brief nebst dem darin erwähnten Artikel in Augsburg eintraf, hatte Kolb, nachdem er am angeblichen Todestage Heines eine Korrespondenz von diesem erhalten, bereits einen zweiten Brief des Dichters, in dem dieser sich über die Machinationen seiner Feinde beklagte, welche die falsche Nachricht ausgesprengt hätten. Kolb nahm nun den Aufsatz Laubes natürlich nicht auf, sondern legte ihn zu den übrigen Manuskripten, denen ein gleiches Schicksal beschieden war.

Dort blieb er, obwohl Laube noch oft seinen Artikel sich zurückerbeten. Ich selbst besitze zwei solcher Briefe. In dem einen, vom 24. September 1846, heißt es: „Vergessen Sie nicht, verehrter Freund, mir den Heine-Epilog heim zu adressieren". In dem zweiten, vom 11. März 1847, dankt Laube für die Rücksendung einzelner Manuskripte und fährt dann fort: „Den Heineschen Nekrolog haben Sie doch wohl nicht gefunden; er war nicht dabei. Leider wird er wahrscheinlich in umgearbeiteter Gestalt bald nötig werden: ich habe eben Briefe aus Paris, in denen sein Zustand als hoffnungslos bezeichnet wird. Ich eile nun deshalb zu ihm, um ihn jedenfalls noch am Leben zu finden".

In der That hatte der Vorgang auf Heine sehr ungünstig gewirkt. Kaum aus dem Bade zurückgekehrt, schreibt er am 1. September jenes Jahres an seinen Verleger: „Ich habe lange mit Schreiben gezögert, hoffend, es würde mit mir besser gehen, so daß ich Ihnen erfreulichere Dinge zu melden hätte als heute; leider aber hat mein Zustand, der sich seit Ende Mai bedenklich verschlimmert, in diesem Augenblick eine so ernsthafte Form angenommen, daß ich selbst erschrecke ... Was soll ich zu dem Zufall sagen, der eben in jetziger Zeit eine falsche Todesnachricht von mir in Deutschland verbreitete? Diese hat mich eben nicht ergötzlich gestimmt. Zu anderen Zeiten hätte ich darüber gelacht. Zum Glück hatte ich fast gleichzeitig einen Artikel in der »Allgemeinen Zeitung«, der meinen Feinden gewiß eine Freude verdorben hat, wenn sie nicht etwa selbst jene Nachricht geschmiedet". Und auf den freundschaftlichen Brief, in dem ihm Laube, am 10. Oktober, zu dem neugewonnenen und nach dem Sprichwort nun doppelt langen Leben gratulierte, erwidert Heine erst acht Tage später aus Paris: „Schicken Sie mir doch meinen Nekrolog; eine solche Freude, ihren eignen Nekrolog zu lesen, wird selten den Sterblichen geboten. Die falsche Todesnachricht hat mich jedoch sehr verstimmt, und es thut mir leid, daß auch meine Freunde dadurch affiziert wurden; zum

Glück kam die rektifizierende Nachricht, wodurch mein Untod gemeldet ward, schnell hinterdrein. Sie wundern sich, daß so viele falsche Nachrichten über mich in Umlauf, und sagen, daß ich komplett mythisch werde. Ich könnte leicht den Schlüssel zu diesen Mythen geben und Ihnen überhaupt die Quellen anzeigen, woraus all die mehr oder minder albernen, aber jedesmal bösgemeinten Notizen über mein Privatleben fließen".

Wiederholt bat Heine noch in späteren Briefen Laube, ihm seinen Nekrolog zu schicken, den er gar zu gern gelesen hätte; wiederholt bat Laube Kolb um Rücksendung des Manuskripts; vergeblich. Eher erhält man bekanntlich von dem säumigsten Schuldner eine geliehene Summe zurück, als von dem Redakteur eines großen Blattes ein nicht abgedrucktes Manuskript! „Wo ist der Nekrolog?" Mit diesen Worten empfing Heine den alten Freund Ende März des darauffolgenden Jahres in seiner Wohnung zu Paris. — „In Kolbs Papierkorb!" war die lakonische Antwort Laubes. Dann erst erfolgte die herzliche Begrüßung beider Freunde.

„Und in diesem Papierkorb ist er wohl untergegangen", so schloß Laube seine Erzählung von den Schicksalen des Heine-Nekrologs, als ich ihn in den ersten Januartagen 1882 zum letzten Male sah.

Es ist ein wunderbares Spiel des Zufalls, daß dieser so lang gesuchte und so schwer vermißte Aufsatz nun doch ans Licht der Sonne gekommen ist. Ein eifriger Autographensammler fügte das Manuskript seinen übrigen Schätzen hinzu, und unter ihnen hat es, bis zu seinem eigenen Tode, fast vierzig Jahre lang, gelegen. Und so gelangte es nun, nach manchem Horazischen Neunjahr, zur Veröffentlichung.

Ueber den Wert der Arbeit selbst und ihre Bedeutung mögen die Leser urteilen. Aber ich meine, um es kurz zu sagen, daß dieser Aufsatz das Beste, jedenfalls aber das Wahrste ist, was je über Heine geschrieben worden ist; daß er ferner zu dem Besten, jedenfalls aber zu dem Innigstempfundenen gehört, was Laube je geschrieben hat; daß er schließlich durch die interessanten Mitteilungen aus Heines Leben, durch die feine Charakteristik des Freundes, durch die treffliche Zusammenfassung aller seiner Fehler und Vorzüge zu einem einzigen Bilde nicht geringen biographischen und litterarhistorischen Wert besitzt:

Heinrich Heine.

Leipzig, den 6. August 1846.

Soeben lese ich in hiesiger Zeitung die Nachricht, daß Heinrich Heine im Glockenthale bei Thun im Kanton Bern an einem wiederholten Schlaganfalle verschieden

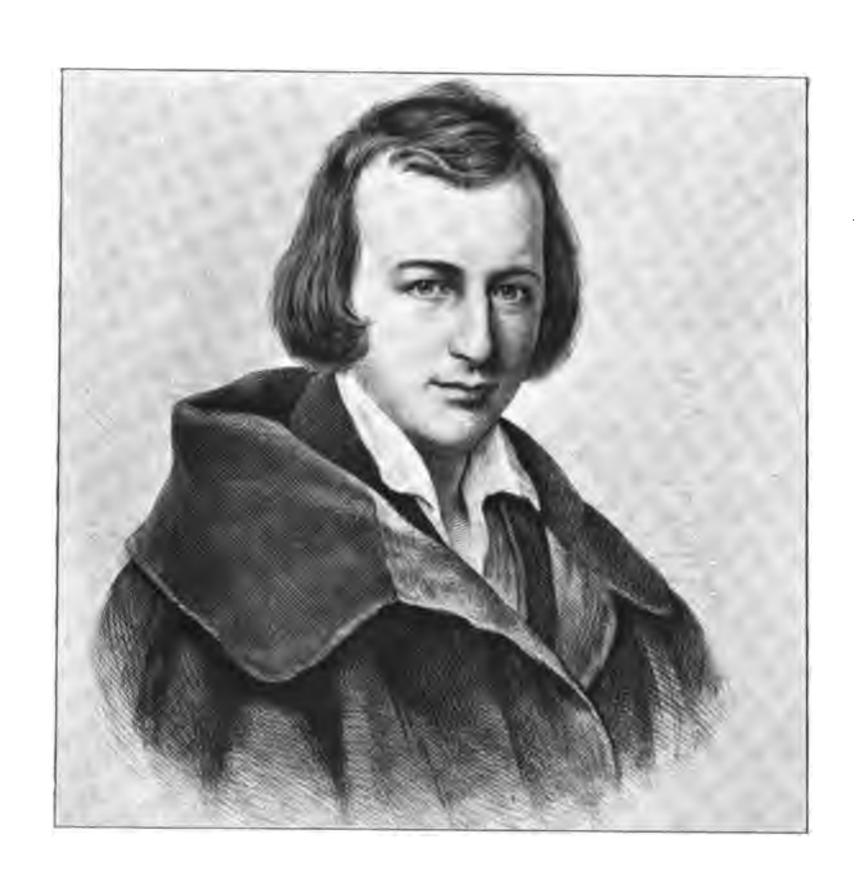
ist, und diese Nachricht trifft mich wie ein Blitzstrahl. Wohl wußte ich von seiner Krankheit, die schon im vorigen Jahre ihn mit Blindheit bedrohte, wohl hatte ich aus Journalen bald diese, bald jene traurige Kunde aus neuester Zeit über ihn erfahren, aber teils widersprachen sich diese Notizen in wichtigen Punkten, teils ist leider neuerdings die verwerfliche Manier eingerissen in den belletristischen Journalen, auffallende Nachrichten zu erfinden und hinterher als Puffs zu belachen, teils war ich einer direkten Benachrichtigung durch Heine selbst gewärtig, sobald er sich im Leben selbst bedroht fühlen sollte. Das hatte er mir versprochen, und sein letzter, allerdings schon vor längerer Zeit geschriebener Brief ließ durchaus nicht solch ein Aeußerstes befürchten, wenn er auch traurig genug klang. „Ich hätte Ihnen, liebster Laube", hieß es darin, „längst gedankt, aber der Zustand meiner Augen erlaubt mir wenig nur zu schreiben, und ich bin überhaupt seitdem sehr unpäßlich gewesen. Mein Uebel ist eigentlich eine Paralysie, welche leider zunimmt. Ich arbeite gar nichts, kann keine sechs Zeilen hintereinander lesen und suche mich zu zerstreuen; Herz und Magen, vielleicht auch das Gehirn ist gesund. Meine Familienangelegenheiten sind jetzt so halb und halb in Ordnung, und wären sie es nicht, so würde ich mich doch in einem Augenblicke, wo ich körperlich so bedenklich angegriffen, wenig drum bekümmern. Meine Stimmung ist eine heitere, ja eine lebenslustige; es fehlt mir nicht an Proviant, ja sogar an Glück, und bin obendrein verliebt — in meine Frau. Körperlich aber geht es mir hundsföttisch schlecht! — Meine Frau läßt Sie und Madame Laube recht freundschaftlich grüßen; ich habe versprochen, diese Grüße neben den meinigen zu besorgen. Wann sehen wir Euch mal wieder in Paris? Da Sie sich jetzt so viel mit der Bühne beschäftigen, gäbe Ihnen Paris ja gewiß bessere Ausbeute als in früherer Zeit. — Grüßen Sie mir Freund Kuranda; ich werde ihm schreiben, sobald meine Augen nur ein leidliches sich bessern. — Ich lebe hier ganz isoliert; was dort vorgeht, weiß ich nicht, selten meldet mir Campe etwas, und ich bitte Sie daher, mich in Kenntnis zu setzen, wenn sich bei Euch etwas ereignet, was für mich von persönlichem Interesse. — Ich habe Ihnen Felicien David empfohlen; persönlich ist er mir wenig bekannt. Er macht hier Furor neben Tom Pouce und den Eisenbahnaktien. Schreiben Sie mir bald; jedes Zeichen freundschaftlichen Interesses thut mir jetzt wohler als je, und Sie gehören zu den dreiundeinhalb Menschen, die ich in Deutschland liebe. Ihr Heinrich Heine."

Ich schrieb sogleich, und da Monat auf Monat verging, ohne daß ich eine Antwort erhielt, und ich ihn doch dringend gebeten, mir Nachricht geben zu lassen, falls sich etwa sein Zustand verschlimmern sollte, damit ich im Falle ernstlicher Gefahr zu ihm eilen könne, so meinte ich, es sei nicht übler geworden und seine große Empfindlichkeit bei körperlichen Gebrechen, welche ihm seine Umgebung gern vorwarf, werde

nicht schweigen bei wirklicher Gefahr. Da giebt auf einmal die Zeitung in drei kargen Zeilen so fürchterliche Antwort: Heine ist tot! Die Thränen stürzen mir aus den Augen, indem ich solchen unersetzlichen Verlust niederschreibe, und da ich wohl einer der Wenigen bin, welche heiße Thränen weinen über diesen Verlust, denn er hatte Millionen Bewunderer, aber wenig Freunde, so fühle ich mich berufen, sogleich öffentlich meinen Schmerz auszudrücken und sogleich vor das Grab zu treten, an welchem vielleicht kein einziger deutscher Freund gestanden, als sie die zerstörte Hülle eines wundervollen Geistes verscharrten, und sogleich Blumen und Thränen zu bringen von einem Landsmanne, der ihn herzlich und treu geliebt hat und herzlich und treu lieben wird, solange er lieben kann, was auch die Feinde des Verstorbenen gegen ihn sagen und mit gutem Grunde gegen ihn sagen mögen. Ich wollte, sie hätten tausendmal recht, Du aber lebtest noch! Ich wollte, sie schrieen zu Tausenden: „Philister über Dir!" Du aber lebtest noch! Um den Sieg wäre mir nicht bange, denn Dein Geist war unüberwindlich, weil unerschöpflich. Nun aber liegst Du im Grabe, und unüberwindliche Erde bedeckt und erstickt Deinen mit Schwertern bewaffneten feinen Mund, Dein mit Pfeilen bewehrtes schalkhaftes Auge, und uns kleinem Häuflein, die Dich nicht bloß bewunderten, sondern auch liebten, uns bleibt nichts übrig als die eintönige Totenklage und die einfarbige Aussicht in eine Zukunft, welche nicht mehr überrascht werden kann durch Deine blitzende und donnernde Geistererscheinung.

Unwiederbringlich dahin! Unersetzlich! — Fürchterliches Wort für uns, die wir zurückblicken und hungern und dürsten nach einem Genius. Tragt Eigenschaften herbei von links und rechts, und setzt sie zusammen zu einem Koloß und facht ihm Leben ein mit allen Hilfsmitteln, wo nehmt Ihr die Flamme her, welche Genie heißt und unmittelbar aus der Hand des Gottes gefallen ist und in die Hand des Gottes zurückfliegt, bis sich ihm nach Jahrhunderten wieder einmal die Gelegenheit bietet, unter die Menschen herabzuschlüpfen! Unersetzlich!

Kläglich nimmt es sich aus neben solchem Verluste, wenn ich nun mit ein paar äußerlichen Bezeichnungen an Deinem Grabe schildern soll, wie Du persönlich gewesen. Mein Auge ist trübe und unterscheidet keine deutlichen Umrisse von Deiner, ohnedies für das klarste Auge so schwer zu fassenden Gestalt. Ich versuch' es nur, um sogleich und öffentlich zu sagen, daß auch Dein persönliches Interesse vertreten sein soll durch Deine Freunde, und daß ich unter diesen jeden Augenblick bereit bin, für Deines bürgerlichen Namens Wert mit allen Kräften einzustehen, wenn die Widersacher ihn antasten wollten — für Deinen Dichternamen braucht es keines Testamentsvollstreckers; keine Macht der Erde lischt ihn aus der goldenen Tafel der Geschichte, welche die Namen großer Dichter verewigt. Du hast unsere Welt verherrlicht; wie wenige können dies sich nachsagen lassen ohne Furcht



Heinrich Heine.

Gemalt von Julius Giere 1838.



vor Widerspruch! Und Dein Dichtername hat keinen gegründeten Widerspruch zu fürchten.

Es ist bekannt, daß Heine 1797 in Düsseldorf geboren ist und dort seine Kinderjahre verlebte, dann aber durch Uebersiedelung der Seinigen Hamburg zur Heimat erhalten hat, daß er in Göttingen und Berlin studiert und bei allen Reisen und Ortsveränderungen bis zum Jahre 1830 immer Hamburg als seine spezielle Heimat bewohnt und betrachtet hat. Nach der Julirevolution erwählte er sich Paris zum Wohnorte, und dort hat er, über fünfzehn Jahre lang, die zweite wichtige Hälfte seines litterarischen Lebens, im babylonischen Exile, wie er zu sagen pflegte, zugebracht. Gegen Ende des Jahres 1843 kam er zum ersten Male wieder nach Deutschland, um noch einmal seine Mutter in Hamburg zu sehen, an welcher er mit großer Zärtlichkeit hing, und die, soviel ich weiß, jetzt den Schmerz hat, ihn zu überleben. In seiner jugendlichen schmächtigen Erscheinung vor dem Pariser Aufenthalte habe ich ihn nicht gekannt. Die Abbildungen, welche in Deutschland von ihm grassieren, gleichen ihm nicht, und er rechnete diese Entstellungen zu seinem deutschen Unglück. Uebrigens war er mit seinen wechselvollen kleinen Zügen schwer zu treffen. Eine Lithographie nach Jules Giere stellt ihn recht gut und jedenfalls am besten dar. Als ich ihn 1839 das erste Mal sah, war er ein wohlgenährter, beinahe feister Mann von kleiner Mittelgröße, mit einem Antlitz der feinsten Züge, äußerst schelmischen Augen und fein geschnittenem Munde. Er trug das Haupt leicht vorgebeugt, und da er die kleinen Augen gewöhnlich zur Hälfte zudeckte mit den Augenlidern, so hatte das ganze Gesicht etwas Verschleiertes, welches ungemein interessant war und mit dem schönen Teint unter braunem Haar, mit dem fleischigen Körper und der weißen kleinen Hand an die jungen Abbés im vorigen Jahrhundert erinnerte. Sein Sprachorgan war weich und angenehm. Er litt oft an den Kopfnerven, war aber übrigens ein kerngesunder Mensch, und selbst nach einleitender, fast stereotyper Klage über den Kopf verriet er keine Spur mehr von Unwohlsein, sobald sein Geist angeregt wurde. „Ihr Kopfübel", pflegten wir ihm zu sagen, „ist die Furcht vor Langerweile." Diese Furcht war denn auch allmählich zu einer unangenehmen Manieriertheit ausgeartet, welche ihn für alle Fremden und für alle Menschen, die ihn nicht interessierten, unleidlich machte. Wo er Anregung fand oder auch nur voraussetzte, verschwand diese Manieriertheit vollständig, und derselbe Mann, welcher soeben Augen und Mund kaum geöffnet hatte, blitzte sogleich und sprudelte Geist, wenn der Bann seiner Stimmung gelöst war durch Entfernung eines Menschen oder durch eine Wendung des Gespräches. Demgemäß sprach er auch auffallend ungleich. Oft dergestalt stockend, als ob er keinen Satz bilden, keinen Gedanken finden könne, und im Handumkehren ergiebig, nach allen Seiten überraschend ergiebig, fließend, bezaubernd. Er war eben ein Poet, welcher den leisesten

Stockungen oder Schwingungen seiner Nerven gehorchte, und es war sein eigentümliches Schicksal, daß er mit lauter poetischen Eigenschaften in einer durchaus politischen Gesellschaft auftrat. Diese verlangte mit Recht politische Folge in den Aeußerungen und schalt über poetische Sprünge; er selbst aber wollte und konnte sich diese nicht nehmen lassen, denn sie waren sein eigentliches Leben, und Politik war ihm nur ein Thema wie irgend ein anderes. Er war eine Künstlernatur, die unter anderem auch den Tribun spielte, und die politische Welt sagte entrüstet: Du sollst nicht bloß spielen, du sollst sein, was du vorstellst, und du sollst nicht unter anderem Tribun sein, du sollst nur Tribun sein! Das hätte er gar nicht gekonnt, auch wenn er gewollt hätte. Aus diesem Mißverständnisse und Mißverhältnisse erwuchsen ihm Legionen von Feinden, und besonders bei der Entstehung seines unglücklichsten Buches, des Buches über Ludwig Börne, habe ich das ganze innere Geflecht dieses Schicksals in der Nähe betrachten können. Er schrieb dies Buch in der zweiten Hälfte des Jahres 1839, und ich habe das Manuskript Wochen lang in Händen gehabt, und täglich und oft Stunden lang hab' ich in ihn hineingeredet: er solle es in solcher Gestalt nicht herausgeben, er thue Börne und thue sich Unrecht, und all' das Schöne darin könne nur richtig erscheinen und wirken, wenn er die persönlichen und politischen Fragen sondere und scheide von der Frage des höchsten Gesichtspunktes. Umsonst! Eben weil er Poet war, konnte er nur dichten, nicht sondern und scheiden, und konnte er die Fragen nur als verschlungenes Gewächs bringen, welchem leider die befangene Zuschauerwelt die getrennten Wurzeln nicht ansehen konnte. Es war denn auch wie auf jeden eigensinnigen Poeten kein Einfluß auszuüben auf ihn. Der eigene Sinn ist ja die Kraft des Poeten! Wenn ich ihm die gefährlichsten Stellen des Buches vorlas und die Gefahr derselben auseinandersetzte, so lächelte er, hörte offenbar nur mit halbem Ohre zu und sagte endlich bloß: „Aber ist's nicht schön ausgedrückt?" — Mag sein, und doch ist's am falschen Orte! — „Und ist's nicht wahr?" — Nein, in diesem Zusammenhange ist's nicht wahr! — „Ah, pardon, in meinem Zusammenhange ist es gründlich wahr; ich kann nicht schreiben, wie die Dinge in Ihnen zusammenhängen, ich kann nicht Ihre Bücher schreiben!"

Man sieht, hier war nicht die geringste Aenderung durchzusetzen. Nur in einem Punkte gab er scheinbar nach. Ich behauptete — und die Folge hat meine Behauptung nur zu sehr bestätigt! — das Buch werde mit all seinem Geist und Witz nur den Eindruck persönlicher Feindschaft und verletzender Impietät gegen einen von der ganzen Nation geliebten Toten machen — „der aber mein Feind war", unterbrach er mich, „und Feind dessen, was das beste in mir ist, Feind meiner größeren Weltanschauung!" — „Mag sein", entgegnete ich, „so muß das Buch seinen Höhepunkt darin zeigen, daß Sie im Gegensatze zu Börnes bloß

politischen Gedanken Ihre höhere Weltanschauung nachdrücklich und schwungvoll entwickeln. Können Sie die persönliche Feindschaft nicht unterdrücken, so müssen Sie einen Berg in dem Buche errichten, neben welchem die persönliche Feindschaft nicht nur in den Schatten tritt, sondern von welchem sie als ein Schatten, als eine Konsequenz erscheint. Dieser Berg allein erfüllt die Form des Buches und bringt das, was jetzt grell erscheint und verletzt, in ein besseres Licht". — „Darin können Sie recht haben", sagte er nach einer Pause, und seinen Hut nehmend, setzte er hinzu: „Ich werde den Berg errichten!" Und nun sagte er täglich, wenn er in der Dämmerungsstunde vor dem Diner zu uns kam, oder wenn wir auf den Boulevards einhergingen im Abendnebel, den er so liebte in der Vergoldung durch Gasflammen, täglich wiederholte er: „Ich baue am Berge!" Und das war sein letztes Wort am Postwagen. Er wollte äußerlich nachgeben, aber nur äußerlich, denn ganz richtig hatte er einmal gesagt: „Wenn der Berg ein wirklicher Berg werden soll, so muß er ein Buch werden, größer als das, in welches er jetzt verlegt werden soll". — Allerdings! — „Ich bin aber froh, daß ich mit dem einen Buche fertig bin, ich will ein Lustspiel schreiben." — Kurz, aus Malice sendete er mir mit dem Postwagen einen ganzen Ballen des neuen Buches, und der Berg bestand aus nichts weiterem als den „Briefen aus Helgoland", welche er in das Manuskript hineingeschoben hatte. Sie bildeten aber weit eher ein Thal als einen Berg, denn sie ließen recht geflissentlich die Gedanken in die Julirevolution hinablaufen, und gerade über diese und deren Gedankenwelt hatte er sich neben Börne erheben sollen. Das wußte er so gut und besser als ich. Er spottete meines Rates, wohl wissend, daß ich ihm treu bleiben würde, auch wenn die ganze Welt Zeter schrie. Letzteres geschah, und doch schrieb er mir nie in einer Silbe, daß ich richtig prophezeit, und daß ihm dies eine Buch drei Vierteile seiner Verehrer in zornige Widersacher umgewandelt; ja endlich schrieb er einmal in seiner großartigen „Süffisanz": „Die Klügeren wissen jetzt schon, daß ich in diesem Buche recht habe mit meinen »Göttern der Zukunft«, welche ich auf meinem Schiffe zu retten hatte, und die anderen werden es später einsehen, falls sie ebenfalls klüger werden". — Jene „Süffisanz" hat ihm so viele Menschenherzen entwendet, und es wird immer die Mehrzahl davon beleidigt werden, wenn jemand einfach von sich sagt: Ich bin ein großer Dichter! Ist es denn ein Fehler, so was zu wissen? „Nein, es ist eine Eigenschaft", erwidert er lächelnd. „Warum hat man es Goethe nicht übel genommen, wenn er herabsehend von Tieck sagt, daß sich dieser damit abgequält, es ihm (dem Goethe) gleich zu thun und es doch nicht zu stande gebracht! Und wenn Goethe hinzusetzt: ich kann das von mir sagen, denn ich habe mich ja nicht gemacht! Warum hat man es ihm nicht übel genommen?" — Man hat es auch übel genommen! — „Aber wer?" — Heine besaß eine olympische Sicher-

heit in betreff seiner Schriften, und er wußte genau, was das beste darin sei, mochte auch gerade dies am ärgsten bestritten oder bespöttelt worden sein. Diesen aristokratischen Zug der Ueberlegenheit verlor er nie, auch nicht in den Stunden tiefster Niedergeschlagenheit. Man durfte ihn nur an solch ein Wort, ein Bild, einen Gedankengang erinnern, und auf einen Augenblick erheiterte sich sein Antlitz, und er hatte Freude daran, als ob er es zum erstenmale entdeckte. Wäre dies gewöhnliche Eitelkeit? O bewahre! Dieselbe Heiterkeit entstand auf seinem Antlitze, wenn ein großer Zug von einem anderen Autor, namentlich von Goethe, erwähnt wurde. Er wußte nur eben bestimmt, felsenfest, was er wußte und liebte, und gegenüber dem tödlichen Hasse, dessen er fähig war, webte eine reizende Kindlichkeit in ihm, eine Kindlichkeit, welche sich an dem selbsterfundenen Spielwerk ausgelassen freuen konnte. Diese Kindlichkeit war am ausführlichsten zu beobachten in seinem Verkehr mit seiner Frau. Diese Französin hatte nicht den mindesten Bezug zu dem Schriftsteller und Dichter Heine; von dessen Werken und Kämpfen wußte sie gar nichts, sie hatte also auch nicht ein Sterbenswörtchen der Teilnahme oder des Lobes für den berühmten Autor. Und das war seine größte Freude. Sie spielten wie die Kinder zusammen, und er lehrte ihr die Namen phönizischer Könige und warnte sie vor der beunruhigenden Litteratur Europas und vor dem Lesen überhaupt und liebte sie ganz und gar unlitterarisch auf das zärtlichste.

Es gehört wohl auch zu seinem Schicksale, daß ich da im verwirrenden Schmerz über den Verlust lauter Züge und Dinge berühre, welche nicht geeignet sind, ihn den regelmäßigen Forderungen des großen Publikums zu empfehlen. Er wollte freilich auch nicht empfohlen sein, er wollte treffen. Dennoch fehlt es für den geschickteren Biographen keineswegs an Heineschen Zügen, in deren Schilderung der eigensinnige Dichter auch abgeneigten Landsleuten wohlgefällig erscheinen würde. Er war zum Beispiele seinen Freunden treu wie Gold. Er, welcher den Wechsel so zu lieben schien, war von unerschütterlicher Gleichmäßigkeit in wohlwollender Teilnahme, wenn er einmal diese Teilnahme jemand zugewendet hatte. So furchtbar treu er in Feindschaft war, so liebenswürdig treu war er in Freundschaft. Jahrelanges Stillschweigen störte das Verhältnis zu ihm nicht im mindesten; nach jahrelanger Pause konnte man ohne ein erklärendes Wort des Ueberganges da fortfahren, wo das Verhältnis stehen geblieben war, und konnte sogleich und ohne weiteres einen Dienst, einen großen Dienst, ja ein Opfer von ihm fordern — er war augenblicks und hierbei stets unter den liebenswürdigsten Formen bereit, und er war ebenso bereit — für das edlere Verständnis sei dies gesagt als Steigerung — Dienste des Freundes in Anspruch zu nehmen ohne Hehl und Affektation. Was er in seinem Jargon, welchen der stete Aufenthalt im Auslande mit sich brachte, „honett" zu nennen pflegte, das war er selbst im schönsten Grade. Um nur das Trivialste anzuführen,

wir haben nie miteinander gerechnet, und der Himmel mag wissen, wer für den andern mehr ausgelegt hat, ob er an Pariser Auslagen für mich, ob ich an deutschen Auslagen für ihn. In solchen und ähnlichen Dingen des bürgerlichen Lebens war er von großem Stil, und für jeden Bedürftigen war er nicht nur wohlwollend, sondern auch wohlthätig in demselben Stile. Was hat er, stets des Undankes gewärtig, der denn auch reichlich über ihn ergangen ist, was hat er an flüchtige und arme Landsleute hingegeben! — Will man überhaupt Heine nur freundlich und wohlgefällig abgespiegelt sehen, so muß man sich an die Notabilitäten der Franzosen, unter denen er fünfzehn Jahre gelebt, wenden. Sie respektierten ihn wie einen der vornehmsten Pairs in dem litterarischen Parlamente Europas, und derselbe Heine, an welchem sich bei uns jeder dürftige und sein bischen Handwerkszeug aus Heinescher Domäne beziehende Journalist reiben zu dürfen, über welchen Spatz und Elster abgeschmackt piepen zu dürfen glaubt, derselbe Heine gilt dort für einen der größten Dichter und geistreichsten Autoren Europas. Ich weiß dies nicht vom Hörensagen; ich hab' es gesehen und erfahren an seiner Seite. Ihm öffneten sich alle Pforten, ich möchte sagen: alle Arme; er gehörte ganz und gar und ohne Vorbehalt zu der glänzenden Familie von französischen Notabilitäten, welche sonst gegen den Ausländer so kühl und so höflich sind. Und nicht etwa bloß, weil sie ihn und seinen Geist fürchteten, obwohl auch dies kein verächtliches Symptom wäre, o nein, in der Würdigung litterarischer Größe herrscht bei den Franzosen ein viel tieferer Konservatismus als bei uns. Wer einmal die Litteratur durch etwas Ausgezeichnetes bereichert hat, den berührt die nagende Kritik nicht mehr an der Wurzel, wenn sie ihm noch so viel Blätter abreißen sollte, was ebenfalls nicht leicht geschieht. Man ehrt dort sich und seine Nation in treuer Wertschätzung dessen, was jemals die Nation ausgezeichnet hat, und in demselben Geiste betrachteten dort George Sand, Hugo, Lamartine, Thiers, Mignet, Balzac, Dumas, und wie sie weiter heißen, den deutschen Autor Heine, von dem sie nur Bruchstücke kannten; an der Kralle erkannten sie den Löwen, und es war ihnen immerdar zweifellos, daß er eine geistige Macht ersten Ranges und als solche zu behandeln und zu achten sei. Ich schweige davon, daß viele, und darunter George Sand, seinem Geiste innige Liebe widmeten, ich erwähne den ganzen Spiegel fremder Welt auch nur beiläufig, weil ich mich in so schmerzlichem Augenblicke jener Szenen erinnere, in denen gerade Heine mächtiger als irgend eine deutsche Macht die Schlagfertigkeit unseres Vaterlandes mitten unter den begabtesten Franzosen zur Geltung brachte. Konnte es für einen Deutschen etwas Erquickenderes geben als die Teilnahme an solchen Gefechten, in denen die Franzosen immer den Sieg in Anspruch nehmen für ihr Talent der Rede und des Esprits, und in denen nun plötzlich ein Deutscher als Deutscher links und rechts

ein Vorpostentreffen begann und allein, ganz allein, allmählich die ganze Linie der Gegner auf sich zog und mit Hieb und Stoß und Schuß beschäftigte, und nicht nur beschäftigte, sondern bedrohte und, wie oft! vollständig aus dem Felde schlug? Ja, die er in deutscher Sprache oft so bitterlich verspottete, indem er nur den Zopf derselben, den dicken und steifen und langen, ins Auge faßte, deutsche Wissenschaft und Kunst und Sitte vertrat er, ein gefürchteter Gladiator, gegen jedes herausfordernde Lächeln der Franzosen, vertrat er wie eine Herzensangelegenheit mit jenem blitzenden Geiste, welcher ihm nur eigen war, und in welchem ihm selbst jene begabten Franzosen die eigentümliche Ueberlegenheit einräumen mußten. Nie vielleicht ist deutsches Interesse so eigentümlich und so schmetternd verteidigt worden als von Heine in solchen Kämpfen; ich sage, so eigentümlich, denn die Franzosen wissen heute noch nicht, welch eine nationale Form des Geistes aus diesem Manne wetterte, den sie doch so gern für einen adoptierten Franzosen ausgaben. Die tiefer Blickenden erkannten gar wohl, daß hier nicht bloß von angeeignetem französischen Esprit die Rede sein könne, und daß es sich vielmehr um eine Verbindung von Eigenschaften handle, die nicht in ihrer, nicht in unserer Nation ausschließlich zu finden sei, und Heine selbst ließ ihnen, wie höflich er auch sonst war, er ließ ihnen bei solchen Gelegenheiten nicht den geringsten Zweifel übrig, daß er kein Franzose, sondern ein im letzten Grunde vollkommen deutsches Menschenkind sei.

Nur in Erinnerung solcher Szenen erwähne ich beiläufig, wie tief ihn die Franzosen anzuerkennen, wie hoch sie ihn zu schätzen wußten; ich erwähne es keineswegs, um uns dadurch zur Anerkennung zu spornen. Wir wissen ohne Franzosen, was wir an Heine haben und, ach, nun leider in Aussicht auf neue Schöpfungen verloren haben! Und die es verleugnen, weil sie der Gewitterwolke Hagel und Platzregen nicht verzeihen mögen, und die es wirklich noch nicht wissen, sie werden zum Bekenntnis und zur Erkenntnis gezwungen werden durch die Entfernung, in welche Heine durch den Tod gerückt worden ist. Mitten in dem Walde, zu dem er gehört, wird die Höhe des Baumes viel schwerer gewürdigt. Aber entfernt euch nur auf Stunden und Meilen Weges von dem Walde und seht dann zurück und erkennet mit Staunen, wie alle anderen Bäume in eine Masse zusammengeschrumpft sind und nur er allein deutlich erkennbar sich abzeichnet am Horizonte. Dann werdet ihr auch begreiflicher finden, daß die Wucht der Stürme und jegliche Unbill der Witterung ihn ärger, wenigstens deutlicher beschädigen konnten als die so viel niedrigeren Nachbarn.

Wenn man Litteraturgeschichte schreiben wird in Zukunft, bei welchem Namen hinter Goethe und Schiller wird man denn genötigt sein anzuhalten und auszurufen: Hier, ja hier kommt eine wirklich neue Originalität, ein neues und starkes Gedicht, hier beginnt eine Epoche in deutscher Schrift! Bei welchem Namen sonst,

wenn nicht bei dem Namen Heines? Geht doch einige Jahre in die Zukunft voraus und stellt euch vor, was dann im Gedächtnis geblieben sein wird vom Verdienste seiner zeitgenössischen Nebenbuhler in der litterarischen Rennbahn! Welche Bücher wird man zitieren z. B. von demjenigen, der uns so wert und teuer ist wegen seines Charakters und seines reizenden Stils, von Börne? Man wird gar keine zitieren. Sie werden zusammengeschlossen sein in den Begriff Artikel und Briefe. Man wird von einem anregenden, ja musterhaften Prosaiker sprechen, welcher sich durch kleine Aufsätze zu einem merkwürdigen litterarisch-politischen Charakterbilde erhoben, eine überdauernde litterarische Schöpfung aber nicht hinterlassen habe. Das ist eben der Unterschied zwischen dem bloß förderlichen und dem schöpferischen Geiste. Alle Förderung wird überflutet, alle Schöpfung ragt empor über die Gewässer der Jahrhunderte. Heines „Buch der Lieder" wird emporragen in unserem Jahrhundert, wie „Die Leiden des jungen Werther", wie „Die Räuber" emporragen im vorigen Jahrhundert.

Ach, das alles war ihm, war uns gewiß, und brauchte nicht durch einen frühen Tod erkauft zu werden! Nicht fünfzig Jahre ist er alt geworden. Das seit Jahren nagende Geschwätz, er habe nichts mehr zu sagen und zu bringen, war ja eben nur das Geschwätz der Mittelmäßigkeit, welche eine Befriedigung darin sucht, die Großmacht zu sich herabzuziehen in die allgemeine Gewöhnlichkeit. Gerade die Anlage seines ganzen Wesens war im Gegenteile wundervoll ausgerüstet zu unbegrenzter Wirkung. Er steckte in keinem System; er hatte hundert Augen und unter diesen das unergründliche Auge der Poesie, das Auge der ewigen Verwandlung, welches in jedem Wechsel die neue Stetigkeit, in jeder Stetigkeit den neuen Wechsel mit einem Blicke erkennt. Er brauchte nichts als einige Atome mehr von jener gleichgültigen physischen Gesundheit, welche der Gedankenlosigkeit so gern zu Diensten ist, um noch Jahrzehnte lang die schönsten Szenen an jener menschlichen Komödie zu schreiben, welche ihm als großes Kunstwerk vorschwebte. Wahrlich, sein letztes Buch „Neuer Gedichte" mit dem wild duftenden Blumen- und Dornenstrauße des Wintermärchens „Deutschland" hat Freunden und Feinden zu Staunen und Schrecken dargethan, daß der alte Pan in ihm nicht gestorben, sondern noch in grimmiger Fülle lebendig sei. Alles umsonst! Der gebrechliche irdische Stoff ist vorzeitig zusammengebrochen über den lebensvollen Geist, und wir wissen es nicht, wohin dieser göttliche Quell sich ergossen. Wir wissen es nicht; die Kunde ist uns versagt, versagt — sei der Geist, welcher verschüttet wird, noch so mächtig. In diesem Punkte hat auch der verwegene Geist Heines nicht Wort halten können. Einst haben wir uns bei nächtlicher Weile auf dem Konkordienplatze, der so weit und lieblich schauerlich ist im magischen Flimmern der Gaslichter, fest versprochen: der Gestorbene wolle dem Ueberlebenden eine Kunde

bringen aus der Welt hinter dem menschlichen Tode — die verwegene Seele Heines hat nichts vermocht über den Bann der Elemente; nicht die leiseste Kunde oder Erscheinung ist zu mir gekommen vom Thuner See, an dessen Ufern er verschied; prosaisch und alltäglich im trägen Postenlauf hat mir die Zeitung erst Nachricht gebracht, nachdem er schon sechs Tage aus unserem Menschenleben verschwunden war. Vielleicht bin ich eben deshalb doppelt erschrocken, weil es eine doppelte Erinnerung an unsere Ohnmacht war, weil ich mir eingebildet hatte, der geliebte Freund könne nicht von hinnen gehen, ohne mir persönlich Ade zu sagen.

Kein Ade nach so langen und schönen Jahren des Genusses und der Liebe! Grell durchschneidendes Ende auch für ihn, welchen der ewige Geist so begünstigt. Nur die poetische Dekoration, welche Heines Kindersinn so liebte, ist ihm noch gestattet worden. Gegen alles Vermuten ist er auf deutscher Erde gestorben und ruht im Angesichte jenes höchsten deutschen Oberlandes, das er so liebte, im Angesichte der schneeweißen Alpen und des prachtvollen Sees, mit dessen Nixen er so gerne sein Spiel getrieben. Seiner Familie, derer Namen er verherrlicht hat mit der demantenen Dichterkrone, hat er es leicht gemacht, einen Denkstein zu setzen, den die Wanderer aus der ganzen Welt sinnend betrachten können. Noch mehr der äußeren Zeichen, mit denen er so lieblich Bilder zu malen wußte: An seinem Todestage ward eine freie Verfassung fast mit Einstimmigkeit im ganzen Berner Lande angenommen, und als seine Seele aus dem Körper floh, entzündeten sich ringsum die Höhen, und die Freudenfeuer einer neuen Freiheit loderten empor zu den Sternen.

Ach, ich wollte, Du lebtest noch und es brauchte keiner Dekoration zu Deiner Feier! Mir ist, als hielte ich Dich noch in unserer Nähe, so lange ich an dieser Grabrede spreche, und doch muß es geschieden sein; der Tod hat kein Erbarmen, und der drückende Sonnenschein dieses Sommers, welcher Deinen Leib erstickt hat, saugt mein thränenvolles Ade gleichgültig auf ins große All, welches Dich verschlungen hat auf Nimmerwiedersehen für unseres Leibes Auge; es muß geschlossen sein mit dem trostlosen Worte: Heinrich Heine ist tot! —

Neunundzwanzigstes Kapitel. Heineporträts.

Ist es wirklich wahr, daß die Werke eines Dichters erst verständlich werden, wenn seine Züge vor die Augen des Betrachtenden treten und man ein treues Bild seiner äußeren Erscheinung bekommt? Ich möchte diese Frage, die Gustav Könnecke in seinem vortrefflichen Bilderatlas zur Geschichte der deutschen Nationallitteratur fast als entschieden hingestellt, weder unbedingt bejahen noch verneinen.

Allerdings hat wohl jeder einmal den Wunsch gehabt, bei der Lektüre eines interessanten Buches oder eines ergreifenden Gedichts die Züge des Mannes kennen zu lernen, der solches geschaffen. Dieser Wunsch hat etwas so Selbstverständliches, daß er einer psychologischen Erklärung kaum bedarf. Damit hängt freilich die Sammelwut sentimentaler Jünglinge und Jungfrauen nicht zusammen. Sehr ernste Männer, gelehrte Professoren haben sich ihr ganzes Leben lang damit beschäftigt, die Bildnisse hervorragender Dichter zu sammeln, zu vergleichen und kritisch zu behandeln. Jeder Kenner der Goethelitteratur weiß die Lebensarbeit eines Mannes wie Friedrich Zarncke gebührend zu würden, der Jahrzehnte lang sich um die Goethephilologie durch die kritische Bearbeitung der Bildnisse Goethes ein unvergängliches Verdienst erworben hat. In seiner Sammlung waren allein 1394 Reproduktionen von Originalaufnahmen Goethes, darunter verschiedene, die nur in einem Exemplar für Zarncke hergestellt wurden, vorhanden, ferner gegen 1000 alte Ansichten und Pläne von Städten und Stätten, die mit dem Leben des Dichters zusammenhängen, sodann gegen 3000 Porträts von Freunden und Zeitgenossen des Dichters und endlich eine große Mappe mit Reliquien und Illustrationen zu Goethes Leben.

Eine solche Vollständigkeit ist allerdings noch bei keinem anderen Dichter der Weltlitteratur erreicht worden. Nicht einmal bei Schiller, von dem eigentlich weiteren Kreisen nur künstlich aufgeputzte Phantasiebilder bekannt sind, obwohl bereits seit längerer Zeit ein Verzeichnis der wirklich authentischen Typen der vorhandenen Schillerbildnisse existiert, das seither noch wesentlich vermehrt worden ist. Für die anderen Dichter existieren solche Sammlungen überhaupt nicht, und für den Dichter, der ja heute nach dem Urteil unserer objektiven Litteraturkritik der größte deutsche Lyriker nach Goethe genannt werden darf, ist auch noch nicht einmal der Anfang zu einer derartigen Sammlung gemacht worden. Wir haben ja überhaupt noch so gut wie gar keine Vorarbeiten zu einer kritischen deutschen Ikonographie, und mit vollem Recht klagt Könnecke in seinem oben zitierten Werke, daß der erste beste späte Stich, welcher weit ab von seinem Vorbilde liegt, von den meisten immer noch für ein echtes gutes Bild der dargestellten Persönlichkeit gehalten wird. Die nachfolgende Untersuchung ist in der That nichts mehr als ein Versuch, der aber einmal unternommen werden mußte.

Ich weiß nicht, ob meine Vorliebe für den Dichter mich zu weit führt, wenn ich behaupte, daß gerade Heine sehr viele im Bilde kennen zu lernen wünschen. Seine Persönlichkeit ist eine so eigenartige, viel umstrittene, in gewissem Sinne mysteriöse, daß man sich diesen Wunsch leicht erklären kann. Von Heine sind im ganzen bis heute mehr als dreißig Bildnisse bekannt, und es ist kaum anzunehmen, daß diese Zahl sich noch wesentlich vermehren wird.

Aus der Kinder- und Knabenzeit besitzen wir kein Bild des Dichters. Sein Spielkamerad und Studiengenosse Dr. Joseph Neunzig, der in seiner Jugend ein fleißiger Schüler der berühmten Düsseldorfer Akademie war, entwarf im Jahre 1819, als beide auf der Universität in Bonn studierten, ein Porträt Heines auf Elfenbein. Bei der ersten Sitzung machte er ihn selbst auf den satirischen Zug am Munde aufmerksam und bat, diesen ja nicht zu verfehlen. Als ihm Neunzig nach einigen Tagen das sauber ausgeführte mit einem geschliffenen Glase überdeckte Miniaturbild übergab, zeigte sich Heine sehr erfreut und rief lustig aus: „So, nun wollen wir das Bild auch in Musik setzen lassen".

Adolf Strodtmann schildert bei dieser Gelegenheit auch das damalige Aussehen Heines: „Die Züge des blassen, kaum leicht geröteten Gesichts waren fein und eher weich als scharf, nur daß sich die Mundwinkel unter dem blonden Bärtchen häufig zu dem bekannten satirischen Zuge verlängerten, wobei auch die Muskel des Auges sich herabzog, so daß letzteres nicht groß und offen erschien, sondern mit blinzelndem Ausdruck aus den zusammengekniffenen Wimpern hervorstach ... Ein weißer Flauschrock im Winter, Sommersrock, Hose und Weste von gelbem Nankinzeug, die ziegelrote Mütze weit nach hinten auf das lichtbraune Haar geschoben, um die Rapierstiche am Boden derselben deutlich erblicken zu lassen, die Hände in den Hosentaschen — so schlenderte Heine, nachlässigen Ganges und mit vornehmem Blicke nach rechts und links schauend, durch die Straßen von Bonn". Das Bild Neunzigs ist leider verloren gegangen und wir müssen uns daher mit dieser Schilderung der Züge des jungen Dichters begnügen.

Das erste authentische Bild von Heine, welches wir besitzen, datiert aus dem Jahre 1827, also eigentlich schon aus der Manneszeit des Dichters. Auf der Reise von Hamburg nach München traf Heine am 1. November jenes Jahres in Kassel ein, wo er sich eine Woche lang aufhielt. Dort machte er die Bekanntschaft der Brüder Grimm und er berichtet selbst in einem Briefe an Varnhagen von Ense (28. November 1827), daß er Jakob Grimm zu gefallen scheine. Der jüngste der Brüder Ludwig Emil Grimm hatte damals schon einen großen Ruf durch seine Radierungen erlangt und veranlaßte auch Heine, ihm zu sitzen. In demselben Briefe schreibt er: „Ludwig Grimm hat mich gezeichnet; ein langes deutsches Gesicht, die Augen sehnsuchtsvoll gen Himmel gerichtet". Das Porträt (S. 118) ist ein Meisterwerk der Radierkunst, aber es ist idealisiert und die Züge haben einen schärferen Ausdruck, als er sich damals in Heines Gesicht ausprägte. Es ist das einzige, vollständig im Profil gezeichnete Bild des Dichters. Die Nase erscheint stärker gebogen und die Stirn fällt schräger zurück als auf irgend einem anderen Porträt. Aber das Rassenmerkmal der Nase, das Strodtmann in dem Bilde gefunden zu haben glaubt, habe ich nicht entdecken können. Das sonst glatt

anliegende Haar ist in Locken à la Byron gekräuselt. Auch der nachlässig auf die Hand gestützte Kopf, das weiche, rundliche Kinn und der mißmutige Blick der viel zu großen, himmelwärts gerichteten Augen erinnern an den britischen Lord, mit welchem sich Heine damals nicht ungern vergleichen ließ. Entsprechend der ganzen Haltung trägt das Bild als passende Unterschrift die Anfangszeilen des auf jener Reise gedichteten Liedes:

> Verdrossnen Sinn im kalten Herzen hegend,
> Schau ich verdrießlich in die kalte Welt.
>
> H. Heine.

Nach der noch erhaltenen Grimmschen Originalskizze hat später Ernst Fröhlich eine fein ausgeführte Tuschzeichnung angefertigt, die von J. Albert in München photographiert wurde. Fröhlich hat einige Fehler des Grimmschen Bildes glücklich verbessert, „die stark verzeichneten Finger der linken Hand, die sehr unklar erscheinende Pelzverbrämung der Manteldraperie, die falsche Perspektive des Tisches und das Arrangement der auf demselben verstreut liegenden Bücher“. So ist das Bild ein im ganzen vortreffliches geworden. Es vergegenwärtigt uns die Züge des Dichters des „Buches der Lieder“ in seinen besten Jahren, in der Maienblüte seiner Kunst und seines Lebens. Die Stimmung, in der der Dichter damals gewesen, hat er selbst in einem Briefe an seinen Jugendfreund Friedrich Merckel in wenigen Worten charakterisiert: „Herbstnebel, dürre Bäume, frierende Gesichter, nasse Wege und ein liebemüder Mensch, der sich zufällig nennt: H. Heine“. Man muß gestehen, daß Grimm diese Stimmung vortrefflich wiederzugeben verstanden hat.

In München verkehrte Heine viel mit dem Enthusiastenvolk der Künstler. Er wohnte im Palais des Grafen Rechberg zusammen mit dem rheinischen Maler Theophil (Gottlieb) Gassen (1805—78), ein Schüler und Mitarbeiter von Peter Cornelius, bei dem übrigens Heine als Knabe zeichnen gelernt haben soll. Als Heine einmal in Gassens Atelier war, versuchte dieser in einer Bleistiftskizze die Züge des Dichters wiederzugeben. Diese sehr hübsche Skizze (S. 115), die den Mund, die Augen und die Stirn sicher ähnlich wiedergeben, während die Nase allerdings verzeichnet scheint, befindet sich jetzt im Besitz des Herrn Otto Jordan. Heine muß wohl die Skizze für ähnlich gehalten haben, denn er wünschte daraufhin, Gassen möge ihn in Oel malen. Er willigte ein und das Bild wurde ausgeführt, doch infolge von Mißhelligkeiten, nachdem es beinahe vollendet war, zur Seite gestellt. Ein Hausgenosse von Gassen, Dr. Lottich, fand das Bild und erbat es sich zum Geschenk. Aus dessen Nachlaß hat es Adolf Strodtmann erworben und jetzt befindet es sich im Besitz des Dr. Eduard Engel in Berlin. Das kastanienbraune Haar, welches dem Knaben einst den Spottnamen „Der rote Harry“ zugezogen hatte, und der Pelzbesatz des Mantels sind nur untermalt. Das en face, eigentlich

mehr von rechts aufgenommene Antlitz trägt einen ungleich geist- und poesievolleren Ausdruck als auf dem Oppenheimschen Bilde, selbst die kleinen geschlitzten Augen mit der krankhaften Röte, die ihnen eigen war, haben einen träumerischen Blick; die Nase erinnert an Schiller; den Mund umspielt ein halb wehmütiger, halb spöttischer Zug.

Ein anderer Maler, Reichmann, hat ein Bild Heines noch kurz vor dessen Abreise aus München im Juni 1828 angefertigt, das Heine als Geschenk für seine Eltern bestimmte. Es ist während des großen Hamburger Brandes 1842 im Hause seiner Mutter ein Raub der Flammen geworden.

In einem Briefe an Varnhagen von Ense vom 6. Juni 1828 berichtet Heine dem Freunde: „Ich kann schon jetzt nicht mehr so gut schlafen wie sonst, seit ich weiß, daß ein junger Maler mich in eine fürchterliche Schlacht hineingemalt hat. Nun stehe ich auf dem Bilde in Lebensgefahr — wer steht mir dafür, daß nicht mal so eine gemalte Flinte losgehen kann und mein wirklicher Leib sympathetisch mitfühlt, wenn der gemalte durchlöchert wird?“ Man sieht aus alledem, daß Heines Kopf und wohl auch sein Gesicht die Münchener Maler lebhaft gefesselt haben muß.

Als er im Dezember desselben Jahres aus Italien nach Hamburg zurückkehrte, wo sein Vater inzwischen gestorben war, soll er wieder einem Maler gesessen haben. Er war damals in sehr trauriger Stimmung. Der Tod des Vaters, des Menschen, den er vor allen auf dieser Welt am meisten geliebt, hatte ihn tief erschüttert; seine Hoffnung auf eine Anstellung in München war zunichte geworden. Johann Wilhelm Heinrich Tischbein (1751—1829) soll ihn, wie bereits im dreizehnten Kapitel erwähnt wurde, damals gezeichnet haben. Die Geschichte dieses Bildes ist aber eine etwas mysteriöse. Es ist nämlich trotz aller Bemühungen nicht aufzufinden gewesen; auch in Tischbeins Biographie findet man keine Erwähnung darüber. Auch ist es sehr unwahrscheinlich, daß dieser Maler wenige Monate vor seinem Tode noch ein Bild von Heine gemalt hat. Das Bild, welches nun Strodtmann, der allein die Sache erwähnt, als das Tischbeinsche ausgiebt, soll nach seiner wiederholt abgegebenen Erklärung authentisch sein mit der photographischen Nachbildung, die 1872 bei Kuntzmann & Co. in Berlin erschienen ist und die wir (S. 138) vorgeführt haben. Nun steht aber auf diesem allerdings meisterhaft ausgeführten Bilde die Jahreszahl 1826, und der Leiter jenes inzwischen eingegangenen Kunstinstitutes erinnert sich, daß die Photographie nach einem alten Daguerreotyp angefertigt worden sei. Die ganze Frage verwickelt sich aber immer mehr, wenn wir das nächstfolgende Bild Heines mit diesem vergleichen (S. 152). Es ist von dem bekannten Maler Wilhelm Hensel (1794—1861) im Winter des Jahres 1829 entworfen worden. Es ist bekannt, daß Hensel

unerschöpflich war im Schaffen von Bildnissen, von denen er über vierhundert gemalte und tausend in Stiftzeichnungen hinterlassen hat. Aus diesem Nachlaß ist uns durch die Güte der Familie die Erlaubnis gegeben worden, dieses Bildnis kopieren zu dürfen. Vergleicht man es mit dem sogenannten Tischbeinschen, so wird man über die Aehnlichkeit der beiden Zeichnungen erstaunen. Die Haltung des Kopfes, die ineinander verschränkten Arme, die ganze schmale Figur, der Mund, die Nase, die Augen und die Stirn sind ganz dieselben, ja selbst die Tracht ist die gleiche, nur das Gesicht ist etwas schmaler und die Frisur anders arrangiert, trotzdem bleibt die Aehnlichkeit eine auffallende, und es wird eine dankbare Aufgabe der Kunsthistoriker sein, dieses Rätsel zu lösen.

Heine hielt es diesmal nicht lange in Hamburg aus. Schon im März war er in Berlin, wo er wahrscheinlich im Hause von Abraham Mendelssohn-Bartholdy, dem Vater von Felix Mendelssohn, außer dem genannten Wilhelm Hensel auch den bekannten Kunsthistoriker Franz Kugler kennen lernte. Die beiden scheinen aneinander Gefallen gefunden zu haben. Kugler entwarf damals eine mit der Feder entworfene Porträtskizze Heines, die zu den ähnlichsten Bildern gehört, die wir aus der Jugendzeit des Dichters besitzen (S. 149). Ich bin auch gar nicht der Ansicht Strodtmanns, der meint, daß die Backenknochen etwas zu stark auf das Auge drücken, und daß die Arme verhältnismäßig zu lang seien. Der melancholische Charakter der Züge Heines hat einen etwas weicheren und sympathischeren Ausdruck als auf dem Grimmschen Porträt. Das Bild ist später im Kunstverlag von C. H. Schroeder erschienen. Es trägt auf der linken Seite die faksimilierte Bemerkung Heines: „So sah ich aus, heute Morgen den 6. April 1829".

Ein Jugendbild Heines aus der Studentenzeit von Cäcilie Brandt (S. 66) welches angeblich nach einer Originalskizze ausgeführt sein soll, ist sehr unähnlich und hat, da die Quelle nicht angegeben ist, so gut wie gar keine Bedeutung. Im Jahre 1830 entwarf der taube Maler J. P. Lyser eine hübsche, leider verlorengegangene Zeichnung des Dichters, der auf dem Bilde in fröhlicher Wandertracht in der Hütte des alten Bergmanns (auf seiner Harzreise) im Mondenschein sitzt. Vor ihm liegt das junge Mädchen, auf dem Fußschemel knieend, und spricht die Worte, die er selbst unter die Zeichnung geschrieben:

„Daß Du gar zu oft gebetet,
Das zu glauben, wird mir schwer,
Jenes Zucken Deiner Lippen
Kommt wohl nicht vom Beten her?"

Mit dem wachsenden Ruhm des Dichters vermehrte sich natürlich auch der Wunsch, seine Züge im Bilde zu besitzen, und die Neigung der Künstler, diesem Wunsche zu entsprechen. Das bekannteste Bild Heines aus der ersten Lebens-

periode ist das, welches Professor Moritz Oppenheim in Frankfurt am Main gemalt (Titelbild). Oppenheim erzählt darüber in seinen nachgelassenen handschriftlichen Tagebüchern, deren Benutzung ich der Güte der Familie verdanke, folgendes:

„Zu jener Zeit kam auch Heinrich Heine nach Frankfurt am Main, der sich bereits durch seine Schriften, besonders aber durch seine Reisebilder, deren Witze namentlich in unseren Kreisen am besten verstanden wurden und den meisten Anklang fanden, einen beliebten Namen gemacht hatte. Ich malte sein Porträt und am Samstag war er mein Gast mit einigen seiner Verehrer, wobei Heine zu Liebe die echt jüdische Küche, Kugel und Schalent, der Glanzpunkt war, die er leidenschaftlich gern aß und sich auch sehr gut schmecken ließ. Ich bemerkte, daß er bei dieser Kost Heimweh empfinden müßte, wie ein Schweizer, der in der Fremde den Kuhreigen hört. Dieses Wort hat er später auch in sein Buch über Börne aufgenommen. Es gab Stoff, von seiner Taufe zu reden ... Sein Porträt verlangte er später von Paris aus für seinen Verleger Campe in Hamburg, dem ich es auch zuschickte. In einer seiner Schriften aber, wo viel von seinem Aufenthalt in Frankfurt die Rede ist, erzählt er von dem guten Schabbesessen, das er bei Dr. med. Stiebel gegessen habe. Heine erinnerte sich aber gewiß genau, daß er dieses Nationalessen in meinem Hause und nicht bei Dr. Stiebel bekommen habe, aber er dachte, daß mir die Erzählung gleichgültig sei, während es jenen neugetauften Juden ärgern müsse, wenn es bekannt würde, daß er noch eine alttestamentarische Küche habe. Ich habe mich auch überzeugt, als ich einmal mit Dr. Stiebel davon sprach, daß Heines Malice gelungen ist."

Das Bild, welches Oppenheim von Heine entworfen und das 1861 in den Besitz seines Verlegers Julius Campe überging, stellt den Dichter in sitzender Stellung dar. Die Charakteristik desselben, die Adolf Strodtmann entworfen, ist fast durchweg zutreffend, und ich kann mich damit begnügen, sie hier einfach zu wiederholen: »Vornehm nachlässige Haltung, der Anzug — Rock, Hose und Weste von schwarzem Tuch, breit überfallender Hemdkragen, durch ein lose geknotetes Halstuch vorn zusammengehalten — ist einfach und elegant. Die Knie sind übergeschlagen, der rechte Arm stützt sich bequem auf die Stuhllehne, von welcher der braune Mantel herabfällt. Die schmalen rosigen Finger der linken Hand ruhen leicht gebogen auf dem rechten Unterarm, das bartlose Oval des Gesichtes macht auf den ersten Blick keinen wohlthuenden Eindruck. Den blasierten Zügen fehlt die träumerisch sinnende Genialität des Grimmschen, Gassenschen und Kuglerschen Bildes. Die allzu hohe schöngemeißelte Stirn ist von kurzem, lichtbraunem Haar umschattet, unter den ziemlich gradlinigen Brauen blitzen die kleinen grünblauen Augen mehr listig als schelmisch hervor. Die in der Mitte gewölbte, an der Spitze etwas herabfallende Nase ist fast das einzige, was an jüdische Abstammung erinnert.



Heinrich Heine.

Nach der Bleistiftzeichnung eines unbekannten Künstlers.

Der weltverachtende Spott, der die Lippen des Dichters zu kräuseln pflegte, verrät sich in den Fältchen, welche die Mundwinkel umschatten, aber die Oberlippe ist noch nicht so höhnisch emporgezogen, wie in späteren Jahren, während die fleischige Unterlippe jenen stark sinnlichen Typus zeigt, den wir auf allen Bildern Heines gewahren«.

Die Aehnlichkeit dieses Bildes haben die nächsten Freunde Heines verbürgt. Es ist am meisten kopiert und nachgebildet, wiederholt durch Druck und Stich vervielfältigt worden. Doch kann man nicht sagen, daß auch nur eine der verschiedenen Nachbildungen ganz dem Originalporträt entspräche. Nach der Meinung Oppenheims ist der bei F. König in Hanau erschienene kleine Steindruck seinem Bilde am nächsten gekommen. Durch die Güte der Tochter des Malers, Frau Fanny Oppenheim in Frankfurt am Main, bin ich im Besitz dieses Blattes, das Oppenheim selbst bis an sein Lebensende aufbewahrt hat. Strodtmann findet den kleinen Kupferstich, den J. Fleischmann angefertigt, am besten. Die Lithographie von G. Kestner in der Galerie der ausgezeichnetsten Israeliten aller Jahrhunderte ist dagegen absolut unähnlich und verzeichnet. Noch schlimmer steht es um den Stahlstich, den Julius Campe 1839 dem ersten und einzigen Bande des Jahrbuches der Litteratur vorgeheftet hat. Ueber dieses Bild hat Heine selbst manchen guten Witz gemacht. In seinem „Schwabenspiegel“ schreibt er: „Der Einfall, dieses Buch mit einem Konterfei meines Antlitzes zu schmücken, ist nicht von mir ausgegangen. Das Porträt des Verfassers vor den Büchern erinnert mich unwillkürlich an Genua, wo vor dem Narrenhospital die Bildsäule des Stifters aufgestellt ist. Es war mein Verleger, welcher auf diese Idee geraten ist, dem Nachtrag zum »Buch der Lieder«, diesem gedruckten Narrenhause, worin meine verrückten Gedanken eingesperrt sind, mein Bildnis voranzukleben. Mein Freund Julius Campe ist ein Schalk und er wollte gewiß den lieben Kleinen von der Schwäbischen Dichterschule, die sich gegen mein Gesicht verschworen haben, einen Schabernack spielen ... Wenn sie jetzt an meinen Liedern klaubern und knuspern und die Thränen zählen, die darin vorkommen, so können sie nicht umhin, manchmal meine Züge zu betrachten. Aber warum grollt ihr mir so unversöhnbar, ihr guten Leutchen, warum zieht ihr gegen mich los in weitschweifigen Artikeln, woran ich mich zu Tode langweilen könnte? Was habt ihr gegen mein Gesicht? Beiläufig will ich aber bemerken, daß das Porträt im Musenalmanach gar nicht getroffen ist; das Bild, welches ihr heute schaut, ist weit besser, besonders der Oberteil des Gesichtes; der untere Teil ist viel zu schmächtig. Ich bin nämlich seit einiger Zeit sehr dick und wohlbeleibt geworden, und ich fürchte, ich werde bald wie ein Bürgermeister aussehen; ach, die schwäbische Schule macht mir so viel Kummer!“ Oppenheim hat übrigens noch eine kleine, in einzelnen Zügen

verbesserte Kopie des Originalbildnisses in Oel angefertigt, die in dem Besitze des Fräulein Meta Benfey, der Tochter des bekannten Sanskritisten Professor Dr. Theodor Benfey in Göttingen, sich befindet.

Heine hat auf das Bild und den Maler große Stücke gehalten. Bald nach seiner Ankunft in Paris schrieb er an Ferdinand Hiller (24. Oktober 1832): „Grüßen Sie in Frankfurt den Professor Oppenheim, den Kopisten meines Gesichtes, und bitten sie ihn, im Fall er von meiner Lithographie ein oder zwei Exemplare mir als Geschenk zukommen lassen will, Ihnen solche mitzugeben“. Noch nach 19 Jahren kommt Heine auf das Bild zurück, allerdings scheint die Freundschaft nicht mehr die alte zu sein, und der Brief klingt etwas pikiert, den er am 25. Juli 1851 an den Frankfurter Maler in Angelegenheit des Bildes schreibt. Die Empfindlichkeit, die aus diesem Briefe spricht, entstammt wohl nicht allein dem Verdruß darüber, daß Oppenheim sein Versprechen nicht gehalten, sondern vielmehr der Meinung, daß dieser zur Börnepartei sich geschlagen. In der That hat der Maler, der das schöne und charaktervolle Porträt Börnes gemalt, diesen sehr geschätzt, und man muß sagen, daß Börne sich dankbarer erwiesen hat als Heine. Ich kenne zwei reizende Briefe Börnes an Oppenheim, in denen dieser dem Maler seinen Dank für das Bild in begeisterten Worten ausspricht.

Ueberblickt man die Reihe der Bilder aus der ersten Hälfte von Heines Leben, die in den Jahren 1827—1831 entstanden sind, so dürfte, wie ich schon früher bemerkt habe, das von Oppenheim ohne Zweifel den ersten Rang einnehmen, sowohl was die Porträtähnlichkeit als auch die charakteristische Ausführung anbelangt.

Ein ganz anderes Gepräge tragen die Bilder Heines aus der Manneszeit während seines fünfundzwanzigjährigen Aufenthalts in Paris. Stellt man die Porträts der Jugendzeit, die doch untereinander eine gewisse Aehnlichkeit tragen, mit diesen zusammen, so könnte es scheinen, als wäre es gar nicht die Nachbildung ein und derselben Physiognomie, so daß selbst Freunde des Dichters manches dieser Bilder für unecht zu erklären geneigt waren. Indes hat man mit Recht darauf hingewiesen, daß die meisten von namhaften Künstlern herrühren, deren Ruf als Porträtmaler kaum die Annahme zuläßt, daß sie gerade bei Nachbildung von Heines Zügen die Aehnlichkeit vollständig verfehlt haben sollen. Anderseits wird aber auch die Aehnlichkeit einzelner dieser Bilder von denen verbürgt, die zur selben Zeit, wie sie entstanden, mit Heine intim verkehrten. Um nun zu einem entscheidenden Resultat zu gelangen, hat Strodtmann folgendes Experiment angestellt. Er hat sämtliche ihm damals zugängliche Bilder in chronologischer Ordnung je nach der Zeit ihrer Aufnahme dicht nebeneinandergelegt und jedes einzelne Bild aufs Genaueste mit dem nächstvorherigen und dem nächstfolgenden verglichen. Auf Grund dieser eingehenden Prüfung ist er zu der Ueber-

zeugung gelangt, daß die meisten dieser Porträts, wenn auch die Aehnlichkeit bei manchen derselben eine geistlose und tote, wenig charakteristische ist, zu ihrer Zeit dem Original in seiner äußeren Erscheinung keineswegs unähnlich gewesen sind. Wenn ich auch dieses Experiment nicht gerade für so beweiskräftig erachte wie Strodtmann, so muß ich doch auf Grund eigener Nachprüfung sagen, daß es im ganzen stichhaltig ist, wenn man die Scheidung vornimmt, die ich oben angedeutet habe. Die Porträts aus der Jugendzeit sind untereinander durchweg ähnlich, und die meisten Porträts aus der Manneszeit ebenfalls.

Das erste Porträt aus der Pariser Zeit soll von Ary Scheffer herrühren und aus dem Jahre 1833 stammen. Alfred Meißner will es gesehen haben. Er berichtet darüber folgendes: „Ary Scheffer, der große, sinnige Meister, mir doppelt wert, weil er so viel Liebe und Verständnis für deutsche Poesie besitzt, hat ihn in früherer Zeit gezeichnet, im Alter von 33 Jahren ungefähr, mit langem Haar, bartlos, ohne Halstuch. Es ist ein schöner Kopf und es mag dies der Dichter des Buches der Lieder sein, aber ich habe Heine so ganz anders aussehend gekannt, daß das Porträt für mich keinen Wert hat. Es blickt mich fremd und unbekannt an". Darüber jedoch, daß Ary Scheffer jemals Heine gemalt, ist anderweitig nicht das Geringste bekannt geworden. Meine Bemühungen, den Thatbestand aufzuklären, sind bisher vergeblich gewesen. Es weiß niemand etwas von einem Bilde dieses Meisters, so daß die Vermutung Strodtmanns, daß möglicherweise eine Verwechselung mit dem nächsten von Tony Johannot für den „Musenalmanach" von Chamisso gezeichneten (1837) vorliegt, denn auch dieses ist in der That in der weichen Manier Scheffers gehalten, „ein träumerisch idealer Johanneskopf" (S. 176). Ebensowenig ist von einem Heineporträt von Achille Devéria bekannt, das aus dem Jahre 1835 stammen soll und das Philippe Audebrand in seinen Memoiren zuerst erwähnt.

Es existieren übrigens drei Porträts von Heine, deren Provenienz gänzlich unbekannt ist; das eine, welches in diesem Buche wiedergegeben (S. 318), ist nach der „ausgezeichneten Bleistiftzeichnung eines leider unbekannten Künstlers" hergestellt. Es stammt aus einer Grazer Sammlung, in der es jahrzehntelang verborgen lag. Ernst Elster, der es zuerst ans Tageslicht beförderte, vermutet, daß es von einem der Münchener Maler herrührt, mit denen Heine 1828 verkehrte. Es könnte also möglicherweise das Reichmannsche Bild sein. Mir aber scheint es in eine spätere Periode zu gehören. Es ist entschieden jünger als 1828. Das Gesicht ist voller, die Aehnlichkeit erstreckt sich auf Mund, Nase und Kopfform. Der Schilderung Meißners nach könnte es am Ende auf das Bild von Ary Scheffer passen, wenn ein solches überhaupt existiert, indes scheint es doch deutschen Ursprungs zu sein.

Viel eher könnte auf französischen Ursprung und auf die affektierte, wenn auch poetische Manier Ary Scheffers ein Bild hinweisen, welches neuerdings von dem Verlagsbuchhändler Herrn Emil Goldschmidt in Berlin aufgefunden wurde und dessen Provenienz ebenfalls noch nicht hat festgestellt werden können. Man weiß, wie Heine über Ary Scheffers Bilder geurteilt hat. Er sagt von ihnen: „Seine Gesichter haben meistens jene fatale Couleur, die uns manchmal das eigene Gesicht verleiden könnte, wenn wir es überwacht und verdrießlich in jenen kleinen, grünen Spiegeln erblickten, die man in alten Wirtshäusern, wo der Postwagen des Morgens still hält, zu finden pflegt".

Dem bereits skizzierten Bilde von Johannot folgt das von Jules Giere (S. 304). Es ist sehr seltsam, daß der Name dieses Malers in Heines Briefen niemals erwähnt wird, so daß sich auch nicht der leiseste Hinweis dafür findet, daß er diesem Künstler je gesessen. Das Original befindet sich aber doch im Nachlaß der während des Druckes dieser Arbeit verstorbenen Frau Charlotte Embden in Hamburg. Die Schwester des Dichters, sowie sein Neffe Baron Ludwig von Embden erklärten das Bild unbedingt für das ähnlichste und beste aus jener Zeit. Nur die Augen seien ein wenig zu groß, sonst aber sei es eine getreue Wiedergabe seiner Züge. Es ist auch das Lieblingsbild Mathildens gewesen. Das Bild ist wiederholt vervielfältigt worden. Ganz unähnlich ist ein Steindruck von Eduard Kaiser in Wien. Dagegen ist die etwas verbesserte und künstlerisch drapierte Photographie aus dem Kunstverlage von Fr. Bruckmann in München bedeutend schöner. Sie ist allgemein bekannt und ein willkommener Wandschmuck geworden.

Seltsamerweise ist das Bild Friedrich Pechts (S. 192), das im Jahre 1840 entstanden, weniger bekannt geworden. Es unterscheidet sich auch in der That wesentlich von den früheren Bildern. Indes kann ich dem Urteil Strodtmanns in diesem Fall nicht beistimmen, daß die Aehnlichkeit eine tote, verdrießliche und geistlose sei. Allerdings macht das Bild einen etwas philisterhaften und zu gutmütigen Eindruck, aber man darf nicht vergessen, daß Heine damals wirklich „im Zenith seines Fettes" stand und zu behaglicher Fülle neigte. Der Mund ist zu üppig und die Augen zu groß, sonst dürfte an dem Bilde kaum ein wesentlicher Fehler auszusetzen sein, es sei denn, daß man den satirischen Zug in dem Antlitz des Poeten vermissen sollte. Ein Kupferstich, der ein oder zwei Jahre später bei Baumgärtner in Leipzig erschienen, ist sicher diesem Bilde nachgezeichnet (S. 208). Er unterscheidet sich nur dadurch, daß es von links aufgenommen, das Gesicht etwas schmaler und der Mund kleiner ist. Dadurch entsteht aber eine größere Aehnlichkeit. Vollständig verzeichnet ist ein Steindruckporträt, welches in der von Arnold Ruge herausgegebenen Anthologie „Die politischen Lyriker unserer Zeit" (1847) enthalten ist. Schon der große Vollbart macht die Zeichnung Wilhelm Dümmlers unähnlich.

Es ist unbestritten ein Phantasiebild, welches dem politischen Zwecke jener Sammlung entsprechen mochte, aber durchaus unähnlich ist.

Dagegen erhebt ein Oelbild, welches Julius Popper im Spätsommer 1844 während der Anwesenheit des Dichters in Hamburg angefertigt (S. 224), Anspruch auf große Aehnlichkeit, obwohl es sich von allen bisher erwähnten stark unterscheidet. Hier sehen wir zum ersten Mal die Spuren eines Augenleidens, das Heine schon damals befallen hatte. Um den Mund finden wir den müden, schmerzlichen Zug, der aus den Dichtungen und Schriften jener Periode uns so oft entgegentritt. Obwohl die Züge auf diesem Bilde sehr ernst, auf dem Pechtschen dagegen sehr freundlich sind, haben beide Bilder doch eine starke Familienähnlichkeit. Heine saß dem Künstler nur zweimal in den Vormittagsstunden, gleich nach dem Frühstück „und in nachlässigstem Schlafrockneglige, mehrfach durch Korrekturlesen und andere Störungen unterbrochen“.

Es folgt nun das bekannteste Heinebild, auf welchem uns die Züge des Dichters warm ansprechen. Ernst Kietz hat es im Sommer 1851 gezeichnet (S. 266). Wenn man glaubt, daß das Bild seine große Beliebtheit nicht so sehr seiner Aehnlichkeit mit dem Original, als dem Umstande verdankt, daß die Züge desselben der Vorstellung genau entsprechen, welche das Publikum von dem Aussehen des Dichters auf der Matratzengruft sich gebildet hat, so würde man dem Maler Unrecht thun. Es ist sehr fein und sorgsam ausgeführt, und alle Besucher der Matratzengruft verbürgen seine Aehnlichkeit. Die individuellen Züge des Bildes stimmen im Ausdruck und Charakter völlig mit denen Heines überein.

Man erkennt dies am besten, wenn man das Bild mit dem Hautreliefmedaillon in Bronze vergleicht, das der berühmte Bildhauer David d'Angers in demselben Jahre (nicht 1848 oder 49, wie Strodtmann annimmt) ausgeführt hat. Hier treten die feinen Züge des Dichters viel charakteristischer hervor als in den früheren, fast sämtlich en face aufgenommenen Porträts. Nach dem Gipsabdruck dieses Medaillons ließ Julius Campe später eine Photographie anfertigen, die unbedingt als das ähnlichste und zugleich schönste Porträt des Dichters aus seinen letzten Lebensjahren gelten darf. Caroline Jaubert konstatiert die vollendete Aehnlichkeit dieses Bronzemedaillons. Als Heine es ihr zum Geschenk machte, ließ er es mit einer Guirlande von ziselierten Rosen umgeben.

Das letzte Heinebild (S. 288) stammt aus dem Jahre 1852. Es ist von Charles Gabriel Gleyre (1806—74), einem Künstler, der auf die technische Vorbildung der französischen Maler einen großen Einfluß ausübte und die künstlerische Form mit Anmut und Sicherheit des Vortrags vereinte. Das Bild macht einen wehmütigen und ergreifenden Eindruck. Hören wir über die Bilder von Gleyre und Kietz das Urteil Alfred Meißners und die Ansicht

des Dichters selbst. Meißner erzählt: „Aus Heines Lazarustagen ist ein anderes Bild von Gleyre vorhanden, das zuerst in der »Revue des deux Mondes« erschien und später der französischen Ausgabe der »Reisebilder« beigefügt wurde. Es ist ähnlich, aber es befriedigt mich auch nicht. Heine ist hier nicht allein, nicht unbelauscht, er liegt auf dem Paradebett vis à vis den zwei Welten. Wie er in Trauer versunken in seinem Fauteuil zu sitzen pflegte, wenn ihn die Wärterin aus dem Bett gehoben, wie er sann und träumte, bis ein neues Lied in seiner Seele



Heinrich Heine.
Reliefmedaillon von David d'Angers 1851.

aufging, so hat ihn Kietz aufgefaßt, und es gebührt dem Künstler für sein sprechend ähnliches Bild der wärmste Dank". Julius Campe hat die Zeichnung veranlaßt. Es war schon lange sein Wunsch, ein Oelbild von Heine zu besitzen, und er bat diesen eindringlich, sich von Kietz malen zu lassen. Heine wandte dagegen ein, daß seine Jammergestalt dies nicht gestatte. Man sprach lange hin und her und Campe bemerkte, daß sich Heines Züge gegen früher veredelt hätten. „Veredelt?" fragte Heine. „Können Sie mir für die Wahrheit Ihrer Worte die Hand geben?" Es geschah. „Nun, dann soll ein Maler das Bild in schwarzer Kreide liefern." Wie Meißner berichtet, war Campe bei den verschiedenen Sitzungen anwesend. Als Mathilde den fertigen Kopf erblickte, erschrak sie und sagte: „Er sieht ganz blind aus". Campe antwortete, die Zeichnung sei nach der Natur und

fragte sie, ob sie es nicht ähnlich fände. „Zum Erschrecken ähnlich", erwiderte Mathilde, „aber ich möchte ihn mit offenen Augen gezeichnet haben". — „Gut, wir haben den Maler hier, und er soll es versuchen, ob er Ihrem Wunsche genügen kann." Kietz wagte den Versuch und Campe bat ihn, das Bild mit den geschlossenen Augen für ihn fertig zu machen, das andere aber Mathilde zu überlassen. Als der Maler am anderen Morgen sich an die Arbeit machte, bat ihn Heine: „Lassen Sie mich einmal die beiden Bilder vergleichen". Das mit den offenen Augen gab er gleich zurück. „Das ist eine Lüge", sagte er; das andere betrachtete er eine Weile und seufzte: „Ja, ja, das ist das wahre Bild unseres Herrn —, er war ja auch ein Jude!" Heine selbst fand das Bild nicht schlecht. Empört war er aber über den Steindruck, den Campe davon hatte machen lassen, „der wieder eine scheußliche Fratze wurde, worin noch obendrein das vorhängende Glotzauge eine nachträgliche Erfindung des Lithographen ist. Es ist ein empörender Mißbrauch des Vertrauens, mein armes unschuldiges Gesicht dergestalt zu prostituieren". Bei dieser Gelegenheit (1853) erklärt Heine, daß er von älteren Porträts nur eine Lithographie nach dem Bilde von Oppenheim kenne, und „obgleich sie blutwenig geschmeichelt ist, dennoch der Aehnlichkeit wegen gerühmt werden kann". Außerdem empfiehlt er den Stahlstich nach der Zeichnung von Gleyre, „welcher von allen meinen Freunden der Aehnlichkeit und der guten Auffassung wegen gepriesen wird". Auch in einem folgenden Brief warnte Heine vor jenem Steindruck, auf dem ihm der Künsler „ein scheußliches Schellfischauge angehenkt hat". Auf den späteren Nachbildungen der Zeichnung von Kietz ist dieser Fehler glücklich vermieden und so darf man wohl sagen: Es ist der Dichter des „Romanzero" und der „Geständnisse", der aus diesem Bilde zu uns spricht, wie aus den Zeichnungen von Kugler und Gassen der Autor der „Reisebilder", aus der Bleistiftskizze von Grimm der Sänger des „Buches der Lieder" uns frei und sicher entgegentritt.

Dreißigstes Kapitel. Das Denkmal.

In einem Briefe Heines an seinen Bruder Maximilian vom 29. August 1837 findet sich die folgende Bemerkung: „Wie es mir im Alter gehen wird? Ehrlich gesagt, ich wage nicht daran zu denken! Ich werde wahrscheinlich die Zahl jener edelsten und größten Männer Deutschlands vermehren, die mit gebrochenem Herzen und zerrissenem Rock ins Grab steigen. In Düsseldorf wird mir dann wohl ein Monument gesetzt werden". Nahezu buchstäblich hat sich der erste Teil dieser Prophezeiung erfüllt. Dagegen harrt der andere Teil auch nach mehr als einem halben Jahrhundert noch der Erfüllung.

Das Wort Heines stammt aus dem Jahre 1839. Aber schon lange vorher hatte er in den „Reisebildern“ seine Scherze über die künftige Popularität gemacht. Damals schlief sein Ruhm allerdings noch in den Marmorbrüchen von Carrara, und auch „der Makulaturlorbeer“, womit man seine Stirn schmückte, hatte seinen Duft noch nicht durch die ganze Welt verbreitet. Heute ist das anders. Heute gehört Heine der Weltlitteratur an. Sein Name wird in Düsseldorf wie in Carrara mit Anerkennung genannt. Und in der deutschen Litteratur wird er nach und neben Goethe als der erste lyrische Dichter der neuen Zeit gefeiert. Man muß gestehen, daß diese Anerkennung, die kaum dreißig Jahre nach Heines Tode begonnen, für deutsche Verhältnisse überraschend schnell erfolgte. Dennoch hinkte sie seiner wirklichen Popularität erheblich nach. Schon bei Lebzeiten Heines badete sich ja selbst ein Fürst Metternich in den süßen, melancholischen Gewässern seiner Lyrik, ergötzte sich ein Fr. v. Gentz an seinen „Reisebildern“, zog Friedrich Wilhelm IV. seine Gedichte vielen anderen zeitgenössischen Produktionen vor. Und Julius Campe veranstaltete Auflage um Auflage von seinen Schriften. Und auch in unseren Tagen bekundete die unglückliche Fürstin auf Oesterreichs Herrscherthron frei ihre Bewunderung des Dichters; Fürst Bismarck las in Friedrichsruh mit Vorliebe seine Schriften, die Königin Viktoria von England gehört zu seinen begeistertsten Verehrerinnen und die hohe Aristokratie zitiert am liebsten seine Verse. In den Gewinn, der aus der Verbreitung seiner Schriften hervorgeht, teilen sich heute viele Verleger in Deutschland und in anderen Ländern.

Bei einer solchen Popularität lag die Denkmalsfrage nahe. Sie ist aber auch schon vor Jahren aufgeworfen worden. Schon in dem Entwurf zu einem Denkmal für Friedrich Wilhelm IV. in Köln brachte ein rheinischer Künstler auf dem Piedestal auch die Figur Heines an; aber der Entwurf fand keine Gnade in den Augen der Jury. Einige Jahre darauf suchte Moritz Hartmann die deutschen Künstler in Paris für ein Denkmal Heines zu interessieren. Seinen begeisterten Worten gelang es auch in der That, einen begabten Künstler, Ferdinand Heilbuth aus Altona, für diese Idee einzunehmen. Auf der Grabstätte des Montmartre schwur sich der enthusiastische Maler, nicht zu ruhen und zu rasten, bis der deutsche Dichter ein seines Namens würdiges Denkmal haben würde. Allein auch dieses Vorhaben kam nicht zur Ausführung. Dann ist lange von einem Denkmal nicht die Rede gewesen. Nur wenn hie und da aus Paris Schilderungen von dem Zustand des Heinegrabes in deutsche Zeitungen kamen, da mochte wohl mancher sich des bittern Gefühls und des Unmuts darüber nicht erwehren können, daß der deutsche Dichter bisher noch keinen würdigen Denkstein unter den Prachtmonumenten der französischen Dichter gefunden habe. Gewöhnlich kehrte sich dieser Unmut gegen die Familie Heine. Ich muß aber zu Ehren des Barons Gustav Heine-Geldern ausdrücklich

hier konstatieren, daß derselbe bald nach dem Tode des Bruders diesem ein prächtiges Marmordenkmal errichten lassen wollte. Der Entwurf eines namhaften Wiener Architekten hatte allein schon bedeutende Kosten verursacht, als plötzlich Mathilde Heine in sehr schroffer Weise sich dagegen in öffentlicher Zeitungspolemik auflehnte und die Absicht des Bruders mit Gewalt vereitelte. Wenn die Nichte Heines, die Fürstin della Rocca, meint, daß das Dichtergrab in seiner jetzigen Einfachheit viel mehr Effekt mache als das stolzeste Monument, so mag sie vielleicht recht haben. Sie übersieht dabei nur, daß es sich nicht um den Effekt handelt, sondern um die Anerkennung, die eine Nation dem Genius schuldet, und um die Pietät, die sie ihren großen Dichtern zu bewahren hat. Ein sichtbarer Ausdruck dieser Pietät ist aber ein Denkmal für einen Dichter.

Von diesen Erwägungen ausgehend, habe ich schon im Februar 1876 in einem Aufsatz für eine angesehene deutsche Zeitung die Anregung für ein Heinedenkmal zu geben versucht. Offen gestanden: in der festen Ueberzeugung, daß diese spurlos verhallen werde. Und auch im Schlußwort zu meinem Buche: „Heinrich Heine und seine Zeitgenossen“ habe ich demselben Gedanken Ausdruck gegeben, wobei ich allerdings schließlich zu der trostlosen Perspektive gelangte: es würden noch Jahrzehnte vergehen, ehe in Deutschland eine solche Idee realisierbar sein könnte. Aber bald darauf kam, wie männiglich bekannt, die Idee in Aufnahme, und zwar von einer Seite, von der man am wenigsten gerade für diese Sache etwas hätte erwarten können.

Es ist merkwürdig, wie schlecht das Gedächtnis unserer Zeit ist. Kaum ein Jahrzehnt ist vergangen, seit die Geschichte des Heinedenkmals die Zeitgenossen in Aufregung setzte, und schon jetzt ist es möglich, daß die abenteuerlichsten Fabeln geglaubt und wiedererzählt werden, die sensationslüsterne Zeitungen darüber auftischen. Es ist deshalb notwendig, den wahren Sachverhalt auseinanderzusetzen. Die verstorbene Kaiserin Elisabeth von Oesterreich faßte den Gedanken zu einem Denkmal für den Dichter im Jahre 1888. Sie besprach die Angelegenheit mit Sachkundigen und beauftragte schließlich den rühmlichst bekannten Bildhauer Professor Ernst Herter in Berlin, dessen „Sterbender Alexander“ von ihr schon früher angekauft worden war und den sie als Künstler sehr hochschätzte, mit der Ausführung. Zugleich bildete sich in Düsseldorf ein Komitee für das Denkmal, dem die angesehensten Männer der Rheinprovinz und später auch aus ganz Deutschland beitraten. Nun begann die Hetze zunächst von ultramontaner Seite. Nichtsdestoweniger bewilligte sogar der Düsseldorfer Magistrat einen schönen und würdigen Platz für das Denkmal. Nun begann die Hetze aber auch von hochkonservativer und antisemitischer Seite. Die Broschüren- und Artikelflut jener Tage, die wohlgesammelt ist, wird einmal dem



Das Hertersche Heinedenkmal in Newyork.

Kulturhistoriker unserer Zeit wichtiges Material zur Charakteristik der Zeitverhältnisse bieten. Die Kaiserin, der jede einzelne Broschüre zugeschickt wurde, war darüber tief entrüstet. Anderseits erfreute sie aber auch die lebhafte Teilnahme aller gebildeten Kreise. Als Herter ihr nach einigen Jahren im Schlosse zu Laxenburg sein Modell vorführte, war sie von der Ausführung geradezu entzückt. Namentlich der Entwurf mit der Büste Heines fand ihren besonderen Beifall. Sie stand dann auch von der ursprünglichen Absicht, das Denkmal ganz auf eigene Kosten zu errichten, ab und sagte: „Ja, so ist es recht! Das Denkmal für einen Dichter muß aus der Liebe seines Volkes hervorgehen!" Inzwischen hatte die Wühlarbeit der Gegner aber doch ihre Früchte getragen. Als der Düsseldorfer Bürgermeister bei irgend einer wichtigen Veranlassung nach Berlin kam, erhielt er von dem damaligen Minister des Innern einen scharfen Verweis und infolgedessen trat er aus dem Komitee; viele andere folgten ihm, und auch das Geschenk des Platzes wurde zurückgezogen. In Wien aber fand eine direkte

Intervention statt, der zufolge auch die Kaiserin sich nunmehr von der ganzen Angelegenheit zurückzuziehen veranlaßt sah. Damit war das Schicksal des Heinedenkmals in Düsseldorf besiegelt. Was nun folgte, war nur noch ein unwürdiges Satyrspiel zu der Tragödie dieses Dichterlebens. Das Rumpfkomitee ging mit dem Denkmalsentwurf von Stadt zu Stadt hausieren, ohne irgendwo freundliches Entgegenkommen zu finden. Eine Umfrage bei den angesehensten Dichtern und Gelehrten ergab das erfreuliche Resultat, daß die meisten sich für das Denkmal aussprachen. Vergeblich! Nachdem auch schließlich in Mainz sich kein Plätzchen fand für den rheinischen Dichter, galt die Idee als aufgegeben, bis sich plötzlich die Deutschen in Amerika ihrer annahmen. Die ganze Geschichte des Heinedenkmals verdiente wohl von einem Poeten in zierliche Verse gesetzt zu werden. Aber freilich, dieser Poet müßte eine Heine kongeniale Natur sein. Er könnte dann mehrere sehr hübsche Gesänge als Schluß zu „Atta Troll" oder als Fortsetzung zum „Wintermärchen" liefern. Wir haben aber, so scheint es, keinen Dichter wie Heine; nicht einmal unter dem jüngsten Deutschland. Und so muß die erbauliche Historie von dem Denkmal zu Düsseldorf einem künftigen Poeten als dankbarer Stoff überlassen werden. Die schönsten Verse würde wohl Heine selbst auf diese Geschichte gemacht haben, er, der schon in den „Reisebildern" die Errichtung seines Monuments in Düsseldorf mit so vieler Ironie behandelte und sogar die Höhe des Trinkgeldes festsetzte, das einst die grünverschleierten vornehmen Engländerinnen dem Dienstmädchen geben werden, das ihnen dieses Denkmal zeigen wird. Aber vielleicht hätte er nur dem Schmerz Ausdruck gegeben über die Verkennung. Paul Heyse schließt sein sinniges Gedicht über das Heinedenkmal mit dem Vers:

In den verklärten Augen stand
Ein schmerzlicher Hohn zu lesen:
„Einst hatt' ich ein schönes Vaterland;
's ist nur ein Traum gewesen!"

Am 8. Juli 1899 ist das Denkmal Heines auf dem freien Boden Amerikas in einem Park der Stadt Newyork feierlich enthüllt worden. Es ist der Loreleibrunnen mit dem Reliefporträt Heines, den Herter als einen der Entwürfe für das Düsseldorfer Denkmal ein Jahrzehnt vorher der hohen Gönnerin des Poeten vorgelegt hatte. Nur daß auf zwei gegenüberliegenden Steinen des Abflußbeckens noch die Inschriften angebracht sind: „To the Memory of their great Poet the Germans in the United States" — „Ihrem großen Dichter die Deutschen in Amerika". Bei der Enthüllung des Denkmals sprach der Redner des Tages die folgenden denkwürdigen Worte: „Hier stehen wir für die große Sache des Fortschritts, nicht als Deutsche oder Franzosen, als Engländer oder Irländer, sondern unter der Aegide einer Regierung, die uns die Freiheit der Presse, die Freiheit der Rede

und der Ueberzeugung in vollstem Maße garantiert, sind wir einfach Mitglieder der großen menschlichen Familie, welche der erhabenen Dienste stets eingedenk sind und bleiben werden, die der Humanität von dem großen Dichter und Denker Heinrich Heine geleistet wurden. Die amerikanische Metropole zahlt daher heute die Schuld ab, zu der Deutschland wie die übrige Welt dem unvergleichlichen Genius von Heinrich Heine verpflichtet sind."

Der Ausdruck der Hoffnung, daß auch in Deutschland sich noch einmal ein Monument des Dichters erheben würde, fand rauschenden Beifall bei den treuen Söhnen des Vaterlandes im fernen Erdteil. Dieses Denkmal wird aber sicher kein anderes sein können als der zweite Entwurf Herters, als seine Porträtbüste Heinrich Heines! Der Künstler hat sich auf dringende Bitten hin entschlossen, diese Büste selbständig auszuführen und in Handel zu geben. Sie stellt uns Heine um seines Lebenstages Mittag vor. In sinnender Melancholie erscheint der Dichter des „Buches der Lieder" vor uns, mit etwas leicht vorgeneigtem Haupte, ein freies, offenes Gesicht, ein schöner Kopf, einer der schönsten vielleicht, die die Skulptur je gemeißelt hat, mit jenem träumerischen, aber zugleich auch ironischen Zug um die Mundwinkel, der seine poetische Ader verrät. Die Statue ist im Entwurfe wie in der Ausführung ohne Frage außerordentlich gelungen, ich möchte sagen: Der Künstler hat auf diesem Gesichte „Das Buch der Lieder" mit den „Reisebildern" in glücklichster Weise vereinigt. Unwillkürlich ruft jeder beim Anblick dieser Statue aus: Ja, so muß Heine ausgesehen haben, so habe ich ihn mir immer gedacht!

Aber diese Porträtstatue ist nichtsdestoweniger kein Phantasiestück des Künstlers, sondern von großer Treue und Aehnlichkeit. Zwei klassische Zeugen traten für diese Aehnlichkeit ein: die eigene Schwester des Dichters und sein leiblicher Neffe. Frau Charlotte Embden schrieb dem Künstler: „Ihre Heinebüste ist sehr schön und ähnlich und hat mir viel Freude gemacht". Und der Neffe des Dichters, Baron Ludwig von Embden, sagte über die Büste: „Sie ist ein Meisterwerk, sehr ähnlich und edel und schön in der Ausführung, was mich um so mehr erfreut, da bis jetzt keine Büste des Dichters existierte. Sie haben mir und meiner Mutter eine große Freude damit bereitet". Diesen klassischen Zeugnissen ist, was die Porträtähnlichkeit anbetrifft, nichts mehr hinzuzufügen. Was aber die Ausführung angeht, so darf wohl noch einmal gesagt werden, daß sie genial entworfen und im künstlerischen Sinne vollendet ist. In diesem Bilde wird Heine fortleben, gleichviel ob das Denkmal in Düsseldorf je zu stande kommt oder nicht.

Inmitten der heißen und leidenschaftlichen Kämpfe aber, die für und gegen die Denkmalsidee ausgefochten wurden, führte die hohe Frau, die den Plan zuerst gefaßt, selbständig ein schönes und poetisches Friedenswerk aus, indem sie im palmen-



Heinebüste von E. Herter.

umrauschten Garten ihres Feenschlosses Achilleion auf Korfu ihrem Lieblingsdichter ein Denkmal von sinniger Pracht errichten ließ. Vom Meeresstrande führt eine Treppe von einigen hundert Stufen aus weißem Marmor am Hange eines



Heinedenkmal im Achilleion auf Korfu. Von L. Hasselriis.

waldigen Hügels empor, und hoch oben, auf einem Absatz der Treppe erhebt sich ein von allen Seiten offener Tempel auf sechs Säulen aus weißem Marmor und mit einer runden Kuppel. Die Mitte des zierlichen Baues, beschattet von mächtigen silbergrauen Olivenbäumen, birgt das lebensgroße Marmorbild Heines, eine künstlerische Schöpfung des bekannten, seit Jahren in Rom lebenden dänischen Bildhauers A. L. Hasselriis. Die Statue steht angesichts des Meeres, das er liebte

wie seine Seele, in wunderbarer Lage. Der Dichter sitzt auf einem Sockel, im letzten Stadium seiner unheilvollen Krankheit, mit nach vorn geneigtem Haupt und geschlossenem Auge, dem eine Thräne entquillt. Die eine Hand hält den Schreibgriffel, die andere ein Blatt mit dem Text des Liedes:

Was will die einsame Thräne?
Sie trübt mir ja den Blick,
Sie bleibt aus alten Zeiten
In meinen Augen zurück.

Aber mit dieser poetischen Huldigung begnügte sich die edle und unglückliche Fürstin nicht. War es ihr nicht vergönnt, die Stätte seiner Geburt mit einem Monument zu schmücken, so wollte sie wenigstens die Stätte seines Grabes durch ein Denkmal weihen. Sie hatte sich ja von dem Zustand dieses Grabes im Jahre 1891 selbst überzeugt. Und derselbe Künstler, der das Denkmal im Achilleion geschaffen, den Heine, der schon seit einem Vierteljahrhundert in seinem Geiste lebte, derselbe Künstler erhielt auch diesen schönen Auftrag. Allerdings im Geheimen! Denn niemand sollte es erfahren, wer diesen sinnigen Akt der Pietät ausgeführt, und der Künstler selbst hat das Geheimnis sorgsam bewahrt bis auf diesen Tag. Gleichwohl ist es nicht Geheimnis geblieben.

Wer diese beiden Denkmäler miteinander vergleicht, der wird sicher zu der Erkenntnis gelangen, daß es nicht allein das feinste künstlerische Verständnis, sondern mehr noch die warme und innige Liebe zu dem Dichter war, aus dem sie hervorgegangen. Von besonderem Interesse ist deshalb die diese Vermutung bestätigende Vorgeschichte desselben, die der Künstler einem ihn in seinem römischen Atelier besuchenden Schriftsteller folgendermaßen erzählte:

„Ja, ich verdanke dem armen Dichter mein bescheidenes Glück. Als ich vor 25 Jahren die Spachtel zu meinem ersten Heinedenkmal ansetzte, da war Frau Sorge meine treueste Begleiterin — und ob auch die Jugend über die herbsten Nöten hinweghalf, war mein Leben doch ein unendlich trauriges. Fern von der Heimat, ungekannt, ungenannt und nahezu hilflos, sah ich der Zukunft mit Bangen entgegen. Heinrich Heine war mein Trost und meine Hilfe. Ich schickte das Werk nach Wien zur Weltausstellung, und klopfenden Herzens vernahm ich bald darauf, daß die internationale Jury mir eine Kunstmedaille zuerkannt hatte. Knapp vor Schluß der Ausstellung erhielt ich ein Angebot, ich sollte die Arbeit in Gips verkaufen. Nein, dazu war ich auch in meiner schneidenden Armut zu stolz. Ich holte mir mein Schmerzenskind nach Rom zurück, und hier blieb es, sorgsam gehegt und gepflegt, zwanzig lange Jahre. Nie und nimmer hätte ich gedacht, daß es noch zu großen Dingen bestimmt war. Eines Morgens im Jahre 1893 -- ich meißelte eben fleißig an einem für Dänemark bestimmten

Bildwerke — klopft es leise an der Thür und ein feiner, schmächtiger Herr zeigte sich auf der Schwelle. »Ist es erlaubt, Herrn Hasselriis zu besuchen?« Ich sage natürlich nicht nein. »Ich bin«, erwidert der Fremde, »der österreichische Botschaftsrat Graf Hohenwart-Gerlachstein, habe viel Schönes von Ihrem Heinedenkmal gehört. Darf ich es sehen?« Ich führe den Grafen da hinein — er deutet auf das dritte Zimmer der Werkstätte — und nach kurzem Betrachten richtet er an mich die kurze Frage: »Wollen Sie die Statue verkaufen, was kostet sie?« — »In Gips nicht", antwortete ich, »lieber soll sie nach meinem Tode in Stücke zerschlagen werden.« — »Wir könnten sie ja gießen lassen.« — »Nein, Herr Graf, die Statue kann nur in reinem, schönen Marmor wirken.« — Der Graf schüttelt den Kopf und geht, und ich sehe ihn erst nach sieben Monaten wieder. Er will die Photographie der Statue haben und verspricht mir eine endgültige Antwort binnen acht Tagen. Schon nach fünf Tagen kommt er mir auf dem spanischen Platze mit lachender Miene entgegen: »Ich habe einen Antrag. Sie führen das Werk in Marmor aus, aber rasch, rasch«. — »Sagen Sie mir doch den Namen des späten Gönners.« — »Unmöglich, lieber Hasselriis, aber seien Sie versichert, der Gönner wird Ihnen Freude und Ehre machen, und Ihr Heine wird einen Standort haben, wie er schöner, poetischer von keiner Dichterphantasie gedacht werden könnte.« — Ich bescheide mich und fördere die Arbeit so gut ich kann, und als sie fertig, kommen Graf Hohenwart und Freiherr v. Bruck und sagen mir mit feierlicher Miene, daß die Statue für das Achilleion bestimmt und der Auftrag von der Kaiserin von Oesterreich herrührt. Ich muß Ihnen bekennen, daß mir dabei das Herz im Leibe lachte.

Man ladet mich nach Korfu ein. Köstlicher Gefühle voll, stehe ich an einem herrlichen Frühlingstage vor meinem Dichter — da rauscht es hinten, und eine weißgekleidete blasse Dame entbietet mir freundlichen Gruß. Es war die Kaiserin. Sie erkundigte sich nach meinen Künstlerirrfahrten und fragte schließlich, ob ich mit dem Platze, den sie ihrem Lieblingsdichter auserwählt, zufrieden sei. Und da ich mich stumm verneige, fährt sie mit einer bezaubernden Stimme fort: »Sehen Sie, lieber Hasselriis, hier hat der Dichter alles, was er sich in seinem traurig-wonnigen Herzen ersehnt — den lachenden Himmel über sich — Lorbeerbäume und dunkle Cypressen und das Meer, das er so geliebt und so schön besungen — und dieser einzige labungsvolle Frieden — es ist so still, so wunderbar still hier, man hört das Rauschen der Ewigkeit wie auf einem einsamen Friedhofe.« — Die Worte bleiben mir," sagte Hasselriis nachdenklich, „ewig unvergeßlich. Die Kaiserin erkundigte sich nach meinen anderen Arbeiten, dann hielt sie plötzlich inne und fragte: »Haben Sie Heines Grab am Montmartre je besucht? Es ist schmucklos

und einsam — als ob der Dichter keines Gedächtnisses wert wäre.« Diese Bemerkung gab mir die Anregung zu der Büste, die Sie eben vor sich sehen. Ich habe mir von der Familie Embden die Erlaubnis erbeten, auf dem schmalen Grabe des Dichters einen zehn Fuß hohen Obelisk zu errichten und die Büste daraufzusetzen."

„Wie, sagen Sie", fragte der Künstler, „die Erlaubnis? Ist das Denkmal nicht bestellt?"

„Die Familie Embden", antwortete ausweichend Hasselriis, „ist damit zufrieden. Das Denkmal wird ungefähr die Hälfte der Grabfläche einnehmen, die bekanntlich nur einen Meter breit und zwei Meter lang ist — auf dem freien Teile sollen Veilchen erblühen. Das ist der Wunsch der Freunde, die ich befragt und die in gleicher Verehrung des Dichters gedenken."

Das Denkmal ist nun nach dem sehnlichen Wunsch des Künstlers vollendet und wird am hundertsten Geburtstag des Dichters an Stelle des alten Grabsteins zur Aufstellung gelangen. Marmorweiß hebt es sich von den blühenden Fliederbäumchen des Hintergrundes ab, um sich die milde pietätsreiche Stimmung verbreitend, die der Bildhauer seinem Werke einhauchen wollte. Es ist alles so, wie das Gipsmodell es ahnen ließ. Archaisch ausgeführte Palmenblätter neigen sich zu beiden Seiten des Sockels herab, zwischen ihnen Sanduhr und Pinienapfel: Sinnbilder des Friedens, des Todes, der Liebe. Auf der Vorderseite des nach oben verjüngten Pfeilers prangt eine griechische Lyra, die ein Kranz erblühender Rosenknospen schmückt. Der Meister empfand bei der Arbeit das heiße Sehnen, dem Kranze die Frische und den Duft von Heines herrlichen Liedern verleihen zu können! Ueber dem Pfeiler ein einfaches Kapitäl und darüber, auf einer schmalen Plinte ruhend, die Büste des Dichters. Das vergrämte Antlitz ist von dem Frieden des herannahenden Todes verklärt, die halberloschenen Augen blicken auf die Lampen zu Füßen des Pfeilers, die ihm das Licht der ewigen Liebe emporsenden — auf Geheiß des geheimnisvollen Auftraggebers tragen die Ampeln die mystische Chiffre *X P* (Christus), wie sie sich in griechischer Form auf altchristlichen Grabmälern findet, was hier wohl eine feierliche Verwahrung gegen eine unholde Geisterrichtung bedeuten soll, die sich prahlerisch und heuchlerisch die Urquelle des ersten arischen Deutschtums nennt. Vor dem Obelisken befindet sich ein liegender Grabstein, auf dem ein schräg aufgerichteter Lorbeerkranz ruht, daran eine Tafel mit einer Inschrift in lateinischen Buchstaben. Der Obelisk trägt auf der Vorderseite die Inschrift: Heinrich Heine — Frau Heine. Das Denkmal wirkt durch stilgerechte Einfachheit und Ebenmaß sehr schön. Bald wird es sich über dem Grabe Heines erheben, das fromme Pietät treuer Verehrer inzwischen sinnig geschmückt hat. Veilchen werden den schmalen



Das neue Hasselriissche Grabdenkmal für Heinrich Heine.

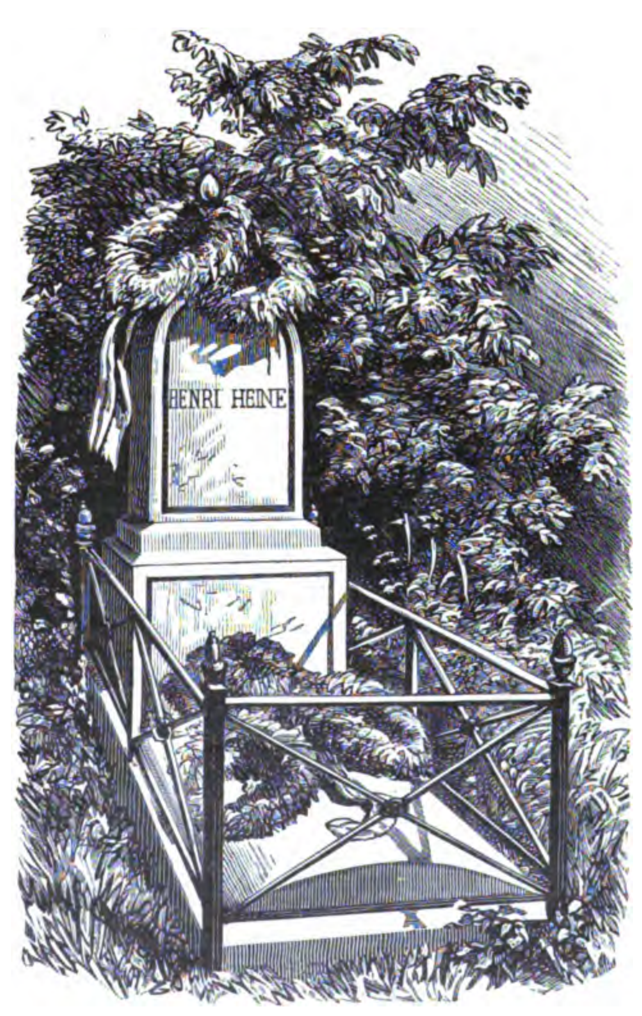
Raum vor dem Sockel bis zum Eisengitter bedecken und Epheuranken den Stein umschlingen.

So wird Heines Grab den würdigen Schmuck erhalten, der ihm unter den prächtigen Monumenten französischer Künstler und Dichter wohl gebührt.

Aber wann wird seine Heimatsstadt dazu gelangen, ihre Ehrenpflicht an den berühmtesten Sohn Düsseldorfs abzutragen? Peter Cornelius und Gottfried Schadow waren gewiß vortreffliche und vielverdiente Künstler, von deren Ruhm auch nicht ein Tüpfelchen genommen werden soll. Aber man konnte sich doch bisher eines Gefühls der Wehmut nicht erwehren, wenn man an ihren Standbildern in Düsseldorf vorüberging und sich unwillkürlich fragte: Wo ist nun aber das Denkmal Heinrich Heines?

Nun, auch er wird einmal sein Marmordenkmal erhalten. Ein Denkmal, sage ich, und nicht eine Büste. Denn er verdient es, der ungezogene Liebling der Grazien, die an seiner Wiege in der Bolkerstraße gesessen haben. Ein Denkmal, das sie am passendsten an das Ufer des Rheins hinstellen werden, wo der Knabe gespielt, der Jüngling geträumt und der Mann in heißer Sehnsucht die innigsten Lieder seiner Liebe gesungen hat. Dort soll das Standbild Heinrich Heines sich erheben, ausschauend in die weite Ebene voll Lieblichkeit und Sonnenschein, aufrechtstehend, der Sänger des „Buches der Lieder“ in seiner jugendlich-elastischen Gestalt, heiter vorwärtsblickend, wie ihn der Künstlergriffel Ludwig Grimms und Ernst Herters in seinen Jugendjahren verewigt hat, des freien Rheines freiester Sohn, wie er sich selbst in einer kühnen Wallung genannt hat. Und neben das Denkmal sollen sie dann Lindenbäume pflanzen, unter denen des Sommerabends die Liebenden sitzen und kosen mögen, wie der Dichter es selbst in einem poetischen Bilde vorausgeschaut. Wir aber wollen uns inzwischen an den Denkmälern erfreuen, die menschliche Pietät und künstlerischer Sinn dem geliebten Dichter errichtet hat. Wenn wir diese aufmerksam betrachten und in die feinen poetisch-ironischen und doch wieder sinnig-liebenswürdigen Züge des Dichters uns versenken, so ist es, als nähmen diese Züge Leben an, als öffneten sich diese schönen Lippen, als spräche dieser süße Liedermund noch einmal zu uns: „Ich allein bin zurückgeblieben wie ein ein einsamer Halm, den der Schnitter vergessen, ein neues Geschlecht ist emporgeblüht mit neuen Wünschen und neuen Gedanken; voller Verwunderung höre ich neue Namen, neue Lieder, die alten Namen sind verschollen, vielleicht noch von wenigen geehrt, von vielen verhöhnt und von niemand geliebt! Ein Baum wird meinen Grabstein beschatten. Ich hätte gern eine Palme, aber diese gedeiht nicht im Norden. Es wird wohl eine Linde sein, und Sommerabends werden dort die Liebenden sitzen und kosen, der Zeisig, der sich lauschend in den Zweigen wiegt, ist verschwiegen, und meine Linde rauscht traulich über den Häuptern der Liebenden,

die so glücklich sind, daß sie nicht einmal Zeit haben zu lesen, was auf dem weißen Leichenstein geschrieben steht. Wenn aber späterhin der Liebende sein Mädchen verloren hat, dann kommt er wieder zu der wohlbekannten Linde und seufzt und betrachtet den Leichenstein lange und oft und liest darauf die Inschrift: »Er liebte die Blumen der Brenta«".



Heinrich Heines Grab in seiner bisherigen Gestalt.

Anmerkungen.

Erstes Kapitel. Ich zitiere die Werke Heines nach meiner kritischen Ausgabe (Berlin 1893II, 9 Bde.). — Vgl. das Werk meines der Wissenschaft viel zu früh entrissenen Freundes Professor Dr. David Kaufmann: Heinrich Heines Ahnensaal (Breslau 1896). — S. 5 Z. 1 v. o.: vgl. VIII. 383 ff. — S. 6 Z. 4 v. u.: vgl. Kaufmann, l. c. S. 283 ff., der einen hebräischen Auszug aus Simon van Gelderns Reisejournal giebt. — S. 10 Z. 14 v. u.: VII. 397 ff. — S. 14 Z. 12 v. o.: l. c. 336. 357. — S. 15 Z. 1 v. u.: Steinschneider, Hebräische Drucke in Deutschland in Zeitschrift für Geschichte der Juden in Deutschland I. 281 ff. — S. 16 Z. 6: VII. 399. — S. 17 Z. 4 v. o.: Joseph Mendelssohn, Salomon Heine (Hamburg 1845) 17. — S. 18 Z. 16 v. o.: VII. 402. — S. 19 Z. 18 v. u.: vgl. die Briefe an Händelche Israel bei Strodtmann, Dichterprofile I. 224 ff. — S. 20 Z. 11 v. u.: Auch das zweite Schriftstück befindet sich in meinem Besitz. — S. 21 Z. 9: Ferber, Historische Wanderung durch die Stadt Düsseldorf (Düsseldorf 1889—90) I. 120. II. 23; Z. 20 v. o.: Geschichte der Brüderschaft zum Ausüben menschenfreundlicher Handlungen und zum Rezitieren der Psalmen in Düsseldorf (D. 1892) 12; Z. 2 v. u.: VII. 430. — S. 22 Z. 18 v. o.: IV. 208 u. Einleitung XXI. — S. 23 Z. 14 v. o.: VII. 23; Z. 16 v. o.: Ferber I. 134. — S. 24 Z. 10: VIII. 565; Z. 17 v. o.: Dichterprofile I. 258; Z. 25: Stahr, Zwei Monate in Paris (Oldenburg 1851) II. 358. Vgl. auch die Mitteilung von August Lewald, Gesammelte Schriften VI. 48.

Zweites Kapitel. S. 25 Z. 16: Ferber l. c. II. 23; Z. 4 v. u.: II. 360. 572. III. 125. — S. 26 Z. 17 v. o.: III. 125 ff. — S. 30 Z. 11: vgl. den zusammenfassenden Aufsatz von Hüffer in Deutsche Rundschau 1897 451 ff. und E. Elster, Zu Heines Biographie in Seufferts Vierteljahrsschrift für Litteraturgeschichte IV. 473, außerdem noch die Aufsätze von Hüffer in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1898 Nr. 129 und 162; Z. 14 v. o.: III. 282; Z. 18: VIII. 178; Z. 10 v. u.: IX. 470.

Drittes Kapitel. Maria della Rocca, Erinnerungen an Heinrich Heine (Hamburg 1881) 27 ff. — S. 34 Z. 19 v. o.: I. 161. — S. 35 Z. 10 v. o.: VIII. 385; Z. 18 v. o.: I. 177. — S. 37 Z. 13 v. o.: della Rocca, l. c. 67 ff. — S. 39 Z. 6: IX. 27; Z. 16: IX. 178. — S. 40 Z. 4: H. Heines Familienleben S. 288 ff. — S. 41 Z. 11 v. o.: l. c. 73.

Viertes Kapitel. S. 45 Z. 3: Die Verwandtschaft dieses Admirals, der von Maximilian Heine in dessen handschriftlichen Memoiren ausdrücklich ein Bruder seiner Tante Sara Bock genannt wird, ist weder aus dem Stammbaum, noch aus den Familienpapieren festzustellen. — S. 48 Z. 11: VIII. 381.

Fünftes Kapitel. S. 51 Z. 1 v. o.: Das Gedicht ist vor einigen Jahren in rheinischen Blättern veröffentlicht worden; Z. 19: della Rocca, Skizzen über Heinrich Heine (Wien 1882) 4; Z. 22 v. o.: I. 87. — S. 52 Z. 17 v. o.: Die Annahme, daß Betty Heine dem Dichter ungünstig gewesen sei, die Elster, Hessel a. a. O. ausgesprochen, scheint nicht stichhaltig. — S. 53 Z. 3: VIII. 330; Z. 14 v. u.: Das Gedicht führt den Titel „Jenny" I. 293; Z. 12 v. u.: I. 131. — S. 54 Z. 15 v. o.: II. 377. 489; Z. 3 v. u.: VIII. 333. — S. 55 Z. 7 v. u.: III. 54 u. 335. — S. 57 Z. 4 v. o.: VIII. 363. — S. 58 Z. 13 v. u.: III. 72. 161; vgl. auch die Briefe an Merkel und Moser VIII. 500. 503. — S. 60 Z. 5: H. Schiff, Heinrich Heine und der Neuisraelitismus (Hamburg 1866) 23 ff.; Z. 20 v. o.: Heinrich Laube, Erinnerungen I. 396; Z. 10 v. u.: Dieser Aron Hirsch spielt noch in den letzten Briefen Heines an seinen Bruder Maximilian eine gewisse Rolle. Seine Erscheinung ist ein Schreckbild für den Dichter geblieben, das ihn immer an die trübste Zeit

seines Lebens mahnte. — S. 61 Z. 6 v. o.: Eine seltsam abenteuerliche Geschichte erzählt Heines Jugendfreund J. B. Rousseau in der ersten Biographie des Dichters 1838, neuerdings abgedruckt in dem wertvollen Buche von J. Nassen, Neue Heinefunde (Leipzig 1898) S. 19. H. soll damals den Plan gehabt haben, eine glückselige Insel in irgend einem Meere aufzusuchen und zu kolonisieren. Die Polizei, die von dem für diesen Zweck gestifteten Verein erfuhr, zerstörte den Plan.

Sechstes Kapitel. S. 62 Z. 3 v. o.: VIII. 8. — S. 63 Z. 13 v. o.: VIII. 251; über den Verein vgl. Strodtmann, H. Heine I. 275 ff.

Siebentes Kapitel. S. 69 Z. 15 v. o.: VII. 386. — S. 70 Z. 2 v. o.: vgl. O. Blumenthal in der Ausgabe der Werke Grabbes I. 5; Z. 4 v. o.: Kalisch, Pariser Leben (Leipzig 1880) 328; Z. 12 v. u.: Schriften von F. v. Gentz V. 240. — S. 71 Z. 13 v. u.: vgl. Friedrich Hebbels Briefwechsel II. 217, Brief vom 17. Mai 1855; Z. 1 v. u.: Blumenthal, l. c. IV. 367. — S. 73 Z. 7 v. u.: II. 66; es ist komisch, daß der Biograph Hebbels, Emil Kuh, diese Mitteilung im buchstäblichen Sinne aufgefaßt hat; vgl. dessen Biographie Friedrich Hebbels II. 656. — S. 74 Z. 8 v. o.: Blumenthal, l. c. IV. 627 ff.; Z. 11: ebd. 633 ff.; Z. 17 v. o.: VIII. 397; Z. 4 v. u.: l. c. IV. 639, zuerst mitgeteilt von Fr. Steinmann, Briefe von H. Heine (Amsterdam 1861) I. 111. — S. 75 Z. 10: l. c. IV. 388 ff.; Z. 22 v. o.: l. c. IV. 470 ff.; Z. 28 v. o.: l. c. IV. 476 ff.; Z. 5 v. u.: vgl. Grisebach, Die deutsche Litteratur seit 1770 (Berlin 1887) 271. — S. 76 Z. 8 v. o.: IV. 114 und V. 346; Z. 17 v. o.: Der Plural ist hier selbstverständlich ein Druckfehler, V. 13; Z. 22 v. o.: VIII. 298; Z. 8 v. u.: l. c. IV. 539. — S. 77 Z. 10 v. o.: H. Laube, Reisenovellen V. 356 ff.; Z. 21 v. o.: IX. 77; Z. 26 v. o.: IX. 427. 98. 229; Z. 5 v. u.: IX. 479. — S. 78 Z. 7 v. o.: VII. 385 ff. — S. 79 Z. 9 v. u.: Julian Schmidt, Geschichte der deutschen Litteratur[I.] II. 205.

Achtes Kapitel. S. 81 Z. 2 v. o.: Der „Ratcliff“ ist in der Uebersetzung von A. Maffei wiederholt auf italienischen Bühnen aufgeführt worden. Mascagnis Oper wurde am 27. Oktober 1895 zuerst in Stuttgart aufgeführt. Außerdem existieren noch Opern „Ratcliff“ von E. Villafiorita und Mauritius Vavrinez, die letztere wurde am 28. Februar 1895 zum ersten Male in Prag gegeben, ferner ein „Almansor“ von Bianco. Als Drama wurde „Ratcliff“ in Frankfurt a. M. und der „Almansor“ in Meiningen aufgeführt; Z. 13 v. u.: VIII. 386; Z. 9 v. u.: VIII. 392. — S. 82 Z. 3 v. o.: Nicht für Bernhard Klein, sondern für dessen Bruder Joseph schrieb H. ein Singspiel, IX. 381. Den Titel „Der Batavier“ giebt Steinmann, l. c. 162 zuerst an; Z. 6 v. o.: VIII. 398, 415. — S. 83 Z. 2 v. o.: vgl. Maximilian Heine, Erinnerungen an Heinrich Heine (Berlin 1868) 122 ff. Die Authentizität dieser Mitteilung steht, wenn man an die förmlich devoten Briefe Heines an Goethe denkt, die inzwischen veröffentlicht wurden, sehr in Frage; Z. 11 v. o.: VIII. 439. 450; Z. 15 v. u.: Strodtmann, Dichterprofile I. 253 ff. — S. 85 Z. 1 v. o.: VIII. 494. 485; Z. 10 v. o.: V. 375 ff.; Z. 16 v. o.: IX. 30; Z. 16 v. u.: IX. 34. Statt 1833 muß es im Jahre 1835 heißen; Z. 11 v. u.: August Lewald, Ges. Schr. VI. 58; Z. 3 v. u.: Theodor Mundt, Spaziergänge und Weltfahrten (Altona 1839) 169. — S. 86 Z. 2 v. o.: Laube, Erinnerungen an Heine, in Gartenlaube 1868 S. 9 ff.; Z. 14 v. o.: Schmidt-Weißenfels, Ueber Heinrich Heine (Berlin 1857) 20 ff.

Neuntes Kapitel. S. 87 Z. 15 v. o.: l. c. 74 ff. — S. 88 Z. 3 v. o.: III. 150; Z. 20: l. c. XIII ff. — S. 89 Z. 10 v. u.: l. c. XLVII ff. — S. 90 Z. 9 v. u.: l. c. XLII. — S. 91 Z. 6 v. u.: l. c. XLVII. — S. 92 Z. 6: Strodtmann, l. c. I. 240; Z. 16 v. o.: l. c. XLIX; Z. 12 v. u.: l. c. 45 ff. — S. 93 Z. 8 v. o.: VIII. 450; Z. 17 v. u.: l. c. XXXVI. — S. 94 Z. 15 v. u.: Strodtmann, H. Heine I. 129 ff. — S. 95 Z. 9 v. o.: Hannoversche Post 1893 I. 8; Z. 7 v. u.: vgl. Unter Palmen (Leipzig 1872) 66 ff. — S. 96 Z. 18 v. o.: Vom Fels zum Meer 1886/1887 Heft 8. 10.

Zehntes Kapitel. S. 100 Z. 1 v. o.: VIII. 510; Z. 10 v. u.: VIII. 513. 528. — S. 101 Z. 12 v. o.: Eine vorzügliche Ausgabe dieses ersten Druckes hat Ernst Elster (Heilbronn 1887) mit einer gut orientierenden Einleitung ediert. — S. 102 Z. 3 v. o.: Die Mitteilung dieser Autographen verdanke ich der Güte der Witwe des sel. Amtsgerichtsrats Sethe, eines Sohnes von

Christian Sethe, in Berlin. — S. 103 Z. 16 v. o.: Heinrich Heines ausgewählte Werke (Berlin o. J.) 4 Bde.; Z. 8 v. u.: I. 3. — S. 105 Z. 18 v. o.: VII. 490.

Elftes Kapitel. S. 107 Z. 17 v. o.: III. 186 ff. — S. 108 Z. 16 v. o.: II. 118; Z. 23 v. o.: II. 213, VII. 234; Z. 10 v. u.: II. 341. 367. 562 ff. 258 ff. — S. 110 Z. 18 v. o.: VII. 320; Z. 2 v. u.: vgl. Burschenschaftliche Blätter 1888 Nr. 9 u. 10. — S. 113 Z. 6 v. o.: In der Lebensskizze für die Allg. d. Biog. Z. 7 v. u.: VII. 238. XX. 570; Z. 12 v. o.: Briefwechsel 195 ff.

Zwölftes Kapitel. S. 114 Z. 12 v. u.: Hüffer, l. c. 95 ff.; Z. 7 v. u.: Ueber die Beziehungen Heines zu Thiersch giebt ein neuerdings von Elster in der „Deutschen Dichtung" XXVII. 13 veröffentlichter Brief erwünschte Aufklärung. — S. 115 Z. 17 v. o.: Hessel, Dichtungen von H. Heine (Bonn 1887) 26 Anm., vgl. auch Stahr, l. c. 338; Z. 21 v. o.: VIII. 551; Z. 14 v. u.: VII. 264. — S. 116 Z. 5 v. o.: J. Friedrich, Ignaz von Döllinger (München 1899) I. 206 ff.; Z. 3 v. u.: In einer Anmerkung zu Kapitel 6 giebt Friedrich einige Nachweise dafür, daß die oben erwähnten Artikel gegen Heine aus der Feder Döllingers stammen. Er führt das Notizbuch Döllingers und die dort aufgezeichneten Citate, Wendungen und Phrasen an. Er hätte noch eine bessere Quelle angeben können: In dem Handexemplar der „Eos", das sich auf der königlichen Bibliothek in München befindet, steht bei den einzelnen Leitartikeln mit Bleistift der Name des Verfassers hingeschrieben, und zwar, wenn mich meine graphologischen Kenntnisse nicht täuschen, ist es die Handschrift F. B. Baaders, die diese Vermerke gemacht hatte. Bei den Artikeln gegen Heine ist ausdrücklich bemerkt, daß sie von Döllinger herrühren. — S. 119 Z. 18 v. o.: III. 202 ff. — S. 121 Z. 15 v. o.: III. 330. — S. 122 Z. 17 v. u.: II. 342. — S. 123 Z. 7 v. o.: V. 46 Anm.

Dreizehntes Kapitel. S. 123 Z. 13 v. u.: VIII. 532. 538. — S. 124 Z. 1 v. o.: VIII. 540. 542. 547; Z. 15 v. u.: III. 190; Z. 4 v. u.: vgl. David Kaufmann, Heinrich Heines italienische Reise, im Pester Lloyd 1897 Nr. 314; Z. 3 v. u.: In seinen „Erinnerungen" S. 81 ff. erzählt Maximilian Heine freilich, daß er mit seinem Bruder in Lucca gewesen und dort mit ihm jenes Theeabenteuer erlebt habe, welches Heine in seiner bekannten Humoreske schildert. Nach dem Originalbrouillon des Heineschen Reisetagebuchs ist diese Mitteilung nicht richtig. — S. 125 Z. 1 u. f.: III. 194 ff. — S. 127 Z. 6 v. o.: III. 251. Wie aus der Beilage 4 ersichtlich, hatte Heine ein anderes Kapitel „Genua" überschrieben, vgl. III. 371 ff.; Z. 1 v. u.: VIII. 552. — S. 128 Z. 13 v. o.: VIII. 550 ff. — S. 130 Z. 4 v. o.: III. 263. — S. 131 Z. 9 v. u.: VIII. 551 ff. — S. 132 Z. 3 v. o.: VIII. 552 ff. — S. 133 Z. 13 v. o.: Strodtmann, l. c. I. 669; Z. 6 v. u.: VIII. 554. — S. 134 Z. 8 v. o.: VIII. 556. — S. 136 Z. 19 v. o.: VIII. 557. — S. 137 Z. 1 v. o.: VIII. 558; Z. 18 v. o.: Stahr, Zwei Monate in Paris, II. 359; Z. 6 v. u.: III. 239. — S. 138 Z. 14 v. o.: vgl. S. 316; Z. 25 v. o.: VIII. 612; Z. 12 v. u.: IX. 61. 63, vgl. dagegen den Brief an die Fürstin Belgiojoso vom 30. Oktober bei Legras, Henri Heine (Paris 1897) 400. — S. 139 Z. 18 v. o.: VIII. 557; Z. 28 v. o.: VIII. 562 ff. — S. 140 Z. 11 v. o.: VIII. 565. — S. 141 Z. 6 v. o.: VIII. 603. — S. 142 Z. 20 v. o.: Wilhelm Bölsche, Heinrich Heine (Leipzig 1888) 180.

Vierzehntes Kapitel. S. 146 Z. 2 v. o.: VIII. 562; Z. 7 v. u.: VIII. 563 ff. — S. 147 Z. 10 v. u.: VIII. 565 ff. — S. 148 Z. 4 v. o.: 327 ff. — S. 150 Z. 5 v. o.: VIII. 146 ff.; Z. 10 v. o.: l. c. 77 ff. — S. 151 Z. 2 v. o.: VII. 82 ff., vgl. auch über Raupach IV. 100 ff. und V. 278 ff. — S. 152 Z. 16 v. u.: III. 182 ff. — S. 153 Z. 14 v. u.: Die Angabe, daß H. die Nordseebilder auf Helgoland gedichtet, ist ein Irrtum. Diese entstanden 1825—1826; Z. 8 v. u.: VIII. 567. — S. 154 Z. 2 v. u.: VIII. 391. — S. 156 Z. 14 v. o.: VIII. 586. — S. 157 Z. 12 v. o.: VIII. 604; Z. 12 v. u.: VIII. 605. In einem Brief an die Schwester erwähnt er auch noch eine Sängerin Siebert. Ueber die Schröder-Devrient schreibt er: „Mit der Schröder habe ich mich täglich dreimal gezankt und einundeinhalbmal versöhnt"; vgl. Heinrich Heines Familienleben 55 ff. — S. 158 Z. 4 v. o.: VII. 278 ff.; Z. 14 v. o.: VII. 267; Z. 10 v. u.: vgl. Laube I. 400 ff. — S. 159 Z. 6 v. o.: VII. 281 ff.

Fünfzehntes Kapitel. S. 160 Z. 14 v. o.: VIII. 352 ff.; Z. 19 v. o.: Kunst- und Wissenschaftsblatt des Rheinisch-Westfälischen Anzeigers Nr. 23. — S. 162 Z. 18 v. o.: l. c. II. 339; Z. 24 v. o.: Der zweite befindet sich im Besitze eines Autographenhändlers, der eine Abschrift nicht gestattet hat; Z. 8 v. u.: VIII. 356 ff. 359. — S. 163 Z. 10 v. u.: VIII. 366 ff. — S. 164 Z. 17 v. o.: VIII. 377. — S. 165 Z. 1 v. o.: VIII. 383 ff.; Z. 11 v. o.: VIII. 406; Z. 15 v. o.: VIII. 425 ff.; Z. 16 v. u.: VIII. 464; Z. 9 v. u.: VIII. 445. — S. 166 Z. 1 v. o.: Selbstverständlich ist dort von einem bisher unbekannten Briefe die Rede; Z. 6 v. o.: VIII. 484. — S. 166 Z. 10: VIII. 504; Z. 6 v. u.: l. c. II. 340. — S. 167 Z. 7 v. o.: III. 107 ff.; Z. 20 v. o.: Immermanns Werke in Kürschners Deutsche Nationallitteratur I. 64; Z. 3 v. u.: VIII. 524 in einem Briefe an Merckel. Vgl. auch die merkwürdige Aeußerung bei E. Jermann, Das Wespennest oder der Kölner Karneval (Leipzig 1835) S. 63. — S. 168 Z. 4 v. o.: M. Beer, Briefwechsel 207 ff.; Z. 9 v. o.: ebd. 64 und Anm. 2. — S. 169 Z. 23 v. o.: Aus Varnhagens Nachlaß in der kgl. Bibliothek zu Berlin. — S. 170 Z. 7: VIII. 590 ff.; Z. 12 v. o.: VIII. 570 und III. 257; Z. 16 v. o.: IX. 15; Z. 14 v. u.: III. 193; Z. 8 v. u.: IX. 162. — S. 171 Z. 12 v. o.: l. c. I. 230.

Sechzehntes Kapitel. S. 172 Z. 7: H. von Treitschke, Deutsche Geschichte V. 764 ff. — S. 173 Z. 19 v. o.: VIII. 199 ff. — S. 174 Z. 9 v. u.: III. 24. — S. 175 Z. 7 v. o.: l. c. 169 ff.; Z. 15 v. u.: IX. 12; Z. 9 v. u.: V. 288. — S. 176 Z. 9 v. o.: V. 14; Z. 12 v. o.: IX. 229; Z. 20 v. o.: vgl. den Aufsatz von Karl Emil Franzos, Heine und die Schwaben, Frankfurter Zeitung 1896 Nr. 144. 149. 155. — S. 177 Z. 5 v. o.: II. 443; Z. 7 v. o.: II. 411. Ueber die wirkliche Abstammung des wahrscheinlich deutschen Wortes sind die Sprachforscher noch nicht einig.

Siebzehntes Kapitel. S. 178 Z. 5 v. u.: vgl. Friedrich Hebbels Tagebücher (Berlin 1885) I. 97. — S. 179 Z. 17 v. u.: vgl. Friedrich Hebbels Briefwechsel (Berlin 1890 ff.) I. 48; Z. 2 v. u.: l. c. I. 168 ff. — S. 182 Z. 15 v. o.: l. c. I. 173 ff. — S. 183 Z. 9 v. o.: l. c. I. 177; Z. 20 v. u.: Tagebücher II. 7 ff. — S. 184 Z. 11 v. o.: VII. 10 ff.; Z. 5 v. u.: Briefwechsel II. 187. — S. 185 Z. 4 v. o.: l. c. II. 198 u. 204. Wie ich inzwischen bemerkt, hat Hebbel doch an Campe über Heine geschrieben, der Brief steht aber in den Tagebüchern II. 45 ff.; Z. 2 v. u.: l. c. II. 207. — S. 186: Briefwechsel II. 218, nicht Tagebuch; Z. 15 v. o.: l. c. IV. 228; Z. 21 v. u.: VIII. 296; Z. 13 v. u.: l. c. II. 222; Z. 4 v. u.: l. c. II. 225. — S. 187 Z. 22 v. o.: IX. 365; Z. 4 v. u.: l. c. II. 269 Anm. — S. 188 Z. 4 v. o.: l. c. II. 252. Statt Februar muß es Dezember heißen; Z. 8 v. o.: l. c. II. 225; Z. 10 v. o.: l. c. II. 260; Z. 12 v. o.: l. c. II. 305 ff. — S. 189 Z. 6 v. o.: Das war eine Verdächtigung, der betreffende Artikel (1847 S. 763) war nicht von Heine; Z. 11 v. o.: l. c. II. 333 u. 335; Z. 20 v. o.: V. 14; Z. 27 v. o.: IX. 361; Z. 4 v. u.: Briefwechsel I. 458 ff. — S. 191 Z. 4 v. o.: Briefwechsel zwischen A. Grün und L. A. Frankl (Berlin 1897) S. 61 ff.; Z. 8 v. o.: II. 253.

Achtzehntes Kapitel. S. 191 Z. 6: l. c. I. 386. — S. 192 Z. 14 v. o.: Aus meiner Zeit (München 1894) I. 184 ff. — S. 193 Z. 13 v. u.: Glasenapp, Rich. Wagner[3] I. 329. — S. 194 Z. 10 v. o.: Glasenapp, l. c. I. 411; Z. 13 v. u.: Zeitung für die elegante Welt 1843 138 ff., Gesammelte Schriften I. 21. — S. 195 Z. 14 v. o.: IV. 292, vgl. auch Ernst Pasque in Nord und Süd XXX. 116 ff.; Z. 17 v. o.: l. c. I. 413 ff.; Z. 13 v. u.: III. 85; Z. 6 v. u.: The Meister, Journal of the Wagner Society V. 4 ff. — S. 196 Z. 7 v. o.: Die Sage vom Fliegenden Holländer, Bayreuther Blätter XVI. 307 ff. — S. 197 Z. 4 v. o.: l. c. IV. 285 ff.; Z. 21 v. o.: VII. 210; Z. 4 v. u.: Neue Zeitschrift f. Musik 1844 Nr. 32. — S. 198 Z. 9 v. o.: VII. 204 u. 381; Z. 20 v. o.: l. c. III. 51 ff. — S. 199 Z. 5 v. o.: V. 367 ff.; Z. 11 v. o.: l. c. I. 113; Z. 5 v. u.: V. 365. — S. 200 Z. 14 v. o.: Geschichte der deutschen Litteratur[1] II. 425; Z. 16 v. o.: V. 321 ff. — S. 201 Z. 15 v. o.: V. 251, vgl. auch den Brief an Steinmann VIII. 338, und Steinmann, H. Heine 58 ff., wo der angeführte Aufsatz nach meiner Meinung nahezu sicher von Heine herrührt; Z. 23 v. o.: V. 337 ff. — S. 202 Z. 4 v. o.: II. 471 Anm.; Z. 10 v. o.: X. 493. — S. 203 Z. 2 v. o.: l. c. V. 107; Z. 16 v. o.: l. c. VIII. 77.

Neunzehntes Kapitel. S. 204 Z. 18 v. o.: Brandes, Ferdinand Lassalle 19. — S. 205 Z. 8 v. u.: A. Weill, Souvenirs intimes par H. Heine (Paris 1883) 66. — S. 206 Z. 6: IX. 273 ff. — S. 207 Z. 9 v. u.: IX. 280 ff. — S. 208 Z. 13 v. o.: Briefwechsel und Tagebücher des Fürsten Hermann von Pückler-Muskau III. 403; Z. 19 v. o.: IX. 280; Z. 1 v. u.: l. c. III. 404 ff. — S. 209 Z. 9 v. u.: IX. 282. — S. 210 Z. 5 v. o.: IX. 283 ff. — S. 211 Z. 12 v. o.: IX. 281 ff. 286. — S. 212 Z. 14 v. o.: IX. 281 ff. und V. 400 Anm.; Z. 7 v. u.: Weill, l. c. 65; Z. 2 v. u.: IX. 281. — S. 213 Z. 20 v. o.: Weill, l. c. 66; Z. 3 v. u.: vgl. den Brief in Neue Freie Presse 1895 Nr. 11210. — S. 215 Z. 2 v. o.: IX. 352; Z. 14 v. u.: Kohut, F. Lassalle (Leipzig 1889) 34 ff. — S. 216 Z. 3 v. u.: l. c. 179 ff. — S. 218 Z. 17 v. u.: IX. 339. Vgl. Franzos, Heine und Friedland, Vossische Zeitung 1892 Nr. 175. Auf die ganze Affaire bezieht sich die in ihren persönlichen Anspielungen erst hierdurch verständliche Stelle in der Vorrede zu den „Geständnissen“ VII. 434: „Charakteristisch ist, daß unseren deutschen Schelmen immer eine gewisse Sentimentalität anklebt. Sie sind keine kalten Verstandesspitzbuben, sondern Schufte von Gefühl. Sie haben Gemüt, sie nehmen den wärmsten Anteil an dem Schicksal derer, die sie bestohlen, und man kann sie nicht los werden. Sogar unsere vornehmen Industrieritter sind nicht bloße Egoisten, die nur für sich stehlen, sondern sie wollen den schnöden Mammon erwerben, um Gutes zu thun; in den Freistunden, wo sie nicht von ihren Berufsgeschäften, z. B. von einer Direktion der Gasbeleuchtung der böhmischen Wälder, in Anspruch genommen sind, beschützen sie Pianisten und Journalisten, und unter der buntgestickten, in allen Farben der Iris schillernden Weste trägt mancher auch ein Herz, und in dem Herzen den nagenden Wurm des Weltschmerzes“.

Zwanzigstes Kapitel. S. 220 Z. 6 v. o.: IV. 365; Z. 10 v. o.: l. c. 287; Z. 18 v. o.: Deutsche Revue IX. 310 ff.; Z. 8 v. u.: VI. 335. 347. 423 ff. — S. 221 Z. 7 v. u.: l. c. 171 ff. — S. 223 Z. 12 v. o.: II. 274; Z. 5 v. u.: IX. 58. — S. 224 Z. 4 v. o.: IX. 299; Z. 11: H. Laube, Paris 1847 (Mannheim 1848) 143; Z. 15 v. u.: M. Heine, l. c. VII. 109 ff. — S. 225 Z. 9 v. o.: V. 109; Z. 5 v. u.: VI. 35. — S. 226 Z. 8 v. o.: VI. 244. 248. 272. 292. 325. — S. 227 Z. 5 v. o.: VII. 72 Anm.; Z. 14 v. o.: Legras, Henri Heine 421 ff. — S. 229 Z. 1 v. o.: Deutsche Rundschau XX. 357 ff.; Z. 3 v. u.: VI. 396 ff. Vgl. auch die interessante Aeußerung von Thiers über Heine 1850 bei Audebrand, Petits Mémoires (Paris 1892) I. 97: „L'homme qui, à l'heure où nous sommes, écrit le mieux en français est un étranger; cet étranger est un Allemand et cet Allemand est Henri Heine“. — S. 231 Z. 1 v. o.: VI. 228. 268. 293 Anm.; Z. 3 v. u.: Legras, l. c. 419 ff. — S. 232 Z. 12 v. o.: H. v. Treitschke, Deutsche Geschichte V. 764 ff. — S. 233 Z. 8 v. o.: Strodtmann, l. c. II. 336 ff.; Z. 5 v. u.: VI. 413.

Einundzwanzigstes Kapitel. S. 234 Z. 20 v. o.: l. c. I. 405 ff. und Gartenlaube 1868 Nr. 24. — S. 237 Z. 21 v. u.: IX. 30. 531. — S. 238 Z. 5 v. o.: V. 35 Anm. — S. 240 Z. 4 v. u.: VII. 341. — S. 241 Z. 21 v. o.: l. c. I. 407; Z. 5 v. u.: G. Sand schrieb an Heine immer: „Mon cher Cousin!“ Vgl. IX. 365.

Zweiundzwanzigstes Kapitel. S. 242 Z. 10: Jaubert, Souvenirs 283 ff. — S. 243 Z. 9 v. o.: IV. 211. — S. 244 Z. 3 v. o.: VII. 165 ff. — S. 245 Z. 3 v. o.: II. 200; Z. 11 v. o.: Magazin für die Litteratur des Auslandes Bd. 50 S. 217 ff. — S. 246 Z. 20 v. o.: Lettres de Alfred de Musset à son frère en Italie (Paris 1876) 246 ff.; Z. 9 v. u.: Erlebtes und Erdachtes (Stuttgart o. J.) I. 135 ff. — S. 248 Z. 6 v. o.: Nationalzeitung 1897 Nr. 260. Vgl. auch L. P. Betz, H. Heine und A. de Musset (Zürich 1897). — S. 249 Z. 3: Lindau, A. de Musset (Berlin 1877) 51 und 32 ff.

Dreiundzwanzigstes Kapitel. S. 251 Z. 11 v. u.: IX. 480 ff. Le Mousquetaire 1854 Nr. 13 vom 28. März 1854. Audebrand, l. c. 76 ff. — S. 254 Z. 12 v. u.: Strodtmann, l. c. II. 414.

Vierundzwanzigstes Kapitel. S. 255 Z. 4 v. o.: l. c. 299 ff.; Z. 14 v. o.: Ill. d. Monatshefte I. 260 ff. Der Artikel war mit S-d. gezeichnet. — S. 259 Z. 4 v. o.: IX. 399. — S. 260 Z. 8 v. o.: II. 262 ff.

Fünfundzwanzigstes Kapitel. S. 261 Z. 20 v. o.: Souvenirs intimes de H. Heine (Paris 1883) 26. W. behauptet dort, er sei mit einem Brief Gutzkows zu Heine gekommen. Wie Elster aus dem ersten Briefe Heines an W. nachweist, ist das unrichtig. Deutsche Rundschau LXXXXI. 396. — S. 262 Z. 1 v. o.: l. c. 39 ff. — S. 263 Z. 6 v. o.: l. c. 39 ff. — S. 264 Z. 13 v. u.: l. c. 130. — S. 265 Z. 24 v. o.: l. c. 76; Z. 11 v. u.: vgl. Heinrich Heine (Berlin o. J.) 80 ff. — S. 266 Z. 4 v. o.: IX. 300. Statt Dezember muß es dort September heißen; Z. 10 v. o.: VIII. 235 ff. — S. 267 Z. 5 v. o.: IX. 355; Z. 9 v. o.: Wolff, Briefe von H. Heine an H. Laube (Breslau 1893) 52; Z. 12 v. o.: Meißner, Heinrich Heine (Hamburg 1856) 151.

Sechsundzwanzigstes Kapitel. S. 268 Z. 6 v. u.: VIII. 326. — S. 269 Z. 4: H. Heine und seine Zeitgenossen 172 ff. — S. 281 Z. 12 v. o.: Mit Clauren war H. gar nicht bekannt. Ueber Grillparzer l. c. 76 ff.; Z. 3 v. u.: V. 14. — S. 274 Z. 2: Westermanns Monatshefte 1859 534 ff. — S. 277 Z. 14 v. o.: I. 382 ff. — S. 280 Z. 5 v. o.: Aquarelle aus dem Leben II. 111; Z. 12 v. o.: IV. 337 ff. — S. 282 Z. 12 v. u.: V. 296. VII. 203. — S. 283 Z. 13 v. o.: VII. 233 ff.; Z. 6 v. u.: IX. 345.

Siebenundzwanzigstes Kapitel. S. 287 Z. 14 v. o.: Les derniers jours de H. Heine (Paris 1884); Z. 10 v. u.: IX. 481 ff. — S. 289 Z. 11 v. o.: l. c. 288; Z. 8 v. u.: l. c. 81 ff. — S. 290 Z. 9 v. o.: II. 565; Z. 12 v. u.: l. c. 100. — S. 291 Z. 4 v. o.: l. c. 105. — S. 291 Z. 6: Berliner Tageblatt 1896 Nr. 413. — S. 292 Z. 4 v. o.: della Rocca, Erinnerungen 147 ff. — S. 293 Z. 2 v. o.: Schattentanz II. 292 ff.; Z. 3 v. u.: Der Brief an Max Heine (Beilage 5) bezieht sich auf Unterhandlungen wegen der „Vermischten Schriften", die 1854 erschienen sind.

Achtundzwanzigstes Kapitel. S. 296 Z. 10: Das Autograph der Todesanzeige befindet sich in meinem Besitz. Gruby, der selbst ein Original war, ist im vorigen Jahre gestorben; Z. 12 v. o.: M. Heine, Erinnerungen 113 ff. — S. 300 Z. 8 v. o.: VI. 463 ff.; Z. 18 v. o.: IX. 338 ff. — S. 307 Z. 12 v. o.: vgl. Laube, Erinnerungen I. 401. — S. 312 Z. 6 v. u.: Der Nachruf enthielt noch folgende Redaktionsworte: „Laube bittet uns, gleichzeitig mit diesem Aufsatze bekannt zu machen, daß er eine Lebensgeschichte Heines herausgeben werde, und daß alle Freunde und Bekannte des Verstorbenen gebeten sind, Briefe und sonstige Beiträge an ihn nach Leipzig zu senden. Es sollen alle Originalpapiere Heines, welche man dem Biographen anvertraut, gewissenhaft an die Eigentümer zurückgesandt werden, sobald sie eingesehen und benutzt worden sind. Die Redaktion der »Allgemeinen Zeitung«". Wie aus dem Schluß des in der Einleitung mitgeteilten Begleitbriefes hervorgeht, rührt auch diese Mitteilung, daß Laube eine Biographie Heines schreiben wollte, von Heinrich Laube selbst her.

Neunundzwanzigstes Kapitel. S. 314 Z. 10 v. o.: l. c. I. 67; Z. 8 v. u.: VIII. 531. — S. 315 Z. 19 v. o.: VIII. 530. — S. 316 Z. 10 v. o.: VIII. 547; Z. 10 v. u.: l. c. I. 705 und in Illustrierte Frauenzeitung IV. Nr. 36. — S. 317 Z. 8 v. u.: Strodtmann, l. c. I. 632. — S. 318 Z. 11 v. u.: l. c. 283. — S. 319 Z. 18 v. o.: VIII. 200. — S. 320 Z. 7 v. o.: IX. 112 und 383. — S. 321 Z. 8 v. u.: vgl. Elster in H. Heines Ges. Werke VII. Vorwort; Z. 12 v. u.: Erinnerungen 217. — S. 322 Z. 3 v. o.: l. c. 29; Z. 21 v. o.: VII. 5; Z. 5 v. u.: Henri Julia in Deutsche Revue IX. 298. — S. 323 Z. 12 v. u.: Strodtmann, l. c. II. 309. P. hat auch das Bild der Mutter Heines damals gemalt. — S. 324 Z. 2 v. u.: l. c. 217 ff. — S. 325 Z. 13 v. u.: Briefe an Schad vom 26. April und 22. Mai 1853 in Seufferts Vierteljahresschrift für deutsche Litteraturgeschichte V. 328 ff.

Dreißigstes Kapitel. S. 325 Z. 7 v. u.: Elster in Deutsche Rundschau LXXXXI. 61. — S. 327 Z. 17 v. o.: H. Heines Familienleben 324 ff.; Z. 7 v. u.: l. c. 339 ff. — S. 329 Z. 24: vgl. Hans R. Fischer, H. Heine im Lichte unserer Zeit (München 1894). — S. 330 Z. 2: Heine-Almanach (Nürnberg 1893) 133. Berliner Tageblatt 1899 Nr. 344. 370. — S. 333 Z. 2 v. o.: vgl. A. v. d. Linden, Das Heine-Grab auf dem Montmartre (Leipzig 1898), 25 ff. Um die Ausschmückung des Grabes hat sich die Redaktion der Frankfurter Zeitung durch ihre Publikationen und eine Geldsammlung im Sommer 1897 großes Verdienst erworben. — S. 336 Z. 9 v. u.: III. 119 ff.

Personenregister.

(Die Zahlen beziehen sich auf die Seite.)

Druck von J. J. Weber in Leipzig.

Am heute habe ich
braut Betty van Gel
meines Vaters und
van Geldern mit den
Geschwistern van Gelder
Augenschein gen
Gelder so der Ge
Vormünder von
Bock in Siegburg
gesehen und dab
durch den unglü
die Fabigelder v

machen
vor, daß
rage f
ed Dir
und Mo
Linz so
wie eing
Rauschen
ist ung
solche
elleß in
so gest

- wollen, jedoch sollen wir und
B wir an der ungetheilten Forder-
ung Ambt Blankenberg, und
ungetheilte Forderung an Mann
isles Benjamin in Unkel und
vom Groß Vater herkommen,
l. an der Forderung des Conradi
nberg Schuld annoch ungetheilt
r Antheil behalten, und wann
ingekommen zu geniessen haben

~~bey sehen~~ Düsseldorf den 31ten Januarij
1797

Samson Heyne als bräutigam
Betty van Gelderen als braut
Abraham Samuel in Nahmen
meiner und meiner Ehefrau
Bronelle van gelderen
A Johanna von gelderen
S. G: van Geldern

Gekommen ist der Mayo
die liebe Erde ist grün,
Wohl durch die Himmelsbl[illegible]
Die rosigen Wolken ziehn

die Nachtigallen singen
Wohl in der laubigen [illegible]
Die weißen Lämmer [illegible]

2. Beilage zu Heinrich Heine von G. Karpeles.

3. Beilage zu Heinrich Heine von G.

S: G: van Geldern

Ich will meine
In den Kelch der
die Lilie soll
ein Lied von der

Das Lied soll
Wie der Kuß von
den sie mir
In wunderbar

3. Beilage zu Heinrich Heine von G.

4. Beilage zu Heinrich Heine von G.

...ung, ~~wo sie glaubten [illegible]~~
~~[illegible]~~ u. [illegible]
[illegible] würde demnach regiert [illegible]
gewöhnlich geknüpft. Die [illegible]
können daher ein [illegible]
u. sich genau die [illegible]
... ist es die höchste Politik [illegible]
... sie es ganz geheim halten [illegible]
... sie nicht ~~[illegible]~~ regieren [illegible]
dagegen sich wenigstens [illegible]
... auf dem Regierungsstuhl [illegible]
... oder [illegible]
~~[illegible]~~
... nur das Volk [illegible]
... damit ~~[illegible]~~ [illegible]
... ganz sicher glaubte er ~~[illegible]~~ [illegible]
... König von [illegible] als die [illegible]
Graf [illegible] oder hat man es ihm [illegible]
~~[illegible] zu [illegible]~~ [illegible]
... die Demagogen [illegible] wollten u.
... spielte eigentlich der König [illegible]
... ich weiß nicht. Er liebt [illegible]
... zu lesen, er blamirt [illegible]
... folglich ist er ein sehr guter
~~[illegible] niemals [illegible]~~ [illegible]
~~[illegible]~~ [illegible].

5. Beilage zu Heinrich Heine von G. Karpeles.

6. Beilage zu Heinrich Heine von

[illegible]

45 r. St Laz[illegible]
17 fevr 18[illegible]

Zug, ~~wo sie glaubten [illegible]~~

ich, ~~niemals fühlte mich meine [illegible]~~
ich das Handwerk gelegt.

6. Beilage zu Heinrich Heine von

